
BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06398 811 5


No PF5374.G6H3
THE TRUSTEES OF THE
PUBLIC LIBRARY
LUX
OMNIVM
CIVIVM
OF THE CITY OF
BOSTON
1852 . 1878



QUELLEN UND FORSCHUNGEN

ZUR

GESCHICHTE, LITTERATUR UND SPRACHE

ÖSTERREICHS

UND SEINER KRONLÄNDER.

DURCH DIE LEO-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON

DR. J. HIRN U. DR. J. E. WACKERNELL

O. Ö. PROFESSOREN AN DER UNIVERSITÄT INNSBRUCK.

III.

DIE DEUTSCHE SPRACHINSEL GOTTSCHEE.

GRAZ.

K. K. UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI UND VERLAGS-BUCHHANDLUNG ‚STYRIA'.

1895.

DIE

DEUTSCHE SPRACHINSEL GOTTSCHEE.

GESCHICHTE UND MUNDART, LEBENSVERHÄLTNISSE, SITTEN UND GEBRÄUCHE, SAGEN, MÄRCHEN UND LIEDER.

VON

DR. ADOLF HAUFFEN

DOCENTEN AN DER DEUTSCHEN UNIVERSITÄT PRAG.

MIT VIER ABBILDUNGEN UND EINER SPRACHKARTE.

GRAZ.

K. K. UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKEREI UND VERLAGS-BUCHHANDLUNG ‚STYRIA'.

1895.

SEINER DURCHLAUCHT

DEM

FÜRSTEN KARL AUERSPERG

HERZOG VON GOTTSCHEE,

GEFÜRSTETEN GRAFEN VON WELS,

OBERSTERBLANDKÄMMERER UND OBERSTERBLANDMARSCHALL IN KRAIN UND DER WINDISCHEN MARK, K. U. K. KÄMMERER UND OBERLIEUTENANT DES NICHT ACTIVEN STANDES IM LANDWEHR-DRAGONER-REGIMENTE NR. 1

U. S. W.

EHRFURCHTSVOLL

GEWIDMET.

VORWORT.

Am 27. September 1893 feierten Stadt und Land Gottschee in jubelnder Stimmung ein Fest von weittragender Bedeutung: die Eröffnung der Bahnstrecke. Ein wichtiger Einschnitt in der Geschichte der Sprachinsel; denn nun ist die Zeit ihrer Abgeschlossenheit vorüber, nun wird sie in den allgemeinen Weltverkehr mit einbezogen, der neben reichlichem Segen wohl auch manche Gefahr in sich birgt. Die Gottscheer, die sich über ein halbes Jahrtausend unter schwierigen Verhältnissen Sprache und Sitte der Väter bewahrt haben, werden jetzt stärker denn je fremden Einflüssen ausgesetzt. In diesem Zeitpunkte erscheint es darum wohl geboten, in verweilender Rückschau die Vergangenheit zu prüfen, alle Äußerungen des Volkscharakters und der Volkspoesie, die Sitten und Lebensverhältnisse zu sammeln und darzustellen. Ne pereant! Möge das heranwachsende Geschlecht auch aus dem Anblicke ihres alten volksthümlichen Gutes die Kraft schöpfen, das von den Vätern überkommene deutsche Erbe dauernd zu erhalten.

Eine zweite wichtige Veränderung in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Sprachinsel verursacht das allmähliche Versiegen des Hausierhandels, der auch jetzt durch neue Gesetze noch stärker eingeschränkt werden soll. Vielen einzelnen und der Gesammtheit bringt diese Veränderung Schaden und sie wird darum vielfach beklagt. Doch auch aus dem Aufhören des Hausierhandels, dem die heutige Zeitrichtung aus guten Gründen abgeneigt ist, erwächst dem Ländchen mannigfacher Vortheil. Die Gottscheer werden sich jetzt bemüssigt sehen, der heimatlichen

Erdscholle, der treuesten Ernährerin, liebevollere Aufmerksamkeit und anstrengendere Arbeit zu widmen; sie werden sich mehr und mehr dem Gewerbe und auch dem Studium zuwenden, um sich für den Kampf um ihre Erhaltung auch geistige Waffen zu schmieden. So wird aus dem scheinbaren Unheil immer greifbarer der Segen zu Tage treten und wir können darum der Zukunft der aufstrebenden Sprachinsel mit Zuversicht entgegensehen.

Für ein Buch, das nicht am Schreibtisch allein fertiggestellt werden kann, das vielmehr aus dem lebenden Schatze der Volkspoesie schöpft, bedarf es zahlreicher freundlicher Helfer, die dem zu schildernden Volksstamme selbst angehören. Auch mir fehlten sie nicht und ich muss hier mit aufrichtigem Danke vor allem der Herren Josef Perz, Lehrer in Lichtenbach, und Hans Tschinkel, derzeit stud. phil. in Prag, gedenken. Perz hat etwa die Hälfte der unten mitgetheilten Lieder und die meisten Melodien nach dem Volksmunde für mich aufgezeichnet und auch für das siebente Capitel reichlich beigesteuert. Tschinkel hat nebst einigen Liedern die Lücken meiner eigenen Anschauungen und Kenntnisse für das 5. und 6. Capitel ergänzt. Bei der Schreibung der Gottscheer Texte war er mir durch seine innige Vertrautheit mit der Mundart ein unentbehrlicher Mitarbeiter. Mehrere Lieder wurden mir durch die Herren Max Tomitsch, jetzt Oberlehrer in Lichtenwald (Steiermark), und Matthias Petschauer, Lehrer in Göttenitz, mitgetheilt. Ich selbst habe die Mehrzahl der hier veröffentlichten Lieder in Gottschee singen gehört; doch nur dann Lied und Melodie selbst aufgezeichnet, wenn mir die Vermittlung durch heimische Kräfte nicht möglich war. Die Namen der Aufzeichner sind bei jedem Liede vermerkt.

Bei meinem dreimaligen Aufenthalte in Gottschee wurde ich durch die liebenswürdigsten Auskünfte seitens privater und amtlicher Personen, insbesondere des Herrn k. k. Bezirkshauptmannes Dr. Ludwig Thomann Edlen von

Montalmar, des Herrn Pfarrers Anton Kreiner aus Ebenthal, und der Herren Gymnasial-Professoren erfreut. Durch den freundlichen Zufall, dass mein Bruder Josef Hauffen seit zwei Jahren als k. k. Bezirksrichter in Gottschee weilt, hat meine Arbeit auch vielseitige Förderung erfahren.

Die älteren Aufsätze und Schriften über Gottschee habe ich sorgsam benützt. Vor allem kamen mir für das 2. Capitel die unten näher bezeichneten trefflichen historischen Arbeiten der Herren Professor Josef Obergföll und Gymnasial-Director Peter Wolsegger sehr zu statten. Für das 1. und 4. Capitel habe ich amtliche Berichte und die zahlreichen Aufsätze, Notizen und statistischen Zusammenstellungen in den „Gottscheer Mittheilungen", dem „Deutschen Kalender für Krain" u. a. eingesehen. Viele dieser Aufsätze rühren von den Herren Landes-Schulinspector Wilhelm Linhart und Landtags-Abgeordneter Robert Braune, die meisten von Professor Obergföll her, der — ein geborener Oberösterreicher — seit zwanzig Jahren in seiner neuen Heimat Gottschee als Lehrer und Schriftsteller mit reichem, tief greifendem Erfolge wirkt.

In diesem Jahre wurden von zwei Seiten Schriften über Gottschee vorbereitet, doch mit freundlicher Rücksichtnahme auf mein Buch nicht veröffentlicht.

Die bisher umfangreichste Arbeit über unseren Gegenstand, das „Wörterbuch der Mundart von Gottschee" von Karl Julius Schröer (in den Wiener Sitzungsberichten 1868 und 1870) hat mir gute Dienste geleistet. Ich verweise hier ein für allemal darauf, weil ich eine Wiederholung der von ihm beigebrachten Worterklärungen vermeide. Die von Schröer, sowie die von Elze mitgetheilten Lieder aber habe ich der Vollständigkeit wegen (übrigens meist mit neuen Varianten) aufgenommen, zumal sie nur einen kleinen Theil meiner Sammlung ausmachen. Eine neue Darstellung der Mundart versuche ich im 3. Capitel unabhängig von ihm. Eine Sprachkarte von Gottschee hat Freiherr von Czörnig in der Zeitschrift des deutschen Alpenvereines

1876 veröffentlicht. Weil sie Unrichtigkeiten enthält, habe ich am Schlusse des Bandes eine neue beigegeben. Die Zeichnungen im Texte hat nach meinen Skizzen Herr Dr. Georg Gindely freundlichst angefertigt. Zu herzlichem Danke hat mich der Mitherausgeber dieser Sammlung, Herr Prof. Dr. Wackernell, durch seine fruchtbaren Rathschläge während der Drucklegung verpflichtet.

Ursprünglich hatte ich nur eine Ausgabe von Gottscheer Volksliedern geplant; nach und nach aber, als mir immer mehr Stoff zukam, entschloss ich mich zu einer abgerundeten Schilderung der Sprachinsel. Doch stehen noch jetzt die Volkslieder und die Abhandlungen darüber im Mittelpunkt meiner Darstellung und nehmen den breitesten Raum ein. Ich habe für das 8. Capitel und die Anmerkungen nicht zwecklos Parallelen aus nah und fern gesammelt: ich musste eben alle deutschen Volksliedersammlungen und, soweit sie mir zugänglich waren, auch die südslawischen heranziehen, um für jedes Gottscheer Lied das woher und wann der Abstammung zu untersuchen und womöglich festzustellen. Ferner musste ich in den Anmerkungen die Schwierigkeiten einzelner Lieder, die ohneweiters kaum verständlich wären, erläutern. Unwillkürlich richtete ich an mehreren Stellen von den Gottscheern weg meine Blicke auf das deutsche Volkslied überhaupt und konnte der Verlockung nicht widerstehen, in gelegentlichen Excursen und Untersuchungen einzelne Gebiete der deutschen Volkslyrik und der Stoffgeschichte im allgemeinen zu behandeln.

Ich zweifle nicht daran, dass der Fischzug reicher geworden wäre, wenn ich meine Netze noch tiefer gesenkt und weiter gezogen hätte. Doch wer vermag die Volksseele ganz auszuschöpfen und zu sagen: Jetzt bin ich fertig? Was an volksthümlichen Überlieferungen in Gottschee etwa noch vorhanden sein mag, das wird, so hoffe ich, gerade durch meine Sammlung gelockt aus der Verborgenheit treten; denn nach dem Volksglauben rücken vergrabene Schätze nur allmählich an das Tageslicht. Hoffentlich bietet sich mir einmal die Gelegenheit, auch die Nachzügler zu

verwerten. Inzwischen setze ich die volkskundlichen Arbeiten, die ich auf dem kleinen Gottscheer Gebiete liebgewonnen habe, auf dem größeren Gebiete von Deutsch-Böhmen (im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen) fort.

Dass ich mich bemüht habe, in meiner Schilderung der Sprachinsel (die in unseren Tagen der nationalen Kämpfe auch zu einem politischen Streitgebiet geworden ist) vorurtheilsfrei und sachlich vorzugehen, brauche ich jenen nicht zu versichern, die mit den Aufgaben und Pflichten des ernsten wissenschaftlichen Betriebes vertraut sind. Doch verschweige ich nicht das persönliche Bekenntnis, dass ich mit innerem Antheil an meinem Gegenstande die Arbeit begonnen und vollendet habe. Möge von meiner warmen und freudigen Arbeitsstimmung ein Fünkchen auf die Leser übergehen, damit es meinen Mittheilungen eine freundliche und wohlwollende Aufnahme erwecke!

Prag, November 1894.

A. H.

INHALT.

Texte.

I.

Lage und Beschaffenheit der Sprachinsel.

Die deutsche Sprachinsel Gottschee steht unter der politischen Verwaltung des vorwiegend von Slowenen bewohnten österreichischen Kronlandes Krain, in dessen südöstlichem Theile sie gelegen ist. Von der Landeshauptstadt Laibach gelangt man in einer etwa achtstündigen Wagen- oder dreistündigen Bahnfahrt nach Gottschee.

Die Straße führt zuerst am Rande des tiefgrünen Laibacher Moores an Torfstichen, Mais- und Buchweizenfeldern vorbei und steigt dann in steilen Windungen durch Laubwälder den Auersperg hinan. An der Lehne des Berges erblickt man das Schloss Auersperg, das Stammhaus des gleichnamigen uralten krainischen Geschlechtes. Im Jahre 1067 erbaut, wurde es wiederholt von feindlichen Nachbarn zerstört und in der heutigen Gestalt im Jahre 1570 von den Grundmauern aus neu aufgerichtet. Das Schloss, das sich jetzt im Besitze der gräflichen Linie der Auersperge befindet, erweckt mit seinen gewaltigen Mauern und Eckthürmen den Eindruck unerschütterlicher, alterworbener Kraft. Von der Höhe des Berges hat man einen herrlichen Ausblick über das weitausgedehnte, von breiten Wassergräben und pappelumsäumten Dammstraßen durchzogene, von Gehöften und Fruchtfeldern oft unterbrochene Moor. Jenseits der Ebene das „weiße“, vielthürmige, um den Schlossberg gelagerte Laibach. In weitem Umkreise dunkle Hügelketten, im Hintergrunde die schneebedeckten Felsen der Julischen Alpen und der Karawanken. Der neue Schienenstrang geht links um den Auersperg herum, doch bei Großlaschitz, dem höchsten Punkt des Weges (580 *m*),

trifft er die alte Poststraße und von da ab laufen beide bis Gottschee fast immer, als gute Gefährten, knapp nebeneinander. Erst geht es rasch abwärts in einen von Fichtenhochwald umschlossenen Thalgrund, der an der engsten Stelle den Namen „Hölle“ führt. Rechts von der Straße auf dem höchsten Gipfel erhebt sich Schloss Ortenegg. Es wurde von den Grafen von Ortenburg erbaut, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte das Land weit und breit bis über Gottschee hinaus beherrschten. Im fünfzehnten Jahrhundert kam es an die Grafen von Cilli. Von dem jetzigen Besitzer wird es leider dem Verfalle preisgegeben. Am Ausgange der Waldschlucht tritt die Straße in ein welliges, steinreiches Gebiet ein, das bereits den auch Gottschee eigenthümlichen Karstcharakter an sich trägt. In der Mitte dieser weiten, von hohen Waldbergen umschlossenen Ebene liegt Reifnitz. Aus der Häusergruppe dieses schönen Marktfleckens ragt neben der großen, zweithürmigen Kirche das massige epheuumrankte Schloss hervor, das bis zum Jahre 1227 im Besitze der Auersperge war, später vorübergehend den Ortenburger und Cillier Grafen und den Herzogen von Teck gehörte. Zur Zeit der Besiedlung Gottschees übte über dieses Gebiet der Schlossherr von Reifnitz die weltliche, der Pfarrer die geistliche Gewalt aus. Die Reifnitzer zeichnen sich vor den übrigen Slowenen Krains durch eine absonderliche Mundart und durch die große Geschicklichkeit aus, mit der sie seit Jahrhunderten Siebreifen, Schaufeln, Rechen, Schneeschuhe und andere Holzwaren verfertigen. Ihre Nachbarn jedoch verspotten sie weidlich und erzählen von ihnen die altbekannten, überall verbreiteten Schildbürgergeschichten. Die Straße führt hinter Reifnitz noch an einigen freundlichen Ortschaften vorüber, an Ober- und Niedergereuth, Deutschdorf, Niederdorf, Büchelsdorf, die einst alle deutsch waren, und erreicht am Schweinberg den Grenzstein des Herzogthums, beziehungsweise des Gerichtsbezirkes Gottschee. Der heimkehrende Gottscheer begrüßt dieses Grenzmal mit Jubelrufen und wirft dann einen Stein auf die gegenüberliegende Erderhebung, die als

das Grab französischer Officiere aus dem Jahre 1809 bezeichnet wird.

Hier beginnt auch das deutsche Sprachgebiet. Die nächsten Dörfer zu beiden Seiten der Straße: Loschin, Koflern, Windischdorf, Mitterdorf sind bereits deutsch. Nach einer halbstündigen ebenen Fahrt durch schüttern Wald und an mageren Feldern vorbei, ist die weite Thalmulde der Stadt Gottschee erreicht. Die Stadt selbst liegt (460 *m* hoch) am Fuße eines langen, steilen, dichtbewaldeten Höhenzuges mit mehreren, bis 1020 *m* hohen Gipfeln; darunter der Friedrichstein, gekrönt mit der Burgruine gleichen Namens. Die Stadt Gottschee, die 1200 Einwohner zählt, hat mit den freundlichen großen Neubauten, den Gartenanlagen und Landhäusern, der sehr belebten Hauptstraße, ein nettes und stattliches Aussehen. In der Mitte des Ortes steht das umfangreiche fürstlich Auerspergische Stadtschloss. Nur die Kirche ist unzureichend und baufällig und soll demnächst durch eine neue ersetzt werden. Auf drei Seiten wird die Stadt umgeben von der fischreichen Rinshe (mhd. runse = Rinnsal, Flussbett), die, ein echter Karstfluss, eine Stunde nördlich von Gottschee aus einer trichterartigen Vertiefung hervorquillt, zwischen malerischen Ufern träge dahinzieht und knapp hinter Gottschee, bei hohem Wasserstande erst eine Stunde südlich, in mehreren Spalten und Sauglöchern gurgelnd versinkt, um unterirdisch zur weitentfernten Kulpa abzufließen. Die Rinshe hat in Kriegszeiten die Vertheidigung der Stadt wesentlich erleichtert.

Dieser Hauptort wird im Volksmunde einfach als die „Stadt“ bezeichnet, während man unter „Gottschee“ *('s Gotscheab* oder *'s Gotscheabarlont)* die ganze Sprachinsel, das Herzogthum Gottschee versteht. Die Bezeichnung „die Gottschee“ ist erst von Fremden ins Land gebracht worden. Es ist ein Gebiet von etwa 15 Geviertmeilen, 177 Ansiedlungen und 25.000 fast ausschließlich deutschen Bewohnern, die sich selbst als „Gottscheer“ *(Gotscheabarə)*, zum Unterschiede von den „Krainern“, ihren slowenischen Nachbarn, bezeichnen. Denn sie rechnen sich nicht zu Krain, obwohl

sie der Verwaltung nach dazu gehören, ähnlich wie sich z. B. die deutschen Egerländer nicht zu Böhmen rechnen. Die Sprachinsel hat keine politischen Grenzen. Sie reicht im Osten noch in die Bezirkshauptmannschaften Rudolfswerth und Tschernembl hinein, sie grenzt im Süden und Westen im allgemeinen an Kroatien, im Norden an die Gerichtsbezirke Reifnitz und Seisenberg. Das ganze Gebiet ist rings von hohen Bergen eingeschlossen und von vier (von Nordwest nach Südost streichenden) Bergrücken durchzogen, die wieder von Hügelreihen durchquert werden, so dass es in mehrere Thalsohlen und Kessel zerfällt bei stark wechselnden Höhenunterschieden von 200—1300 *m* Seehöhe. Das weiteste Thal ist das ringförmig eingeschlossene Becken im Norden der Sprachinsel, in dem auch die Stadt liegt. Es ist drei Gehstunden lang und dreiviertel Stunden breit, das schlechtweg als „das Land“ *(lont)* bezeichnet wird. Südwestlich davon jenseits des Burgernock liegt die vielfach gegipfelte Hochebene von Rieg, „das Hinterland“ *(hintrlont)*, um 200 *m* höher als das Land. Westlich von Rieg, durch einen neuen Bergzug getrennt, liegt die *shüachə* (d. h. Furche, ahd. suohâ). Das nordöstliche Gebiet ist das Waldviertel (*baudn*, Walden) und (durch den Hornwald davon getrennt) liegt die *moschə* (d. i. der Sack, slowenisch mošnja). Gebräuchlich ist auch die Bezeichnung „Unterland“ *(dai üntr shaitə)* für das südöstliche Gebiet. Die Bewohner dieser Thäler heißen die *lontnarə, hintrlontnarə, baudnarə, moschnizarə* u. s. w. Der ganze südwestliche Theil ist reich an romantischen landschaftlichen Schönheiten und wird darum auch die Gottscheer Schweiz genannt. Der höchste Punkt ist die Schneewitzspitze mit 1291 *m*. Mit außerordentlich schroffen Wänden stürzen diese Höhenzüge zu den engen, wilden Thälern der Czubranka und der Kulpa (den Grenzflüssen zwischen Krain und Kroatien) hinunter. Die östlichsten Thäler der Sprachinsel hingegen nähern sich ganz der anspruchslosen Weinberg- und Hügellandschaft Unterkrains.

Gottschee gehört fast seinem ganzen Umfange nach dem Karst an, einem Kalksteinplateau, das sich über Inner-

krain, Istrien, das westliche Kroatien bis tief nach Dalmatien hinein erstreckt und sich durch Felswände und Trümmergestein, trichterförmige Einsenkungen und großartige Höhlenbildungen, Mangel an Quellen und unterirdische Flussläufe auszeichnet. Die Bergzüge Gottschees sind Triasformationen, denen im Norden Kreideschichten übergelagert sind. Das Gottscheer Land unterscheidet sich jedoch von den übrigen, meist baumlosen Karstgegenden dadurch vortheilhaft, dass alle Berghänge mit dichten, gut gehaltenen Waldständen der verschiedensten Laub- und Nadelbäume, meist Fichten, Tannen und Buchen, zum Theil mit Urwald bedeckt sind. Tannen von zwei Metern im Durchmesser sind keine Seltenheit. Undurchdringliches Gestrüpp, wuchernde Waldreben, riesige Schwämme auf den umgestürzten vermorschenden Stämmen vervollständigen das typische Waldbild. Die Thalsohlen sind meist waldfrei, doch auch sie entbehren nicht des grünen Schmuckes, denn zwischen den großen abenteuerlich geformten und zernagten Steinblöcken, mit denen fast das ganze Gebiet besäet ist, wächst das Farnkraut in Mannshöhe, gedeihen die mannigfaltigsten Beerensträucher, in reichstem Maße die Haselnusstaude und der Wacholder. Kleine Gruppen von Birken und Lärchen ragen ab und zu über das Strauchwerk empor. Weite Strecken können des mageren steinigen Bodens wegen nur als Hutweide für Hornvieh und Schafe verwendet werden. An anderen Stellen wieder ermöglicht eine dünne Schichte von Lehmerde den Anbau anspruchsloser Feldfrüchte. Der beste Ackerboden ist in den trichterförmigen Vertiefungen, die in verschiedenen Größen im ganzen Lande dem Thalboden ein wellenförmiges Aussehen geben. Solch ein Trichter, der in den slawischen Karstgegenden „Doline“ genannt wird, heißt in Gottschee *gruəbə*, wenn er klein ist *griəble*, wenn er, was selten vorkommt, länglich ist *shuəchə* (Furche). Der Gottscheer Bauer umgibt die Grube mit einem Ruthenzaun und baut auf ihrem Grunde Mais, Bohnen, Hanf, Flachs, Rüben u. a. In einzelnen tiefen Gruben wachsen auch stattliche Fichten und Tannen. Nur

ein Fünftel des ganzen Gebietes ist Ackerboden, mehr als die Hälfte Waldland.

Mit dem Karstcharakter hängen auch die merkwürdigen hydrographischen Verhältnisse Gottschees zusammen. Die allenthalben zerklüfteten Kalkfelsen lassen das Quellwasser rasch versickern und können hingegen Wassermengen, die sich anderwärts angesammelt haben, rasch ausspeien. So entsteht ein greller Wechsel zwischen Überschwemmung und Wassermangel. Wie die Rinshe, so kommen auch andere Bäche des Landes in ansehnlicher Breite aus dem Boden hervor und versinken nach kurzem Laufe wieder in der Erde. Bei anhaltendem Regen aber verlängern sie ihren Lauf oder wandeln enge Thalbecken zum größten Schaden des Landmannes in periodische Seen um. Nach längerer Dürre hingegen versiegen Bäche und Quellen und viele Dörfer sind dann auf Lehmlachen und faulendes Cisternenwasser angewiesen. Gegen beide Seiten des Übels hat man jetzt begonnen, erfolgreich anzukämpfen. Vor allem wurden die vielfach verstopften Sauglöcher gereinigt und erweitert, wodurch das Wasser bei drohender Überschwemmung reichliche Abflussbahnen gewann. Auch für das rationelle Sammeln und Aufbewahren der Regenwässer werden neue Arbeiten geplant.

Wie das ganze Karstgebiet, so ist auch Gottschee überaus reich an Grotten, Höhlen und Berglöchern von den verschiedensten Formen und Größen. Zu den alten, bekannten treten durch fortgesetzte Entdeckungen immer neue hinzu. Hier gibt es Tropfsteingrotten, Windröhren, natürliche tiefe Schachte und Eishöhlen, von denen das Friedrichsteiner Eisloch den bedeutenderen Naturwundern zugezählt werden muss: Mitten im Urwald eine 85 *m* tiefe schauerliche Schlucht, die am Grunde auch im Hochsommer eine weite Eisfläche als scheinbaren Boden über einem zweiten wassererfüllten Abgrund bildet, während an den zerklüfteten Wänden große Eiszapfen und Gletscherzungen hangen. Viele Höhlen dienten in der Türkenzeit als Zufluchtsorte.

In den endlosen Wäldern, die sich fast ohne Unterbrechung bis nach Bosnien hinein erstrecken, hausen noch Wildkatzen, Dachse und Bären. Meister Petz wird nicht arg bedrängt, denn er ist ein verhältnismäßig harmloser Geselle. Er flieht den Menschen, reißt selten Hausthiere, sondern begnügt sich mit Maiskolben und Mostbirnen. Die Wölfe aber, die früher rudelweise in die Hürden einbrachen, hat man mit Kugeln und Gift verfolgt, bis sie, seit etwa zwanzig Jahren, ausgestorben sind. Geier und Adler ziehen noch ihre Kreise, dem jungen Rehwild und Hasen nachstellend. Singvögel sind des Wassermangels wegen in den Wäldern selten. Nur der Ruf des Kuckucks, das Gurren der Turteltaube und das Balzen des Auerhahnes tönt im Lenz vom Walde herüber. Haselhühner und Schnepfen, Elstern und Raben fehlen im Thalgrunde nicht. Die Nacht aber wird belebt durch den Klageruf der Eule und durch das närrische Treiben des Bilches (Myoxus glis), eines Mitteldinges zwischen Maus und Eichhörnchen, der nebst den mannigfaltigen blinden Höhlenthierchen zu der charakteristischen Fauna Krains gehört.

Jetzt führen durch die ganze Sprachinsel zahlreiche Poststraßen, die von Thal zu Thal meist hohe Pässe überschreiten müssen. So hat man von der Straße aus oft den schönsten Ausblick auf das vielgestaltige Gottscheer Bergland mit seinem Wechsel von dunklen Wäldern und hellgrünen Weiden, mit den schmalen, umzäunten Saatfeldern, den freundlichen, weißen, von Obstbäumen umgebenen Ortschaften und den kirchengekrönten Anhöhen. Darüber hinaus aber schweift das Auge über ein Meer von Bergesgipfeln von den fernen blauen Höhen Dalmatiens bis zur felsigen Alpenkette an Kärntens Grenze.

II.

Über die Herkunft der Gottscheer und die Geschichte der Sprachinsel.

Das Gebiet, das die Gottscheer bewohnen, war, ehe Wege gebahnt und Wälder gerodet wurden, fast unzugänglich und gewährt zum Theil noch heute den Eindruck des weltabgelegenen und unwegsamen. Im frühen Mittelalter war es eine unbewohnte, theilweise unbewohnbare Wildnis, denn es ist sicher, dass die Becken von Gottschee, Nesselthal und andere Kessel des Landes in fernen Zeiten stärker und dauernder, als in unseren Tagen, Überschwemmungen ausgesetzt waren und (dem benachbarten Zirknitzer See ähnliche) Wässer mit periodischem Zu- und Abflusse umschlossen. Auch der schlechte Boden konnte die Nachbarn nicht verlocken, über die hohen Bergwälder mühselig vorzurücken. So blieb das Gebiet bis ins dreizehnte Jahrhundert herein abseits der großen Heeresstraßen von den verschiedenen Volksstämmen, die Krain besiedelten, unbeachtet und unbetreten.

Die geschichtliche Forschung hat diese Annahme durchwegs bestätigt.[1] Während sonst allüberall in Krain, auch im Alpengebiet und ganz nahe an der Grenze der Sprachinsel vorhistorische und römische Alterthümer in reichstem Maße gefunden wurden, Pfahlbauten, Keltengräber, Reste römischer Stadtanlagen und Lager, konnte man im ganzen Gebiete von Gottschee nicht eine Münze, nicht eine Spur einer römischen Straße oder Verschanzung entdecken. Auch der verhältnismäßig junge Ortsname Römergrund in Gottschee ist nur die volksetymologische Umdeutung von *remr-*

[1] Für dieses Capitel habe ich zum Theil benützt die Arbeiten von J. Obergföll: „Über die Herkunft der Gottscheer“, Deutscher Kalender für Krain 1888, 1–24, und „Gottscheer Ortsnamen“, ebenda 1890, 10–19; von Peter Wolsegger: „Zur Geschichte der Stadt Gottschee bis zum Jahre 1493“, ebenda 1889, 53–64, und „Zur Geschichte von Gottschee“, ebenda 1892, 6–22; ferner Elze, 3–10.

grunt = Rabengrund (gottscheerisch *rom* = Rabe). Die verschiedenen germanischen Stämme aber, die nach dem Zusammenbruche des Römerreiches sich hintereinander in Krain zeitweilig festsetzten, fanden auf ihrem Wege einladende und fruchtbare Strecken Landes unbewohnt und waren nicht genöthigt, erst Wildnisse urbar zu machen. Sollten sich auch unbedeutende germanische Volkssplitter irgendwo ins Gebirge zurückgezogen haben, so sind sie von den nachrückenden Avaren und Slawen bald aufgesaugt worden.

Die oft geäußerten romantischen Vermuthungen, dass die Gottscheer von Goten oder Vandalen abstammen, müssen also zurückgewiesen werden. Wolfgang Lazius hielt sie für Sueven, der krainische Historiograph Valvasor hat im siebzehnten Jahrhundert, Karl Lechner in neuester Zeit, gestützt auf den Namen Gottschee und ähnliche Scheingründe die Gotentheorie vertreten, während Kaspar Zeuß und jüngst Mupperg die Gottscheer für Reste der Vandalen erklärten.[1] Diese Annahmen, für die nicht der geringste wissenschaftliche Beweis erbracht wurde, konnten von Schröer und Obergföll leicht erfolgreich bekämpft werden. Sie können mit den bestehenden historischen Thatsachen nicht vereinbart werden und widerstreiten auch völlig der Sprache der Gottscheer, die (wie später gezeigt werden soll) keinerlei gotische oder vandalische Überbleibsel enthält, sondern als eine bayrische Mundart mit allen neuen Spracherscheinungen des ausgehenden Mittelalters sich darstellt.

In den späteren Jahrhunderten, in den Zeiten der Karolinger, der Ottonen, der Hohenstaufen ist in den Urkunden, die sich auf Krain beziehen, von Gottschee mit keinem Wörtchen die Rede. In der zweiten Hälfte des dreizehnten und im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts beginnen erst die Urkunden Gegenden und Ortschaften an

[1] Lazius, De gentium aliquot migrationibus, p. 363; Valvasor, 3, 194; Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, 589 ff.; die neuere Literatur bei Obergföll, Über die Herkunft der Gottscheer, 3 ff.

der Grenze des Gottscheer Gebietes zu erwähnen: Tschernembl, Pölland, Reifnitz, Kostel, die Gatschen bei Tschermoschnitz u. a. Das eigentliche Gebiet von Gottschee aber wird noch als namenlose Wildnis im Anhange der Herrschaft von Reifnitz erwähnt. Denn in einem Theilungsvertrage der Ortenburger von 1263 heißt es: „Das Schloss Reivenz mit Leuten, Gütern und allen Zugehörungen bis zum Wasser, welches man insgemein Chulp heißt.“

Mehrere Ortschaften am Rande und in einzelnen Thalsohlen des Gottscheer Gebietes haben slowenische Namen, so Malgern (mala gora = kleiner Berg), Tappelwerch (Topli vrh = Warmberg), Pölland (poljana = Ebene), Göttenitz (kotnica = die Gegend im Winkel), Morobitz (borovec = Föhrenwald), Rieg (reka = Fluss), Ribnik (= Teich) u. a., ein Beweis, dass Slowenen vor der Ankunft der deutschen Ansiedler einzelne Ortschaften gegründet und auch (denn die meisten Bezeichnungen sind deutlich Gegendnamen) die Thäler, die sie von ihren Sitzen aus nur als Jäger oder Hirten durchstreiften mit slowenischen Namen, die später erhalten blieben, versehen haben. Auch der nordwestliche Rand des Gebietes war, wie die Namen Loschin, Windischdorf u. s. w. erweisen, ursprünglich slowenisch. Dass einzelne slawische Einwohner in den deutschen Ankömmlingen aufgegangen sind, ergibt sich auch aus Gottscheer Familiennamen, wie Jaklitsch, Tomitsch u. ä. Die Slowenen also hatten im dreizehnten Jahrhundert bereits an einzelnen wenigen, bequem zu erreichenden und besonders fruchtbaren Stellen des Gottscheer Landes Fuß gefasst; sollte aber das ganze wilde Gebiet urbar gemacht und bevölkert werden, so musste zu dieser mühevollen Arbeit das eigentliche und beste Colonistenvolk, die Deutschen, herbeigerufen werden. Das gleiche Ereignis trat ja unter ähnlichen Verhältnissen im zwölften Jahrhundert mit den Siebenbürger Sachsen, später mit den Deutschen im nordungarischen Bergland ein.

Auch in Krain waren deutsche Ansiedler schon lange keine neue Erscheinung mehr. Die Landesstrecken, die jetzt zu Krain vereinigt sind, waren in den Jahrhunderten vor

der Besiedlung Gottschees verschiedenen geistlichen und weltlichen Herren unterthan. Große Güter besaßen die Bischöfe von Freising, seit 974 um Lack in Oberkrain, später noch an der Gurk und der Kulpa in Unterkrain. Da die Gegenden schwach bevölkert waren, so versetzten sie schon um das Jahr 1000 zahlreiche Colonisten aus Bayern, Tirol und Kärnten dahin. Auch der deutsche Ritterorden in Tschernembl und Möttling und weltliche Grundbesitzer beriefen deutsche Ansiedler. Das Gebiet des zukünftigen Gottschee gehörte nebst anderen weiten Liegenschaften Krains seit alters den Patriarchen von Aquileja, deren Diöcesangewalt sich außerdem bis zur Drau erstreckte. Die Lehensträger der Patriarchen auf den Herrschaften Ortenegg, Pölland und Reifnitz (wozu auch das Gottscheer Land gehörte) sind schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die mächtigen Grafen von Ortenburg. Am Beginne des vierzehnten Jahrhunderts fallen ihnen auch die Herrschaften Grafenwart (Kostel an der Kulpa) und Laas zu, so dass alle Gebiete ringsum Gottschee diesem reichen Geschlechte gehörten. Es ist darum begreiflich, dass Graf Otto von Ortenburg, der diese Güter von 1336—1370 wohl zumeist von Reifnitz aus verwaltete, bemüht war, seine unbewohnten Gebiete zu bevölkern und hiefür dem Beispiele der Freisinger folgend, deutsche Ansiedler herbeizurufen. Diese Besiedlung muss vorerst in schwächerem Maße schon vor 1336 begonnen haben. Denn 1339 bereits gestattet der Patriarch von Aquileja dem Grafen Otto von Ortenburg, dass er an der (von dem Grafen errichteten) Bartholomäuskapelle bei Mooswald (in der nächsten Nähe der späteren Stadt Gottschee) einen Kaplan halte, weil die Bewohner des gräflichen Meierhofes (villa) von Mooswald zu weit zur Pfarrkirche hätten.[1] Diese Kapelle bildet nun die erste Seelsorgstation auf Gottscheer Boden. Bis dahin oblag die Seelsorge bis zur Kulpa der Pfarre Reifnitz, was eben nur deshalb

[1] Über diese Urkunde vgl. Wolsegger, Zur Geschichte der Stadt Gottschee, 54 f.

möglich erscheint, weil dieses weite Gebiet unbewohnt war. Mit den ersten Ankömmlingen stellt sich sofort das Bedürfnis nach neuen Kirchen ein. Die Besiedlung schreitet in den folgenden Jahren rasch vorwärts. Sie mag viel Kosten verursacht haben und Graf Otto sah sich wahrscheinlich aus diesem Grunde genöthigt, 1358 und 1364 von Laibacher Juden bedeutende Geldsummen zu erborgen.[1] Um 1350 muss ein großer Zuzug stattgefunden haben. Niemand erzählt uns davon, doch wissen wir, dass im Jahre 1363 viele neue Ansiedler bereits im Lande sind, dass mehrere Thäler des Gebietes bewohnt werden und dass eines davon Gottschee heißt. Diese wichtigen Nachrichten bringt uns eine Urkunde[2] des Patriarchen Ludwig II. della Torre von Aquileja vom 1. Mai 1363. Der Patriarch theilt hier mit, er habe erfahren, dass in einigen Hainen und Wäldern innerhalb des Pfarrsprengels Reifnitz, die bisher unbewohnbar und unbebaut waren, viele menschliche Wohnungen entstanden seien, dass das Land urbar gemacht und eine nicht geringe Menge Volkes dahin gekommen sei (in quibusdam nemoribus seu silvis . . . quae inhabitabiles erant et incultae, multae hominum habitationes factae sint et nemora huiusmodi ac silvae ad agriculturam reducta et non modici populi congregatio ad habitandum convenit). Diese Ansiedler hätten nun unter der Mitwirkung ihres Herrn, des Grafen Otto von Ortenburg, neue Kirchen gebaut und zwar (videlicet) in Gotsche, Pölan, Costel, Ossiwniz et Goteniz und er gestatte dem Grafen und seinen Erben, in diesen Kirchen geeignete Priester einzusetzen und sie dem Reifnitzer Pfarrer zur Bestätigung zu präsentieren.

Der Name Gottschee, der hier zum erstenmale auftaucht, so wie die übrigen (außer Goteniz) schon altbekannten Benennungen sind Gegendnamen; sie bezeichnen nicht einzelne Ortschaften, sondern die Thäler, in denen neue Kirchen errichtet wurden. In den Siebziger Jahren

[1] Elze, S. 7 f.

[2] Die betreffende Urkunde ist abgedruckt bei Schröer, S. 177 f.

werden im Gottscheer Thale und im Hinterlande schon größere Ortschaften und die Namen deutscher Priester genannt. Die Besiedlung schreitet auch nach dem Südosten vor: um das Jahr 1400 ist Nesselthal bereits ein Pfarrort.

Woher die Ansiedler kamen, erfahren wir nicht. Wir müssen annehmen, dass sie von verschiedenen Seiten und nicht völlig gleichzeitig, sondern in mehreren Schüben nachrückten. Abgesehen von den Gebieten Pöllandel, Tschermoschnitz und Warmberg, die schon im dreizehnten Jahrhundert von Slowenen und Deutschen aus Unterkrain dünn bewohnt waren, ist der Südwesten des Landes wahrscheinlich zuerst und zwar von unten herauf über Pölland und Kostel besiedelt worden. Nachkommen der in Unterkrain ansässigen Colonisten der Freisinger und des deutschen Ritterordens waren hier die Einwanderer, also Deutsche bayrischen Stammes. Noch heute aber herrscht die Volksanschauung, dass die Gegend um Rieg länger bewohnt ist, als die von Gottschee. Unter den neuen Ankömmlingen befanden sich jedenfalls auch Schwaben. Um 1370 lebt in Rieg der Pfarrer Zeng (Zink), gebürtig aus Memmingen in Schwaben, einer Besitzung der Herzoge von Teck. Er war als Schreiber mit Margaretha von Teck, als diese den Grafen Friedrich von Ortenburg (Ottos Sohn) heiratete, nach Reifnitz gekommen und Pfarrer in der neuen Colonie geworden. Die Vermuthung liegt nahe, dass mit der Herzogin und dem Pfarrer auch schwäbische Ansiedler ins Land kamen, zumal einzelne Erscheinungen der Gottscheer Mundart und mehrere Gottscheer Familiennamen deutlichen alemannischen Charakter zeigen.

Der Hauptstock der Einwanderer aber, der von Norden aus über Reifnitz das Gottscheer Land zwischen 1350—1380 bezog, war bayrischen Stammes. Das beweist überzeugend die Mundart der Gottscheer und die überwiegende Mehrheit ihrer Familiennamen. Ob sie nur aus einer bestimmten deutschen Landschaft bayrischer Mundart gekommen sind, ob sie Freisinger Colonisten aus Oberkrain, durch das sie ihr Weg führte,

mitgenommen haben, lässt sich nicht entscheiden. Jedenfalls war ein starker Procentsatz aus Kärnten und dem mittleren Tirol (vgl. S. 26) gekommen, denn in der Sprache der Gottscheer haben sich deutliche kärntische Kennzeichen erhalten. Da ein Bruder des Otto von Ortenburg, Albrecht, in jener Zeit (1363—1390) Bischof von Trient und ein zweiter Bruder, Friedrich, um 1350 Vicedom des Hochstiftes Bamberg in Oberkärnten war, so bot sich günstige Gelegenheit dar, aus Tirol und aus Kärnten Ansiedler zu beziehen.

Nun erzählt aber Valvasor (3, 194), der Laibacher Bischof Thomas Chrön habe im Jahre 1590 sich aus dem Lacker Archiv eine Aufzeichnung abgeschrieben, wonach Kaiser Karl IV. dem Grafen Friedrich von Ortenburg auf seine Bitten dreihundert Familien besiegter Franken und Thüringer zur Besiedelung Gottschees geschenkt habe, da sie wegen Aufruhres anderweitig hätten bestraft werden müssen. Diese Nachricht kommt uns aus dritter Hand zu und ist darum wohl nicht in allen Einzelheiten glaubwürdig. Es ist richtig, dass Gottschee zur Regierungszeit Karl IV. besiedelt wurde, und es ist möglich, dass der Ortenburger von ihm durch Vermittlung des kaiserlichen Schwiegersohnes, Herzogs Rudolf (der oft in Krain war), Ansiedler erhielt. Wenn Franken und Thüringer nach Gottschee kamen, so war ihre Zahl gewiss verhältnismäßig gering, denn außer wenigen mitteldeutschen Familiennamen und Ausdrücken haben sie in der bayrischen Mundart der Ansiedler keine Spuren hinterlassen. Es sei erwähnt, dass unter den slowenischen Nachbarn der Gottscheer noch heute die Ansicht herrscht, die fremden Einwanderer seien zur Strafe in diese unwirtbaren Gegenden gesandt worden. So mag die schriftliche Notiz und das mündliche Gerücht für einen kleinen Bruchtheil der Ansiedler immerhin seine Giltigkeit haben.

Doch welcher Art auch immer die Einzelheiten der Besiedlung gewesen sein mögen, das ist sicher, dass die eingewanderten deutschen Bauern, mehrere Tausende an der Zahl, alsbald mit Eifer und Erfolg an die Arbeit giengen, um derentwillen man sie gerufen hatte. Sie lichteten die

Waldungen, sie führten ihr Vieh auf die Weiden, sie pflügten die schmale Krume fruchtfähiger Erde, sie gründeten Ortschaften und bauten Kirchen. Die Namen der neuen Dörfer, die jetzt allenthalben erstanden, geben ein sprechendes Bild von der Art der Besiedelung. Dass die baumfällende Axt das wichtigste Werkzeug der Ankömmlinge war, zeigen Namen wie Gereuth, Brunngereuth, Neugereuth, Suchenreuther, Tiefenreuther, Merleinsrauth, Stockendorf u. a. Auch im Walde oder am Waldesrande ließen sie sich nieder: Mittenwald, Buchberg, Gehag, Langenthon (für Tann), Feichtbüchel (Fichte). Andere Gruppen siedelten sich an, wo ein Quell oder ein Bach Erquickung spendete (Brunnsee, Kaltenbrunn, Scheerenbrunn, Lichtenbach, Schwarzenbach etc.), auf sonniger Bergeshöhe (zahlreiche Namen mit -Berg, -Büchel und -Riegel), bei ragenden Felswänden (Steinwand, Oberstein, Weißenstein), an Feldern und Rainen, beim Moos (für Moor) und im Thale, wie die verschiedenen Verbindungen mit diesen Grundwörtern andeuten. Hätten wir keine anderen Zeugnisse, als diese durchwegs oberdeutschen Ortsnamen, sie würden genügen, um die späte Besiedelung des Landes zu erweisen und alles Reden von Goten und Vandalen als Fabeln zu kennzeichnen.

Und nun der Name Gottschee *(Gotscheab)*! Er bezeichnet von Anfang an das nördliche Becken, später (wie noch heute im Volksmund) die ganze Sprachinsel. Man hat den Namen von Gotisch, Gottes See, guter See, Gottes Segen, von slowenisch Goščevje (Waldung) abzuleiten versucht. Wiederholt vorgebracht und wieder bekämpft wurde die Ableitung vom slowenischen koča, die Hütte. Die Sprachinsel heißt bei den Slowenen Kočevje, älter Hočevje, also eine Ansammlung von Hütten, der Gottscheer Kočevar und Hočevar, beides auch sehr verbreitete Familiennamen in Krain. Der Wechsel von *k* und *h* im Anlaut (an dem sich Schröer gestoßen hat) ist im Slowenischen etwas ganz Gewöhnliches. Der Name der Sprachinsel wird in den

Urkunden verschieden geschrieben: 1363 Gotsche, 1425 Hotschee, 1471 Kotschew, später Gotsee und Gotschee. Der Anlaut schwankt also. Später setzt sich in der Schrift die gutturale Media fest. Gesprochen wird das Wort *Gotschéab*, theils durch die Schrift beeinflusst mit der Media, meist aber mit einer nicht aspirierten Tenuis (die ich *c* schreibe, zum Unterschied von *k*, der aspirierten Tenuis der Gottscheer Mundart). Auch das bekräftigt die Annahme, dass Gottschee von koča abstamme, weil in unserer Mundart immer *c* dem slowenischen *k* entspricht. (Vgl. darüber unten S. 23 f.) Auch die Betonung auf der zweiten Silbe *Gotschéab* stimmt zu Kočévje. Deutsche, die den Namen nicht von Einheimischen gehört haben, setzen die Betonung Góttschee voraus. Die Gottscheer geben begreiflicherweise nicht gerne die slowenische Abstammung ihres Namens zu. Doch es liegt ja in der Natur der Verhältnisse, dass man vom Nachbar den Namen erhält. Auch der Name Germanen, der die „Stammesechten" bedeutet, ist nicht germanisch, sondern keltisch.[1] Die Ansiedler der krainischen Sprachinsel hatten, da sie von verschiedenen Seiten herankamen, keinen Gesammtnamen und brauchten ihn auch nicht. Die ansässigen Slowenen aber hatten natürlich das Bestreben, die Ankömmlinge zu benennen und welche Namen waren hiefür passender, als „Ansiedlung" und „Ansiedler"?[2]

Unter den zahlreichen Dörfern der neuen Colonie entwickelte sich die Ansiedelung um die Bartholomäuskirche an der Rinshe rasch zum Vorort. Im Jahre 1377 wird sie bereits als „Markt zu Gottschee" bezeichnet, um 1400 ist sie selbständiger Pfarrort. Im Jahre 1420 starben die Ortenburger mit Friedrich, dem Sohn Ottos, aus und die Sprachinsel fiel mit den übrigen Ortenburgischen Gütern an den Grafen Hermann II. von Cilli. Hermanns Sohn Friedrich erbaute sich um 1424 auf dem Bergrücken bei Gottschee die Burg Friedrichstein, auf der er oft mit seiner

[1] Much, Deutsche Stammsitze. 172 f.

[2] Verwandte Ortsnamen in Krain sind Hočevje, Koče. Hoče und Goče.

Geliebten, Veronica von Desnitz, weilte. Von diesem Schlosse aus wurde zwei Jahrhunderte lang die Herrschaft Gottschee verwaltet, in der Stadt befand sich nur ein Amthaus. Im siebzehnten Jahrhundert zerfiel der Friedrichstein zur Ruine, von der heute nur wenige Trümmer sich erhalten haben. Im Volksmunde wurde die Burg früh zum verwunschenen Schlosse, von dem manche Sage umlief.

Im Jahre 1456 nach dem Aussterben der Cillier Grafen kamen die ehemals ortenburgischen Güter an die Habsburger. Kaiser Friedrich IV. theilte diese Besitzungen, verschenkte oder verpfändete sie: so kam Reifnitz an die Lamberge, Gottschee aber wurde eine landesfürstliche Herrschaft. Kaiser Friedrich ließ den Markt an der Rinshe wegen der Türkeneinfälle befestigen, erhob ihn mittelst Urkunde von 1471 zur Stadt, gab dieser den amtlichen Namen Gottschee und verlieh ihr nebst wichtigen Rechten und Privilegien, Siegel und Wappen. Das Wappen zeigt auf blauem Schilde hinter einem Zaun ein befestigtes Haus und den heiligen Bartholomäus (den Schutzpatron der Stadtpfarrkirche) mit einem Schwert und einem Buch. Blauweiß sind die städtischen Farben.

Stadt und Land Gottschee giengen jetzt schweren Zeiten entgegen. Vom Jahre 1469 an bis gegen das Ende des Jahrhunderts brachen fast alljährlich türkische Horden in Krain ein und nahmen mit Raub, Mord und Brand ihren Weg meist über Gottschee. Zum Schutze der Bewohner baute man außer der Stadtfestung auf Bergen und in den größeren Dörfern sogenannte Tabore, mit Wall und Graben versehene feste Plätze, meist um die Kirche herum, in denen schon bei Friedenszeit Waffen und Mundvorräthe aufgespeichert wurden, außerdem richtete man einen regelmäßigen Botendienst und auf den Anhöhen Wachposten mit Feuerzeichen ein. Wiederholt war Kaiser Friedrich genöthigt, seinen verarmten Unterthanen die Steuern nachzulassen und sie noch überdies zu unterstützen; um dem ausgesaugten Lande neue Erwerbsquellen zu eröffnen, gestattete er den Gottscheern 1492 den Hausierhandel, den

sie von da ab bis in unsere Tage herein schwunghaft zu betreiben verstanden. Die von ihnen angefertigten Holzgeräthe und ihre Hausleinwand bildeten die ältesten Handelswaren.

Die ärgste Zeit brach für die Gottscheer unter der Regierung Maximilians I. an. Neben der steten Feindesgefahr wurden sie von Misswachs und Erdbeben, Feuersbrünsten und Seuchen heimgesucht. Dazu kam, dass Graf Jörg von Thurn, der die Herrschaft Gottschee 1507 vom Kaiser gepachtet hatte, seine Unterthanen mit ungerechten Abgaben und nie gehörten Gewaltthaten bedrückte. Die Gottscheer erhoben sich zu Beginn des Jahres 1515, erschlugen den Grafen und dessen Pfleger Stersen. Mit diesem Ereignisse brach der furchtbare Aufstand aus, der sich von da rasch über ganz Krain, über Kärnten und Steiermark ausbreitete und erst im August 1515 niedergeschlagen wurde.[1] Doch züngelte die Flamme der Empörung noch wiederholt bis 1662 auf. Von späteren Begebenheiten im Gottscheer Lande meldet die Geschichte noch sieben große Türkeneinfälle im sechzehnten Jahrhunderte, die Auswanderung einiger Gottscheer Familien 1685 und den blutigen Aufstand gegen die französische Besatzung im Jahre 1809.

Die Herrschaft Gottschee kam 1547 pfandweise an die Grafen Blagay, wurde 1619 von diesen an die Freiherren von Khysel verkauft und in deren Besitz 1623 zur Grafschaft erhoben. Graf Bartholomäus Khysel verkaufte Gottschee mit Pölland 1641 an den Grafen Wolf Engelbrecht von Auersperg. Seitdem verblieb Gottschee im Besitze dieses erlauchten Geschlechtes, das seit dem elften Jahrhunderte in Krain ansässig, in der Nähe der Sprachinsel begütert und mit ihr und deren früheren Besitzern wiederholt in nahe Berührung getreten war. Wolf erbaute 1650 als Ersatz für die zerfallende Burg Friedrichstein das mächtige Stadtschloss. Im Jahre 1667 wurde auch die Stadt Gottschee,

[1] Auf diesen Aufstand bezieht sich das bekannte Volkslied von den krainischen Bauern (Uhland, Nr. 186).

die bis dahin landesfürstlich gewesen war, mit Vorbehalt ihrer Privilegien, dem Grafen Auersperg übergeben. Nach dem Tode Wolfs 1673 kam die Grafschaft an dessen Bruder Johann Weickhard (seit 1653 Reichsfürsten) von Auersperg. Dieser machte Gottschee nebst einigen benachbarten Gütern zum Fideïcommiss und erbaute unter anderem den Fürstenhof in Laibach. Am 11. November 1791 wurde die Grafschaft Gottschee durch Kaiser Leopold II. zum Herzogthume erhoben und dem jeweiligen Haupte der fürstlichen Familie Auersperg der Titel „Herzog von Gottschee“ beigelegt.

III.

Die Gottscheer Mundart.

Eine eingehende vergleichende Untersuchung der Gottscheer Mundart muss das Urtheil bestätigen, das Weinhold schon nach der Kenntnis weniger Proben über sie gefällt hat: „bayrisch mit windischen Einflüssen“.[1] Nur muss gleich von vornherein betont werden, dass der Einfluss des Slowenischen nicht bedeutend ist und den ausgesprochen oberdeutschen Grundcharakter der Mundart nicht zu beirren vermocht hat. Einzelne alemannische Eigenthümlichkeiten

[1] Weinhold, Bayrische Grammatik, 9. Anmerkung. Schröer und Obergföll weichen von diesem Ergebnisse mehr oder minder ab, ich hingegen suche es im einzelnen zu erweisen. Schröer hat für den Wortschatz Grundlegendes geleistet, die Aufzeichnung des Dialectes bei ihm kann aber nicht genügen, da er wichtige Lautunterschiede nicht vermerkt hat. Er scheidet z. B. nicht zwischen *o* für mhd. *a*, und *ȯ* für mhd. *o*, nicht zwischen *ü* für mhd. *u*, und *û* oder *uə* für mhd. *â* u. s. w. Eine grammatische Darstellung hat er nicht unternommen. Meine nachstehenden Ausführungen sind also der erste Versuch auf diesem Gebiete. Doch beabsichtige ich nicht, den Gegenstand zu erschöpfen. Ich gebe nur das Wichtigste im Hinblicke darauf, dass stud. phil. Hans Tschinkel an einem umfassenden „Gottscheer Wörterbuch“ arbeitet.

können behauptet werden, doch wäre es verfehlt, die Mundart als schwäbisch-alemannisch zu bezeichnen. Die Stammvocale und die Mehrzahl der Consonanten verhalten sich wie im Bayrisch-österreichischen. Und einzelne noch zu erörternde Ausnahmen zugestanden, ist die Tonbewegung der Stimme, die Exspirationsdauer und Articulation der Laute in der Gottscheer Mundart im wesentlichen dieselbe, wie in den bayrisch-österreichischen Mundarten.

Die Vocale der Stammsilben in der Gottscheer Mundart sind:

A. Kurze Vocale.

a (rein) tritt ein 1. für mittelhochdeutsch *e* (Umlaut von *a*), *nachtə* (Nächte), *baßrle* (Wässerchen), *pantle* (Bändchen);

2. für mhd. *ë* in geschlossener Silbe, *harzə* (Herz), *vrdarbm* (verderben), *wanschtr* (Fenster), *gaut* (Geld), *schpak* (Speck), *krabs* (Krebs), *park* (Berg), *har* (her);

3. für *a* in geschlossener Silbe bei Fremdwörtern, *satan, sacrament, catschə* (slow. kača, Schlange), *harpfə* (harpa, Schutzbau für Feldfrüchte).

e (geschlossen) tritt ein 1. für mhd. *e* in geschlossener Silbe, *engl* (Engel), *prenən* (brennen), *endrn* (ändern); auch als unechter Umlaut, *epfl* (Apfel), *heshl* (Hasel), nicht vor *r*;

2. für mhd. *ö* (Umlaut des *o*), *pekə* (Böcke), *lechr* (Löcher), *rekə* (Röcke), *peschlə* (Sträußchen, mhd. bosche, böschelîn).

i 1. für mhd. *i* in geschlossener Silbe, *kint* (Kind), *himl* (Himmel);

2. für mhd. *ü* in geschlossener Silbe, *jingar* (jünger), *hitə* (Hütte), auch *insch* (uns), *inshr* (unser) für altoberdeutsches üns und ünser. 1. und 2. gilt nicht vor *r*.

o (offen) für mhd. *a* in geschlossener Silbe, *hont* (Hand), *boßr* (Wasser), *mochn* (machen), *kozə* (Katze), *bolt*, daneben *baut* (Wald), auch *jomr* (Jammer, mhd. *jâmer*).

ȯ (ein zwischen nhd. *o* und *ö* liegender Laut) für mhd. *o* in geschlossener Silbe, *kȯpf* (Kopf), *lȯch* (Loch), *rȯk* (Rock). Nicht vor *r*, mit Ausnahme von *dȯrt* (dort).

ü (ein zwischen nhd. *u* und *ü* liegender Laut) für mhd. *u*, *hünt* (Hund), *ünt* (und), *jünk* (jung), *wünkə* (Funke), *shümr* (Sommer).

B. Lange Vocale.

â tritt ein 1. für mhd. *æ*, *bâr* (wäre), *drmârn* (verkünden, mhd. mæren), *lârn* (leeren);

2. für mhd. *ë* in offenen Silben, *gâbm* (geben), *lâbm* (leben), *râbə* (Rebe), *kâwr* (Käfer);

3. für mhd. *ou*, *pâm* (Baum), *kâfm* (kaufen), *râfm* (raufen), auch für den Umlaut im Plural *öu*, *pâmr* (Bäume);

4. für mhd. *a* in contrahierten Silben, *hâch* (Habicht);

5. für fremdwörtliches *a* in offenen Silben, *shâgə* (Save), *sâbl* (Säbel).

ê (geschlossen) für mhd. *e* in offener Silbe, *êdl* (edel), *lêgn* (legen), *êbm* (eben), *êgl* (Egel), und immer vor *r*, *hêr* (Heer, agmen), *mêr* (Meer), *kêrən* (kehren, fegen), *pêrə* (Beere).

î 1. für mhd. *i* in offener Silbe, *lîgn* (liegen), *rîgl* (Riegel), *nîdr* (nieder), *shîbm* (sieben), und vor nicht auslautendem *r*, *kîrchə* (Kirche), *bîrt* (Wirt);

2. für mhd. *ü* in offener Silbe, *zîgl* (Zügel), *îbr* (über), und vor *r*, *kîrzar* (kürzer), *wîr* (für).

ô für mhd. *o* in offener Silbe, *kône* (Trauung), *ôbm* (oben), *lôbm* (loben).

û (offen) 1. für mhd. *â*, *shûmə* (Same), *mûgə* (Mohn, mhd. mâge);

2. für mhd. *a* in offener Silbe, *nûmə* (Name), *shûgn* (sagen). 1. und 2. gilt nicht vor *l*, *n*, *r*, *s* und Dentalen.

C. Die Diphthonge.

ai (reines, halblanges *a*, *i* kurz, wie in Kaiser) 1. für mhd. *î*, *laip* (Leib), *baip* (Weib), *main* (mein);

2. für mhd. *iu*, *laitə* (Leute), *haishr* (Häuser), *haitə* (heute), *waiər* (Feuer);

3. für Contractionen aus *ege* und *ede*, *gəlait* (gelegt), *gərait* (geredet).

aü (reines halblanges *a*, *ü* kurz, dem *ü* sich nähernd) für mhd. *û*, *haüsch* (Haus), *maüsch* (Maus).

au (reines halblanges *a*, kurzes offenes *u*) 1. für mhd. *al*, gleichwertig neben *ol*, *hausch* (Hals), *baut* (Wald);

2. für mhd. *ël*, *gaut* (aus *galt*, Geld), *kaulr* (Keller).

ea (langes geschlossenes *e*, kurzes reines *a*) 1. für mhd. *ê*, *klea* (Klee), *sheab* (See), *gean* (gehen), *hear* (Herr), *pear* (Eber), *kearn* (kehren, wenden);

2. für mhd. *oe*, *schean* (schön), *kreanən* (krönen);

3. zuweilen für mhd. *ë* vor *r*, *eardə* (Erde), *learn* (lernen), *heart* (Herd), *kearn* (Kern), *stearn* (Stern), *bear* (wer).

iə (langes *i*, überkurzes *e*) 1. für mhd. *ie*, *liəp* (lieb), *diəp* (Dieb), *miəsch* (Moos, mhd. mies);

2. für mhd. *üe*, *hiətə* (Hüte), *griəßn* (grüßen);

3. für mhd. *i* vor auslautendem *r*, *miər* (mir), *diər* (dir), [vgl. Weinhold, § 90].

oa (langes offenes *o*, kurzes *a*) 1. für mhd. *ô*, *loan* (Lohn), *proat* (Brot);

2. für mhd. *o* vor *r*, *koarn* (Korn), *moargn* (morgen), *doarf* (Dorf), ausgenommen ist *dòrt*. [Weinhold § 13.]

oi (halblanges offenes *o*, kurzes *i*, daneben auch *oai*) 1. für mhd. *ei*, *loip* (Laib), *schtoin* (Stein), *proit* (breit), *boiß* neben *bâß* und *bòß* (weiß, scio); Ausnahme *hailik* (heilig);

2. für Contractionen aus *age*, *gəshoit* (gesagt).

uə (langes offenes *u*, überkurzes *ə*) 1. für mhd. *â* vor *l*, *n*, *r*, *s* und Dentalen, *juər* (Jahr), *gnuədə* (Gnade), *muənə* (Mond, mhd. mâne), *muəl* (Mahl);

2. für mhd. *a* vor *l*, *n*, *r*, *s* und Dentalen, *guərtə* (Garten), *wuənə* (Fahne), *wluədə* (Fladen), *huəshə* (Hase).

üə (langes *ü*, überkurzes *ə*) für mhd. *uo*, *hüət* (Hut), *güət* (gut), *tüən* (thun), *müəß* (muss).

Die Vocale der Nebensilben.

Der häufigste Vocal der Nebensilben ist das überkurze *ə*. Ein indifferenter Vocal, den die Ruhelage der Zunge ergibt. (Gleich dem *e* in nhd. Knabe, Bote.) Diesen Vocal haben immer die Vorsilben *be* und *ge* und die meisten Flexionssilben. In den Nebensilben auf *r*, *l*, *m*, *n* fällt der Vocal meist aus. Die mhd. Ableitung *ære* wird zu *-ar*, *mairar*, *guərtnar*. Der Vocal der Nebensilbe im Conjunctiv Präteriti

ist *ô* im größten Theile von Gottschee, *ai* im Unterlande, also: ich sagte, *ich shûgôt* oder *shûgait.* Im Ausgange der Frauennamen erscheint nebeneinander *ə*, *a* und *o*, *Greatə, Mina, Leano.*

Der Gottscheer Vocalismus zeigt also, wie aus der gegebenen Übersicht leicht zu ersehen ist, alle die wichtigsten Erscheinungen der bayrischen Mundarten (nebst den Neuerungen, die hier im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte bei den alten Längen *î*, *û* und *iu* platzgegriffen haben). Auch die nhd. Stammsilbendehnung hat er im wesentlichen mitgemacht. Mit dem Kärntischen insbesonders berührt sich die Gottscheer Mundart durch die Laute *a* und *â* für mhd. *ë*, *â* für *æ*, *ou* und *öü*, *û* für *â* und *a* (in offener Silbe), durch die Diphthonge *ea* für mhd. *ê* und *oe*, *oa* für *ô* und *o* (vor *r*), abgesehen von den allgemein bayrischen Erscheinungen.[1] Auch im Consonantismus berühren sich die beiden Mundarten in zahlreichen Einzelheiten.

Die Consonanten der Gottscheer Mundart theilen auch mit Ausnahme der noch unten zu besprechenden Laute *w*, *f*, *l*, *s* die wesentlichen Erscheinungen des Bayrischen. In Gottschee wird also mittelhochdeutsches *b* im Anlaut und im Auslaut, *g* und *d* im Auslaut als Tenuis gesprochen, *pâm* (Baum), *liəp* (lieb), *park* (Berg), *hont* (Hand) und andere. Mittelhochdeutsches *k* wird in Gottschee an allen Stellen aspiriert (also *k* + *h*, ich schreibe *k*).

Zwischen *k* und *g* (mhd. *g*) hat die Gottscheer Mundart einen Zwischenlaut, die nicht aspirierte Tenuis, die ich *c* schreibe. Sie ist auch in den übrigen oberdeutschen Mundarten vorhanden[2] und wird meist *gg* geschrieben. Sie tritt überall ein für die alte Gemination, mhd. *ck*, das mit *gg* wechselt (vgl. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik, § 36), also mhd. brügge, gottsch. *prücə*; mhd. egge, gottsch. *ecə*; mhd. rügge, gottsch. *rücə*; mhd. hâgge, gottsch. *hûcə*; mhd. schnëgge, gottsch. *shnacə* u. s. w. Das Bayrische hat diesen

[1] Lexer, Kärntisches Wörterbuch, VIII—XIV.

[2] Vgl. Deutsches Wörterbuch, IV, 1, *a*, Sp. 1110, 9.

Laut sehr häufig, meist in den gleichen Wörtern, wie in Gottschee.[1] *c* tritt in Gottschee ferner ein in einer großen Zahl von lautmalenden Ausdrücken, z. B. *cocazn*, gackern, ähnlich *nacazn, placazn* u. a.,[2] *paicə*, Pauke u. s. w.; für das *k* in Fremdwörtern (romanischen oder slawischen) z. B. *còlar* (Halskragen, französisch collier), *còltr* (Bettdecke, italienisch coltre), *nâcar* (Erker, mittellateinisch arcora), *caschle* (Körbchen, slow. koš), *crəß* (Johannisfeuer, slow. kres, kroatisch kries), *câtschə* (Schlange, slow. kača), *crtatschn* (Wollkratzer, slow. krtača), *secir* (Hacke, slow. sekira), *pancə* (Holzschuhe, slow. opanka) u. s. w.[3]

Vor die Vocale tritt zuweilen *h* als starker gehauchter Einsatz, *Hanapark* (Annaberg), *heantr* (eher), *h* vertritt auch bei *hò* (so) und *hent* (sind) anlautendes *s*, *d* wird hinter *n* auch inlautend zur Tenuis. Alle diese Erscheinungen finden wir auch in bayrischen Mundarten.[4]

In den nachfolgenden allgemein bayrischen Erscheinungen des Consonantismus kommt das Gottscheerische auch in Einzelheiten dem Kärntischen nahe[5]: *m* wird auslautend zu *n*, *n* tritt an den Anlaut unorganisch hinzu: gottsch. *nâcar* (Erker), kärnt. nast (Ast). Umgekehrt wird anlautendes *n* abgeworfen: gottsch. *ascht* (Nest), *eßl* (Nessel), kärnt. est (Nest), eßl (Nessel). Anlautendes *d* kann bei der Conjunction *dass* (ut) und beim Artikel abfallen; in beiden Mundarten *aß, 's, 'n, 'in,* u. s. w. hingegen wird *d* der Vor-

[1] Lexer schreibt diesen Laut auch als *gg*, prugge, egge, rugge u. s. w. aber auch sonst, kärnt. schlanggl, gottsch. *schlancl* (Schlingel), kärntn. puggl, gottsch. *pùcl* (Buckel), kärntn. pünggl, gottsch. *pencl* (slow. bunka, Geschwulst) und viele andere.

[2] Auch diese Endung im Kärntischen, z. B. schlearggazn, scharf aussprechen.

[3] Andere oberdeutsche Mundarten setzen für fremdwörtliches *k* in der Regel *g* ein, vgl. Deutsches Wörterbuch, IV, 1 *a*, Sp. 1109, 5 *b*. Vgl. auch kärntn. gollar u. s. w. In Steiermark durchwegs *g* für slow. *k*. Im Böhmerwald hörte ich gaschn für tschechisch kašna, Brunnen. In Wien gawlir für italienisch cavaliere u. a.

[4] Weinhold, Bayrische Grammatik, § 190 und 141.

[5] Lexer, XII—XIV. Weinhold, § 169, 165, 145, 148, 177, 187 f.

silbe *er*- vorgeschoben. *d* wird hinter *l* und *n* eingeschoben, gottsch. *béldr* (welcher), *kaldr* (Keller), *scheandr* (schöner), *mandr* (Männer), *maində* (meine); kärnt. seindr, alldr, mandr, mandl u. s. w. Als silbentrennender Laut wird gern *g* eingeschoben, gottsch. *schâgn* (schauen), *wrâgə* (Frau), *hâgə* (Haue), kärnt. schaugn, fögern (feuern) u. s. w. Mhd. *ch* ist abgefallen im Auslaute in beiden Mundarten, bei *glai* (gleich), *i* (ich), *â* (auch), *shi* (sich) u. s. w. Mhd. *h* wird in- und auslautend zur gutturalen Spirans: gottsch. *heachə* (Höhe), *zeachə* (Zehe), *schüəch* (Schuh), kärnt. heache, zeache, schuech u. s. w.

Auch in den Flexionsformen und der Wortbildung zeigt die Gottscheer Mundart die bayrischen Eigenthümlichkeiten. Im Verb geht die dritte Person des Plurals auf -*nt* aus, *shâgnt* (sagen), *raitnt* (reiten) [vgl. Weinhold § 285]. Das *n* des Infinitivs fällt hinter *l, m, n* des Stammes ab, wird hinter *b* und *f* zu *m*: *kuəl* (bellen), *tschel* (sich gesellen), *win* (finden), *gâbm* (geben), *kâfm* (kaufen) [vgl. Weinhold § 280]. Das Verbum substantivum lautet in der dritten Person Pluralis *hent* (sind), der Stammvocal zu *e* geschwächt, im Anlaut *h* für *s*, beides im Bayrischen allgemein und in Kärnten üblich (Weinhold §§ 296 und 190), im Particip Präteriti *gəbân* (für bayrisch geben und gwen, gwön). Der Indicativ Präteriti ist wie im Bayrischen ausgestorben, der Conjunctiv wird auch bei den starken Verben nach Analogie der schwachen mit -*et* gebildet, *nâmòt* oder *nâmait* (nähme) [vgl. Weinhold § 323]. Im Particip Präteriti Mischformen *gəmochn* (gemacht), *wrkâfm* (verkauft), aber auch *wrloart* (verloren). Die contrahierten Formen *lât* und *lân* sind als *luət* und *luən* erhalten. In der Declination finden wir in Gottschee das starke Übergreifen des Pluralsuffixes -*er* bei Masculinum, also *pâmr* (Bäume), *schtoindr* (Steine).

Der Wortschatz zeigt zum größten Theile bayrisches Gut. Das beweist Schröers Wörterbuch auf jeder Seite. Auch die als bayrische Merkmale geltenden Ausdrücke *êrtok* (Dienstag), *gətunc* (links) und *shùmitn* (Sonnenwende) sind in Gottschee erhalten. Das meiste berührt sich wieder

insbesonders mit eigenthümlich kärntischen Ausdrücken. Zwei der häufigst gebrauchten Wörter sind in Gottschee und Kärnten gleich und darüber hinaus nur wenig verbreitet, so die Füllpartikel *lai* (aus gleich), eben, gleichsam, das österreichische „halt" vertretend [1] und *et* (aus *iht*) für nicht. (Lexer, 175 und 147.) Beiden Mundarten gemeinsam sind ferner die zahlreichen Verba auf *-azen*, gottsch. *placazn* (blitzen), *gelmazn* (schreien), *nopfazn* (schlummern), *heschazn* und *schnipfazn* (schluchzen) u. s. w. (vgl. Lexer, 32, 112, 196, 139, 221). Diminutiva auf *-izl* und *-izle*: *kelbizle, lampizle* und besonders bei weiblichen Taufnamen, *Neashizle* (Agnes), *Moleanschizle* (Magdalena) u. s. w. (vgl. Lexer, 153, 171, Weinhold, § 208), bestimmte Formen bayrischer Wörter, wie *tougl* (dengeln), *anascht* (jetzt), *gənoatə* (kaum), und viele andere.[2]

Neben diesen Erscheinungen hat die Gottscheer Mundart allerdings noch andere, die über den Rahmen des Bayrisch-österreichischen hinausfallen. Den bayrischen Grundcharakter der Mundart beirren sie nicht, sie sind als äußere Zusätze und spätere Veränderungen erkennbar. Aus der Geschichte der Einwanderung ist ersichtlich, dass das Alemannisch-schwäbische einwirken konnte. Doch es sind nur ganz geringe sichere Kennzeichen alemannischen Einflusses nachweisbar.[3] Die Gottscheer Familiennamen, die uns in der ursprünglichen Gestalt aus dem alten Urbarium der Herrschaft Gottschee vom Jahre 1574 [4] bekannt sind, zeigen (wie alle Ortsnamen) zum größten Theile bayrischen

---

[1] *lai* findet sich, außer in Zarz, auch im Pusterthale, Etschthale und Vintschgau, Tiroler Thälern, die sich auch sonst in Einzelheiten dem Kärntischen nähern (Weinhold, § 188, 6. 28). Aus dem Pusterthale kamen die Zarzer nach Oberkrain. Eine Zuwanderung einzelner von dort nach Gottschee ist wahrscheinlich.

[2] Vgl. die betreffenden Ausdrücke in Schröers Wörterbuch.

[3] Schröer meint, das Alemannische bilde einen starken Zusatz, Obergföll (Über die Herkunft der Gottscheer, 17—21) sagt, der Gesammteindruck der Mundart sei schwäbisch.

[4] Herausgegeben von Wolsegger in den „Mittheilungen des Musealvereines für Krain", 1890 f.

Charakter,[1] und nur wenige (wie Khoseli, Göseli, Haberli, Rankeli, Singeli, Werle u. a.) sind alemannisch.

Man hat ferner die in Gottschee so beliebte Verkleinerungssilbe *le* als schwäbisch deuten wollen. Doch ist dieses *le* als Verkürzung des älteren *lein* (das in Gottschee auch gern gebraucht wird) in Kärnten und in Tirol ebenso häufig (vgl. auch Weinhold, § 244). Der Kärntner sagt wie der Gottscheer: dierndle, pieble, kiele u. a., und wählt wie dieser für die Eigennamen gerne diese Verkleinerung: Tonele, Hansele, Wiltschele (Wilhelmine) u. s. w. Auch *a* für mhd. *ë* ist nicht alemannisch allein, sondern auch kärntisch. Als schwäbisch bezeichnete man ferner die Gottscheer Aussprache *oi* für mhd. *ei*. Der Gottscheer spricht es theils *oi* mit offenem *o* (in Rieg, Mitterdorf), als Triphthong *oai* (in Nesselthal, Lichtenbach), als *oa* (in Tschermoschnitz, Pöllandel). Es sind also verschiedene Färbungen, wie ja auch in den bayrisch-österreichischen Mundarten das alte *ei* verschieden ausgesprochen wird; in Kärnten *oa*, in Ober- und Niederösterreich $\overset{(o)}{ai}$, in den österreichischen Städten *ai*, und anders (Weinhold, § 64 und 98). Auch in dieser Hinsicht also kann die Mundart nicht als unbayrisch bezeichnet werden.

Einige Gottscheer Wörter finden allerdings nur in dem heutigen Alemannischen ihre Entsprechung, so z. B. *amo* (Mutter), *pöl* (werfen), *paitn* (borgen); doch sind sie alle im Alt- oder Mittelhochdeutschen nachweisbar und können zur Zeit, als die Gottscheer einwanderten noch ganz gut im Bayrischen lebendig gewesen sein. Überhaupt dürfen wir wohl eine Reihe von Erscheinungen, durch die die Gottscheer Mundart vom heutigen Bayrischen abweicht, damit erklären, dass die Gottscheer seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts losgetrennt vom verwandten Bruderstamme leben und in der Abgeschlossenheit manches anders entwickelt und viel Alterthümliches sich bewahrt haben.

---

[1] Fuxl, Gastl, Krikel, Khüenzl, Lampl, Rückhl, Stampfl, Rößl, Püchinger, Pramberger, Grueber, Hueber, Jager, Jagerpacher, Kofler, Leitgöb, Mueß, Schuester, Wachter u. s. w.

Die Gottscheer gebrauchen für die zweite Person des Plurals *iər* (ihr) und *ai* (euch), nicht wie die Bayern sonst überall die alten Dualformen es (ös) und enk. Das Verb suffigiert darum auch nicht die Form, also: *iər shûgət, iər hûbət,* hingegen im Bayrischen: es sagts, es habts. Die Verwendung des Duals für den Plural und die Anhängung des *s* sind erst für das vierzehnte Jahrhundert belegt, die Gottscheer haben also den älteren Stand bewahrt. Ebenso haben sie noch den Genitiv auf *-s* erhalten: *wuətrsch haüsch* (Vaters Haus), daneben auch die bayrische Wendung mit dem Dativ: *in* (dem) *wuətr shain haüsch;* ferner den alten Nominativ der schwachen Feminina ohne Anfügung des *n: roashə* (Rose), *wrâgə* (Frau), im Bayrischen seit 1315 belegbar: die Stuben, die Rosen, die Gassen u. s. w.[1] Endlich leben in Gottschee noch eine Menge altdeutscher Ausdrücke, die in der Schriftsprache und in den bayrischen Mundarten längst ausgestorben sind.[2]

Eine überaus auffällige Erscheinung der Gottscheer Mundart ist es, dass sie das tonlose *ə* der Nebensilben nicht synkopiert. Der Bayer spricht p h e n t, p f i e t, g m o c h t. der Gottscheer *pəhent, pəhiət, gəmochət.* Man hat dies mitteldeutschem Einflusse zugeschrieben. Doch ist dieses *ə* nicht das mitteldeutsche *e*, sondern ein überkurzer, irrationaler, dem *ö* ähnlicher Laut. Vielleicht auch nur eine Alterthümlichkeit, die den Übergang von den althochdeutschen Formen mit vollem Vocal zu den neueren Formen mit gänzlichem Ausfalle des Vocales darstellen würde. Übrigens wird auch in einigen Tiroler Thälern der Vocal des Augmentes ausgesprochen. (W e i n h o l d, § 14.) Mittel- oder niederdeutsch sehen Diminutiva und Familiennamen aus, wie *shaüce* (Sau), Jonke, Hanske, Laske. Doch sind solche Bildungen, wenn

---

[1] Die Gottscheer Mundart bestätigt also auch die von W e i n h o l d für diese Erscheinungen urkundlich für das vierzehnte Jahrhundert berechnete Entstehungszeit. (W e i n h o l d, § 358, 284, 319.)

[2] Den Beweis erbringt S c h r ö e r s Wörterbuch auf jeder Seite und noch mehr das vorläufig handschriftliche Wörterverzeichnis von Hans T s c h i n k e l.

auch selten, für das Bayrische der älteren Zeit nicht ganz ausgeschlossen. (Vgl. Weinhold, § 245.)

Hat man darauf hingewiesen, dass das ganze Gehaben des Gottscheers mehr dem freundlichen Schliff der Franken, als dem derben Wesen des Bayern ähnelt, so darf man auch nicht vergessen, dass der Gottscheer im Gegensatze zu der überwiegenden Mehrheit des bayrisch-österreichischen Stammes nicht Alpenbewohner ist und dass seine auch im übrigen ganz eigenartigen Lebensverhältnisse auch ein besonderes Auftreten zur Folge haben müssen.

Kein Zweifel, der Gesammteindruck der Gottscheer Mundart ist bayrisch-österreichisch, doch merkt man ihr schon bei oberflächlichem Zuhorchen deutlich einen fremden, nicht nur unbayrischen, sondern undeutschen Einschlag an. Er wird erzeugt durch die Verschiebungen, denen die Laute *f, w, l* und *s* ausgesetzt sind und die wohl slowenischem Einflusse zugeschrieben werden müssen. Der stimmlose Spirant *f* (germ. *f*) wird in Gottschee immer stimmhaft gesprochen, also *wîl* (viel), *wraitòf* (Friedhof), *wrüm* (fromm). Während der stimmhafte Spirant (mhd. *w*) immer zum Verschlusslaut *b* wird, *bûgə* (Wage), *baishə* (Weise), *buəß* (was), *zboi* (zwei), *shbuərz* (schwarz), *br* (wir), *brt* (wird).[1]

Der Gottscheer spricht das normale deutsche *l*, doch nach den Vocalen *a, o* und *ə* wandelt er es in das dunkle (sogenannte polnische) *ł* um, also *gəwoł* (gefallen), *himəł*

---

[1] Schröer (Wörterbuch, 184 ff.) will hier slowenischen Einfluss allerdings nicht zugeben. Der Slowene macht zwar bei der Aufnahme deutscher Wörter in seine Sprache diese Veränderungen nicht mit; er sagt britof (Friedhof), waga (Wage), wiža (Weise) u. s. w.: doch wenn er deutsch spricht, setzt er *b* für *w*. Der ungebildete, deutsch sprechende Laibacher sagt: ich br, du brst, er brt (ich werde u. s. w.), boß (was), bißn (wissen) u. s w. Die Deutschen in der Sprachinsel Zarz in Oberkrain (vgl. Alpenvereins-Zeitschrift, 7, 163—176) und die im ungarischen Berglande, die slowakischem Einflusse unterliegen, setzen *b* für *w* und das gleiche kann man in der niedern Prager Umgangssprache beobachten (birschte für Würste u. s. w.). Auch die Cimbern in Oberitalien, die *w* für *f* und *b* für *w* setzen. können doch mittelbar von slawischer Einwirkung betroffen sein.

(Himmel), aber *himl* mit Synkope. Zwischen Vocal und *t* wird *l* zu *u*, wobei das gottsch. *o* wieder den hellen Klang des *u* gewinnt. Neben *bolt* (Wald), *kolt* (kalt), *olt* (alt) spricht der Gottscheer ganz gleichwertig *bunt, kaut, aut.* Ferner *kaudr* (Keller), *gaut* (Geld). In Ebenthal auch im Auslaute, *zau* (zahl'), *gəwau* (gefallen)[1] und in der Diminutivsilbe *wegue* (Vögle), *pichue* (Büchle). Während der harte dentale Spirant mhd. *z* (nhd. *ß*) in Gottschee *ß* bleibt, wird der stimmlose Spirant *s* (mhd. *s*) durchwegs zum tönenden Reibegeräusch *ž* (franz. *j*, ich schreibe *sh*). Es bleibt tönend vor *l, m, n, b* und wird im Auslaute und vor *t, p* stimmlos, fällt also dann zusammen mit mittel- und neuhochdeutsch *sch*, das in Gottschee unverändert bleibt. Gottscheerisch ist: *shûgn* (sagen), *shain* (sein), *roashə* (Rose), *shlûfm* (schlafen), *shnûrlə* (Schwiegertochter), *shbuərz* (schwarz), aber *hausch* (Haus), *ischt* (ist), *schtoin* (Stein), *schpak* (Speck) u. s. w. Das *s* der Fremdwörter wird in Gottschee stimmlos gesprochen, also *sabl* (Säbel), *sacrament, satan,* Ausnahme ist *schain* für sanctus. Die ganze Erscheinung ist höchst wahrscheinlich slawisch. Abgesehen davon, dass die Furlaner, die unmittelbaren romanischen Nachbarn der Slowenen in Görz und im Küstenlande, dass ferner die von Slowenen stark durchsetzte niedere Bevölkerung Triests im Italienischen und der Zarzer in Oberkrain im Deutschen *sh* für *s* sprechen, zeigen die Slowenen bei der Aufnahme deutscher Wörter dieselben Lautverschiebungen.[2] Und während in den heutigen bayrisch-österreichischen Mundarten das anlautende *s* immer stimmlos gesprochen wird, spricht der deutsche Laibacher unter slowenischer Einwirkung das deutsche *s* im Anlaute

---

[1] Der Slowene setzt für deutsches *l* nach Vocal immer *u*, gauge (Galgen), žauba (Salbe), fauta (Falte). In vielen Gegenden Krains, und zwar auch in der Nachbarschaft der Gottscheer, wird auch slawisches *l* zu *u*, biu, šeu, šua für bil, šel, šla u. s. w. Auch die Deutschen im ungarischen Bergland setzen *u* für *l*.

[2] Mhd. *z* und romanisches *s* bleibt im Slowenischen stimmlos, also los (Loos), soudat, sabla (Säbel), aber mhd. *s* wird *ž*, žaga (Säge), žida (Seide), roža (Rose), viža (Weise), žnabl (Schnabel), aber *š* vor *t* und *p*, špeh (Speck), štrafati (strafen).

stimmhaft, das romanische *s* stimmlos. Er scheidet also scharf zwischen: Sorge, sagen, sein u. a. einerseits, und ßoldat, ßäbel, ßacrament u. a. anderseits.

Die deutsche Verbindung *chs* wird gottscheerisch zu *ksh*. Der Laut *tsch* (*č*) erscheint gottscheerisch in *tschorbo* (Korb aus čorba, ital. corbello), *tschel* (aus Gesell), *witscho* (Wicke), *citschar* (eine Bohnenart, lat. cicer, ahd. chicherâ) u. a. Durch slowenischen Einfluss lässt sich vielleicht auch das gottscheerische *ü* (für mhd. *u*) erklären, denn die benachbarten Reifnitzer und Tschernembler unterscheiden sich von den übrigen Slowenen durch die dem *ü* ähnliche Aussprache des *u*. Endlich sind eine ganze Reihe slowenischer Ausdrücke in den Gottscheer Wortschatz eingedrungen, so *câtscho* (Schlange, kača), *caschle* (Korb, koš), *crieß* (Johannisfeuer, kres), *cneashe* (Fürst, knez), *jöcen* (weinen, jokati), *râzle* (Ente, raca), *uwrle* (Ahorn, javor),[1] und besonders viele slowenische Formen der Taufnamen, *Neashe* (Agnes, slow. Neža), *Jure* (Georg, slow. Jurij) u. a.

Die Mundart ist nicht auf dem ganzen Gebiete völlig gleich. Die einzelnen Thäler sind voneinander durch Bergzüge geschieden, der Verkehr untereinander war bis ins neunzehnte Jahrhundert herein aus Mangel an Fahrstraßen sehr gering; begreiflich also, dass sich Verschiedenheiten ausbildeten, zumal wir verschiedene Schübe der Besiedlung annehmen müssen. Im allgemeinen kann man fünf

---

[1] Im Gegensatze hiezu hat der slowenische Wortschatz viele alte deutsche Ausdrücke, die in unserer Schriftsprache und in der Umgangssprache der Deutschen in Laibach fehlen und darum wahrscheinlich durch die alten Freisinger Colonisten und die Gottscheer ins Slowenische kamen, so lina (mhd. line), likof (mhd. lîtkouf), rajtunga (mhd. reitunge, Rechnung), šapel (mhd. schapel), škrat (schrate), žlahta (ahd. slahta), šarkelj (Gugelhupf, ahd. scarta), špilja (mhd. spille. Spindel), fletn (mhd. vlætec, hübsch), fržmagat (mhd. versmâhen), fajmoštr (Pfarrmeister). Der Slowene versteht unter roža, sowie der Laibacher, Gottscheer und die meisten Bayern (vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie, 24, 281 f.; Wackernell, Hugo von Montfort, 224), unter Rose schlechtweg Blume. Für die besondere Gattung gebraucht er den Ausdruck gartroža, Gartenrose.

Untermundarten, nach den fünf Hauptgebieten, Land, Hinterland, Unterland, Waldviertel und Mosche unterscheiden. Meine grammatische Darstellung richtet sich im wesentlichen nach der Mundart des Unterlandes, in der auch die Mehrzahl der Lieder aufgezeichnet sind. (Nur die bereits früher gedruckten Lieder folgen, soweit aus der ungenauen Schreibung zu schließen ist, der Mundart des „Landes"). Die Unterschiede sind am größten in der Wortwahl. Im „Land" ist der schriftdeutsche, in der Mosche der slowenische Einfluss am stärksten. Im Vocalismus wurden schon die mannigfachen Vertretungen für mhd. *ei* angegeben. Im Land *oi*, in der Mosche *oa*, im Hinterland *ua*, im Unterland *oai* (ich schreibe der Kürze wegen *oi*). Die Nebensilbe im Conjunctiv Präteriti ist im Unterland *ai*, sonst *ö*. In der Mosche wird auslautendes *e* zu *a*, *ata* (Vater), ebenso in den Frauennamen und im Diminutiv *la* für *le*. Im Waldviertel wird das *l* auch im Auslaute und im Diminutiv zu *u*. Im Hinterland wird *i* vor *n* zu geschlossenem *e*, *empfendlich*, *ô* vor *n* zu *û*, z. B. *kûnə* (für *kônə*); *ea* (für mhd. *oe*) zu *ia* (also *schian* u. s. w.). Hier sagt man auch *gəmâchn* für *gəbân* (gewesen), und bevorzugt überhaupt starke Endung beim Participium Präteriti, z. B. *drzelən*, *gəkenən*. Statt *ea* für mhd. *ê* vor *r* wird vielfach auch offenes *ê* gesprochen. Im übrigen gibt es kein offenes *e* in der Gottscheer Mundart. Auch einzelne Ortschaften weichen in bestimmten Lauten besonders ab, so haben die Nieder-Tiefenbacher mhd. *ou* erhalten und sprechen: *schougn*, *rouchn* u. s. w. Die Tschermoschnitzer setzen an den Infinitiv ein *t*, *geant*, *tüənt*.

Die Sprache der Lieder ist alterthümlicher, sie gebraucht vollere Formen (so im bestimmten und unbestimmten Artikel, *dos* für *s*, *dem* für *m* oder *in*, *oin* für *a* der Umgangssprache) und sie hat alte Ausdrücke, die heute unbekannt sind. Durch die hochdeutschen Schulen und Predigten, durch die Wanderlust der Männer wird der Einfluss der Schriftsprache immer wirksamer, er ist natürlich am stärksten in der Hauptstadt der Sprachinsel und deren Umgebung, wo sehr viel hochdeutsche ungottscheerische

Ausdrücke gebraucht und meist, namentlich vor Consonanten, *f* und nicht mehr *w* gesprochen wird (*floisch, fraßn* u. s. w.).

Die Betrachtung der Mundart bestätigt also durchwegs die Ergebnisse der historischen Forschung für die Geschichte der Besiedlung. Die Mundart ist ihrem Grundwesen nach bayrisch-österreichisch. Sie kommt dem Kärntischen am nächsten, zeigt bereits alle neueren Erscheinungen, die der bayrische Vocalismus im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte durchgemacht hatte, erweist aber zugleich durch einige Besonderheiten der Wortbildung und durch die Bewahrung alter Ausdrücke, dass die Gottscheer seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts fern vom bayrischen Stamme lebten. Schwache Spuren eines alemannischen, vielleicht auch eines mitteldeutschen Einschlages kann man aufdecken. Die Einwirkung des neuen slowenischen Nachbars im Consonantismus und im Wortschatz lässt sich nicht verkennen, sie erklärt uns die auffälligsten Abweichungen der Gottscheer Mundart vom Oberdeutschen.

IV.

Lebensverhältnisse, Erwerbsquellen und öffentliche Zustände.

Die Gottscheer sind im allgemeinen von mittlerer Größe und Stärke. Doch findet man häufiger lange, sehnige Gestalten, als kleine wohlbeleibte. Die Männer haben zumeist braunes, gewelltes oder leicht gelocktes Haar, graue Augen, ein längliches, schmales Gesicht, starken Schnurrbart, häufig auch Vollbart, wodurch sie sich deutlich von den rundlichen, glatt rasierten Gesichtern der Slowenen unterscheiden. Das Profil ist scharf, Hakennasen sind nicht selten. Die Frauen sind schlank, braun oder blond, sie haben meist blaugraue Augen und zeichnen sich durch ein gesittetes, anmuthiges Betragen aus. Die Mädchen sind hübsch, altern aber als Frauen in der Regel sehr rasch,

schon nach dem ersten Kinde. Die ärmliche Lebensführung der meisten, die schwere Arbeit, die sie auch in Vertretung des wandernden Mannes verrichten müssen, die allzu frühen Heiraten, die jetzt allerdings nicht mehr so häufig sind, tragen schuld daran. Die Zahl der Frauen überwiegt die der Männer (im Gerichtsbezirke Gottschee kommen auf 8115 Männer 12.216 Frauen). Die Kinder sind meist hellblond und wohlgebildet. Die Untersuchung der Schulkinder ergab 45·3 Procent blondhaarige, 25·9 Procent brünette, 7·6 schwarze, der Rest entfällt auf Mischformen. Der rein blonde Typus ist etwa um 1 Procent stärker vertreten, als bei den Deutschen in Kärnten; der rein schwarze Typus aber sogar um 3½ Procent stärker, als bei den Slowenen in Krain, was nur durch eine kleine Zuwanderung von Kroaten nach Gottschee erklärt werden kann.[1]

Die Stellungsergebnisse sind günstig (nach dem Durchschnitte der Jahre 1889 und 1890 31 Procent, in ganz Krain 26 Procent). Fast alle Gottscheer werden Unterofficiere.

Kröpfige oder Cretins sind sehr selten. Dass sie überhaupt vorkommen, dürfte wohl eine Art Atavismus sein. Eine Vererbung aus der ursprünglichen alpinen Heimat. Specifische Volkskrankheiten gibt es nicht. Nach dem Durchschnitte des letzten Jahrzehntes starben im politischen Bezirke Gottschee jährlich 28·95 von tausend Einwohnern (in ganz Krain 29·86). Den Ärzten bringen die Landleute ein großes Vertrauen entgegen. Curpfuschende Weiber gibt es nicht mehr. Nahezu jede Gottscheerin nährt ihre Kinder selbst, meist über ein Jahr lang. In den seltenen Fällen der Unfähigkeit übergibt sie ihr Kind einer anderen stillenden Frau; künstliche Ernährung der Säuglinge ist unbekannt.

Der Gottscheer ist überaus arbeitsam, ernst, nüchtern und ruhig. Trinker und Raufer gibt es wenige unter ihnen. Ausbrüche der Roheit sind selten, unredliche und schlechte

[1] Nicht durch eine Eigenthümlichkeit, die die Gottscheer aus der ursprünglichen Heimat mitgebracht hätten, wie Zuckerkandl vermuthet. Vgl. die „Österreichisch-ungarische Monarchie“, Kärnten und Krain, 96.

Handlungen ganz ausgeschlossen. Der Gottscheer ist stolz auf seine Ehrlichkeit und Treue. Äußerste Sparsamkeit und einen berechnenden Geschäftsgeist erzeugten die eigenartigen Lebensverhältnisse. Allgemein wird die Bravheit und Tüchtigkeit der Frauen gerühmt. Die Sittlichkeit ist größer als anderwärts. Früher waren in den Dörfern barbarische Strafen, Abschneiden der Haare, Schleifung durch die Dorflache für gefallene Mädchen üblich und bis vor fünfzig Jahren etwa waren uneheliche Kinder ganz unerhört. Heute heiratet in der Regel der Bursch (wie in den Alpenländern) das Mädchen, das ihm ein Kind geboren hat. Wie in ganz Krain, so gibt es auch in Gottschee sehr viele Kirchen und Kapellen auf Bergesspitzen, Kreuze oder Mariensäulen an den Straßen, von der Frömmigkeit der Bewohner zeugend.

In der geistigen Begabung bieten die Gottscheer einen guten Mittelschlag dar. Auf rauhem Boden unter widrigen Verhältnissen hatten viele Geschlechter hindurch einen harten Kampf ums Dasein zu führen: das musste auch den geistigen Eigenschaften ein besonderes Gepräge leihen. So fehlen ihnen Talente von bestechender Flottheit und von begeistertem Schwung. Sie sind etwas schwer und unbeholfen. Doch der einfache Mann, wie der gebildete ist in seinem Berufskreise verlässlich, umsichtig, klug, von fachmännischer Tüchtigkeit und strebsam. Schon im siebzehnten Jahrhundert sind einige Gottscheer außerhalb der Heimat zu Ehren und Würden aufgestiegen,[1] heute nehmen viele in der Fremde eine angesehene Stellung ein.

Die Lebensweise der Gottscheer ist überaus einfach. Auch wenn sie reich geworden sind, haben sie kein Bedürfnis nach Luxus und höheren Genüssen. Die tägliche Nahrung des Landmannes ist eingelegtes Sauerkraut oder eingelegte saure Rüben mit Kartoffeln, und Milch mit

[1] So mehrere Gelehrte und Staatsmänner aus den später geadelten Gottscheer Familien Erberg, Schweiger und Ziglfest. Hier sei erwähnt, dass auch Reichskanzler Caprivi der Nachkomme eines Gottscheers Andreas Kopriva aus Nesselthal ist, der sich 1653 den Reichsadel erwarb.

Maissterz. Bohnen, Knödel, gedörrtes Obst kommen häufig auf den Tisch. Etwa zweimal in der Woche Fleisch, und zwar geräuchertes Schweinefleisch oder Würste. Bei festlichen Gelegenheiten wird ein Kapaun, Schöpsen- oder Kalbfleisch gebraten und mit *wilə* (Fülle, einer Eiermehlspeise) versehen. Ihr gewöhnliches Brot ist Schwarzbrot, aus grobem heimischen Weizenmehl oder Maisbrot *(tîrcisch boizain proat)* oder Brot aus Mais und Hirse *(hîrshain proat)*, für die Festtage backen sie Weißbrot aus feinem eingeführten Weizenmehl. Bessere Mehlspeisen sind der Strudel aus Buchweizen *(hoidain pobolizə)*[1] und der Gugelhupf, *schartl* (ahd. *scarta*). Seit der heimische Weinbau durch die Reblaus so geschädiget wurde, trinkt man meist Obstmost, der zu Hause gepresst wird, oder Laibacher Bier, kroatischen Wein und selbstgebrannten Pflaumen- und Wacholderbrantwein *(prompain)*. Schweine sind immer beim Haus, Gänse und Enten hingegen fast unbekannt. Die Schaf- und Geflügelzucht ist gering. Bessere Bauern haben in der Regel zwei Pferde und viel Hornvieh. Jedes Dorf hat große Weideplätze und ein Hirt führt die Rinder aller Insassen gemeinsam ins Freie, wo sie in der besseren Jahreszeit in einzelnen Gegenden den ganzen Tag verweilen. Im Sommer wird das Vieh während der Mittagshitze in einen eingefriedeten Waldplatz geführt, den *prâmschtol* (Bremsenstall), wo es im Baumschatten ausruht.

Des Bauers Hauptbeschäftigung, die Landwirtschaft, hat in Gottschee immer nur eine Nebenrolle gespielt. Nur ein Fünftel des ganzen Gebietes ist Ackerland, das erst mühselig urbar gemacht werden musste. Der Boden ist besäet von Steinen und nirgends tiefgründig, zuweilen führt er nur wenige Zoll Erde über dem Kalkgestein. Darum werden vielfach noch die alten, schmalen, spitzigen, sogenannten Gottscheerpflüge verwendet, während der heute allgemein übliche Pflug mit der breiten Schar in Gottschee der deutsche Pflug genannt wird. Dazu kommt das rauhe

[1] Vgl. Schröer, 222 f.

Klima. Der Winter beginnt schon Anfang October und noch im Mai gibt es zuweilen Schneefälle und Spätfröste, darum wurde in früheren Zeiten bis in unser Jahrhundert herein überhaupt keine Wintersaat gebaut. Die gewöhnlichsten Feldfrüchte waren Rothweizen und Hirse, die das Volkslied ganz typisch verwendet. Auch gilt noch heute die Redensart: „Er hat viel Hirse“ = Geld. Daneben wurde viel Flachs gebaut, weil sich die Gottscheerinnen (was zum Theil noch üblich ist) die ganze Hausleinwand und die wichtigsten Bekleidungsstücke selbst gesponnen haben. Der Weinbau in der Gegend von Maierle, Altlaag und Verdreng begann erst im siebzehnten Jahrhundert und ist seit einigen Jahren durch die Reblaus arg gefährdet.

Heute gedeihen die verschiedenartigsten Sommer- und Winterfeldfrüchte. Nach Heu und Klee am meisten Kartoffeln 120.000 *q*, weiße Rüben 50.000 *q*, Mais 14.000 *q*, dann in absteigender Linie Kraut, Hafer, Hirse, Möhren, Sommerweizen, Roggen, Gerste, Winterweizen, Buchweizen, Hülsenfrüchte, Hanf und Flachs. An Obst werden 12.000 *q* erzielt, wovon die Hälfte für Most verwendet wird. Das Hinterland ist besonders reich an Obst. Der Erlös an Wein beträgt 22·7 *hl.*[1] Im ganzen ist die Fechsung im Verhältnisse zur Zahl der Bewohner zu gering. Die an und für sich mageren Gründe werden schlecht gedüngt und zu stark benützt. Dreifelderwirtschaft ist die Regel, Brache wird selten gelassen. Auch die Wiesen werden überweidet. Heu wird auch auf den Berglehnen, den sogenannten Heutheilen *(haitoildr)* gewonnen.

Für die Anbahnung eines rationellen und nachdrücklichen landwirtschaftlichen Betriebes geschieht wenig. Die Landleute sind darum mit Ausnahme jener, die in der Fremde durch den Handel wohlhabend geworden sind, alle sehr arm. Im sechzehnten Jahrhunderte gab es, wie wir aus dem Urbarium der Herrschaft Gottschee vom

[1] Die Zahlen nach dem Ausweise der krainischen Landwirtschaftsgesellschaft für das Jahr 1892 und den Gerichtsbezirk Gottschee, der im allgemeinen mit der Sprachinsel zusammentrifft.

Jahre 1574 ersehen, nur wenige Besitzer ganzer Huben. Die meisten waren Halbhübler, viele besaßen noch weniger. Heute kommt auf etwa ein Dutzend Bauern (*paŭər* heißt in Gottschee jeder Landmann, der Grundstücke besitzt) nur ein Besitzer einer ganzen Hube (*hŭəbə* = 60 Joch). Die anderen haben eine halbe, viertel oder achtel Hube. Die meisten sind verschuldet. Daneben gibt es Landleute, die nur ein Häuschen mit geringem oder ohne Grund besitzen, die *kaischlarə* (Häusler), ferner Bebauer der Gemeindegründe, die *ŭntrshaßən* und Besitzlose, die *inboanarə* (Einwohner) und *taubachtarə* (Tagwerker). Natürlich gibt es auch Knechte und Mägde (*knachtə* und *diərnə*, zugleich die Bezeichnung für Jünglinge und Mädchen).

Bei der geringen Ergiebigkeit der Landwirtschaft mussten die Gottscheer schon früh auf einen Nebenerwerb zur Fristung ihres Lebens bedacht sein. Wir wissen auch, dass sie schon im fünfzehnten Jahrhundert fleißig Leinwand und Holzgeräthe aller Art anfertigten und ihre Erzeugnisse auf Saumrossen verführten. Am 23. October 1492 verlieh ihnen Kaiser Friedrich IV. ausdrücklich das Recht des Hausierhandels, das in den Jahren 1571, 1596, 1774 und 1780 durch neue Begünstigungen bestätigt und erweitert wurde. Seit vier Jahrhunderten also betreiben die Gottscheer einen ganz eigenartigen Hausierhandel, der sie durch fast ganz Österreich-Ungarn und Deutschland führte, der viele zu großem Wohlstand brachte, die meisten gut ernährte und erst in den letzten Jahren durch größere Veränderungen im internationalen Handelsverkehr und gesetzliche Beschränkungen immer mehr unterbunden wird und in nicht allzuferner Zeit ganz aufhören dürfte. Der Gottscheer zog und zieht im Herbst (meist im October) von der Heimat weg, lässt Weib und Kind zurück und wandert nach Laibach, Triest oder nach Deutschland (so nennt der Gottscheer alles Land nördlich von Krain), in eine der größeren Städte, nach Graz, Linz, Wien, Brünn, Prag, Pest, nach Nordböhmen, Sachsen oder Süddeutschland. Den Winter über hausiert er, um im Sommer mit seinen Ersparnissen

heimzukehren und das Feld zu bestellen. Zur Sommersonnenwende kommen die ersten an (früher im bekränzten Postwagen). Die Frauen eilen ihrem Manne oft meilenweit entgegen und begrüßen ihn mit lauten Jubelrufen, sie behandeln ihn wie ihren Herrn und halten ihm die gemauerte Stube des Hauses bereit, die den Winter über verschlossen bleibt. Ihre Waren bildeten zuerst heimische Erzeugnisse und Bilchhäute, bald Südfrüchte und Colonialwaren, die sie sich selbst aus dem nahen Hafen Fiume holten. Jetzt beziehen sie ihre Sachen meist aus Triest oder von einem Landsmanne, der in ihrem Aufenthaltsorte ein ständiges Geschäft hat. Pomeranzen, Citronen, Datteln, Sardinenbüchsen, verzuckerte Früchte, auch Galanterie- und Schnittwaren, die sie in einem an Tragriemen befestigten Korb in den Städten von Gasthaus zu Gasthaus tragen, verkaufen oder durch das bekannte Hoch- oder Nieder-, Grad- oder Ungradspiel verlosen. Unter dem Namen Kraner (Krainer) sind sie allgemein bekannt. In den größeren Städten hausen mehrere zusammen in einer Wohnung, in regelmäßigem Wechsel bleibt immer einer von ihnen zu Hause und besorgt den Haushalt. Söhne, die der Schulpflicht entwachsen sind, werden auf die Wanderschaft mitgenommen. Ist einem die Gelegenheit günstig, so lässt er sich in der Fremde nieder, eröffnet ein Geschäft (meist mit Südfrüchten) und wird ein wohlhabender Mann. In allen den früher genannten Städten gibt es reiche und angesehene Kaufleute, die entweder selbst als Gottscheer Hausierer angefangen haben, oder von solchen abstammen. Jetzt geht der Hausierhandel stark zurück. Seit der Zoll auf die italienischen Früchte aufgehoben ist, vertreten die Waren, die der Hausierer mühselig herumschleppen muss, einen viel geringeren Wert, neu eingeführte Handelsartikel, z. B. Strohhüte, werfen nur einen spärlichen Gewinn ab. Hausierpässe werden jetzt in der Regel nur mehr den älteren Händlern neu ausgestellt; so sind sie förmlich auf den Aussterbe-Etat gesetzt. Trotzdem fließen noch jährlich der Heimat durch diesen Handel erkleckliche Summen zu und wird die Zahl

der zeitweilig abwesenden Gottscheer auf vier Tausend geschätzt.

Als Ersatz für diese allmählich versiegende Einnahmsquelle trat seit der Mitte der achtziger Jahre die Auswanderung nach Amerika. Sie wuchs rasch und bedrohlich an, geht aber nun wieder glücklicherweise zurück. Im ganzen halten sich jetzt gegen 2000 Gottscheer in den Vereinigten Staaten auf. Die stärkste Niederlassung ist Cleveland (700), dann Brooklyn, Kansas City, Chicago, S. Francisco. Sie sind meist Handwerker oder Arbeiter, Tischler, Hufschmiede, Lackierer, Schlächter, aber auch Kaufleute und Gastwirte. Auch in Amerika gedenken sie in Treue ihrer alten Heimat und machen oft mehrmals den weiten Weg, um sie zu besuchen.

Doch auch im Lande selbst gibt es neben der Landwirtschaft noch verschiedene Erwerbsquellen, die aus der Jagd (besonders dem Bilchfang), aus der Fisch- und Krebsenzucht, vor allem aber aus der Forstwirtschaft und der Industrie fließen. Die Hälfte des ganzen Gebietes ist Waldgrund. Einzelne Strecken davon gehören den Gemeinden, die aber mit Ausnahme der Stadt ihren Waldbesitz unzweckmäßig bewirtschaften und geringen Erlös davon beziehen. Der größte Theil gehört dem Fürsten Auersperg. Von seinen ausgedehnten Wäldern in Krain entfallen auf die Herrschaft Gottschee 19.274 *ha* mit 8 Revieren und 25 Schutzorganen, die dem Forstmeister in der Stadt unterstehen. Dieser außerordentliche Waldbesitz warf vor etwa hundert Jahren noch sehr unbedeutende Erträgnisse ab. Er war von Servituten belastet, auch wurde früher ohne zielbewussten Wirtschaftsplan ausgeschlagen und das Nutzholz konnte nicht in die Ferne versendet werden. Anfangs dieses Jahrhunderts kamen zuerst Pottasche, Buchenschwämme und Holzgeschirr aus den Gottscheer Wäldern auf den Weltmarkt. Seit den Fünfzigerjahren wird die Forstwirtschaft immer geregelter, planvoller und nachdrücklicher betrieben und erzielt immer reicheren Gewinn. Jetzt bestehen fünf Dampfbrettsägen und mehrere Meilerköhlereien,

die natürlich nebst den übrigen Waldarbeiten den Gottscheern fortwährend die Möglichkeit zu Nebenverdiensten eröffnen.

Da die ganze Herrschaft von Anfang an ungetheilt in einer Hand verblieb, so finden wir außer dem Stadtschloss in der Sprachinsel keinen einzigen adeligen Landsitz, an denen sonst Krain so reich ist. Bis zum Jahre 1848, bis zum Fall des Unterthanenverbands und der Patrimonial-Gerichtsbarkeit, war der Herzog von Gottschee der unumschränkte Herr über Stadt und Land. Einige alte Vorrechte, so das der besonderen Rechtssprechung durch den Bürgermeister, den „Stadtrichter", hatte sich die Stadt daneben bewahrt. Die Vorsteher der Dorfgemeinden hießen *shüpon* (slovenisch župan, Schultheiß) oder Ortsrichter und hatten geringe Macht. Auch heute ist noch die Stellung des Herzogs und sein Einfluss in jeder nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung sehr bedeutend. Der frühere Herzog, Fürst Carlos Auersperg (geboren 1814), war bekanntlich der Führer des verfassungstreuen Adels in Österreich, 1868 Präsident des sogenannten Bürgerministeriums, lange Jahre Oberstlandmarschall in Böhmen und Präsident des Herrenhauses, ein gesinnungstüchtiger, vornehmer, lauterer Charakter. Wie er überhaupt ein Freund des deutschen Volkes war, so sorgte er auch reichlich für seine Gottscheer, schuf ihnen durch die gesteigerte Bewirtschaftung seiner Besitzungen zahlreiche Vortheile, öffnete seine mildthätige Hand für jeden Kirchenbau, jede Schule, jede gemeinnützige Unternehmung und begleitete seine ansehnlichen Gaben mit herzerfreuenden Wünschen. Als er 1890 allgemein betrauert starb, folgte ihm, da er kinderlos war, sein Neffe Karl Auersperg (geboren 1859) im Besitze der reichen Güter in Böhmen, Mähren, Niederösterreich und Krain. Herzog Karl führt alle Pläne seines Vorgängers in dessen Sinne aus, geht verständnisvoll in die Bedürfnisse des Landes ein, das er freigebig fördert, und hat sich rasch die allgemeine Zuneigung erworben.

Die gewerbliche Thätigkeit ist in Gottschee in raschem

Aufschwung begriffen und wird wohl mit der Zeit die wirtschaftlichen Wunden heilen können, die der Rückgang des Hausierhandels dem Wohlstande des Landes geschlagen hat. Die Hausindustrie ist uralt, schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erzeugten die Gottscheer Linnen und Holzwaren aller Art, doch schlief sie allmählich infolge der Wanderlust bis auf wenige Gegenden ein und fasste mehr in der Nachbarschaft der Gottscheer, bei den Reifnitzern und Großlaschitzern festen Fuß. Die Holzindustrieschule, die 1882 in der Stadt durch die gemeinsame Bemühung des Deutschen Schulvereines und des Gottscheers Johann Stampfl errichtet wurde, sollte zur Wiege des neubelebten häuslichen Gewerbes werden. Von Fachlehrern wird hier die kunstmäßige Herstellung von Holzwaren, das Drechseln, Schnitzeln und Korbflechten gelehrt. Die Zahl der Erzeugnisse und der Kundenkreis werden immer größer. Die Schule setzt jährlich etwa tausend Stöcke und ebensoviel künstlichere Erzeugnisse, Schreibzeuge, Handtuchhälter, Kleiderrechen, Teller u. s. w. ab. Daneben werden im ganzen Ländchen jährlich Tausende von Fässchen, Kübeln, Mulden, Schäffern (30.000), Schaufeln, Hammerstielen (5000), Wiegen, Spinnrädern, Sesseln, Pfeifen u. s. w. erzeugt und in alle Nachbarländer von Krain bis nach Wien hinauf, vor allem aber nach Kroatien und dem Balkan versendet. Auch das Spinnen von Hausleinwand kommt in einzelnen Orten wieder mehr auf. Grober Loden wird besonders in Lichtenbach, Mösel und Kummerdorf erzeugt. An größeren industriellen Unternehmungen gibt es neben den schon erwähnten Dampfsägen auch Ziegeleien, Mühlen und eine Bierbrauerei. Glashütten wurden 1835 (in Karlshütte) und in den Vierzigerjahren auf dem Tratten bei Gottschee errichtet, die beide nicht mehr bestehen. Die letzte stand auf dem umfassenden Braunkohlenflötz, das im Jahre 1886 von der Trifailer Kohlenwerks-Gesellschaft erstanden wurde. Man fand hier eine gute, reine Kohlenablagerung mit einer Durchschnittsmächtigkeit von über 20 *m* und eröffnete darum den Bau in großem Maßstab. Da die Gesellschaft sich auch

einer zu errichtenden Bahn gegenüber zu überaus günstigen Zugeständnissen verpflichtete, so wurde sie zum neuen Ansporn für den seit den Sechzigerjahren erwogenen Plan einer Unterkrainer Bahn mit einem Zweige nach Gottschee. Nach vielen mühsamen Vorbereitungen und durch die opfervolle Mitwirkung des Herzogs und der Bürger von Gottschee, der Krainischen Sparcasse und des Krainischen Landesausschusses wurde der Bau endlich ermöglicht und im Herbste 1893 wurde die Bahnstrecke nach Gottschee eröffnet, die nun die Verwertung aller gewerblichen und forstwirtschaftlichen Erzeugnisse des Ländchens erleichtern und deren Erlös bedeutend erhöhen wird.

Den Wert der Schule hat der Gottscheer früh erkannt und für die Ausbildung seiner Jugend mit allmählich sich steigernden Mitteln und wachsenden Erfolgen Sorge getragen. Die Gottscheer verstanden es, sich schon früher unter den unerquicklichsten Verhältnissen die Anfangsgründe des Wissens anzueignen. In den entlegensten Bergdörfern gab es sogenannte Nothschulen, von denen uns der Abgeordnete Braune einen ergötzlichen Bericht geliefert hat: wie irgendein bresthafter Flickschuster oder Schneider einige wackelige Tische und Stühle sich ausbettelte und in einer schlechten Stube (die ihm von der Gemeinde überlassen wurde und die er zugleich als Schlafkammer und Werkstätte benützte) aufstellte, um zu unterrichten. Ein mit Schuhwichs angestrichenes Brett galt als Tafel. Während die Kleinsten buchstabierten, las der Lehrer den Älteren aus der Bibel oder einem vom Pfarrer ausgeliehenen Büchlein vor. Das Schulgeld wurde in Lebensmitteln abgeliefert. Heute ist das Volksschulwesen in der Sprachinsel, nachdem es sich besonders in dem letzten Jahrzehnt sehr gehoben hatte, in den geordnetsten und erfreulichsten Verhältnissen. Es würde sich noch blühender gestalten, wenn der Staat und das Land es ausgiebiger unterstützten. Die Gottscheer thun sehr viel; einzelne haben Schulen mit Stiftungen versehen oder aus eigenen Mitteln gegründet. Die Landleute schätzen die Lehrer und sorgen

für den regelmäßigen Schulbesuch. Im Schuljahre 1892/93 entzogen sich zehn Procent der schulpflichtigen Kinder dem Unterricht, elf Procent besuchten ihn nachlässig, alle übrigen sehr fleißig. Die Kinder sind befähigt, eifrig und reinlich. Die Lehrer (fast durchwegs geborne Gottscheer) sind tüchtig, für ihren wichtigen Beruf begeistert. Die Schulgebäude sind meist zweckentsprechend und nett. Die Sprachinsel besitzt jetzt, abgesehen von einzelnen Noth- und Excurrendoschulen, 27 ordentliche öffentliche Volksschulen, von denen 2 vierclassig, 2 dreiclassig, 19 nur einclassig sind. Große Verdienste um Gottschee hat sich der Deutsche Schulverein erworben. Neben seiner kräftigen Mitwirkung an der Holzindustrieschule hat er eine Reihe von Schulen an der Sprachgrenze gegründet oder erweitert, fast alle übrigen Lehranstalten mit Spenden versehen und im ganzen bis jetzt über hunderttausend Gulden für die Sprachinsel ausgegeben. Auch der Verein Südmark (Graz) und der Allgemeine Deutsche Schulverein (Berlin) sandten manche willkommene Gabe.

Wichtig für das Gedeihen des ganzen Schulwesens ist das Untergymnasium zu Gottschee, das 1872 gegründet, seit 1889 mit einer gewerblichen Fortbildungsschule versehen ist, vom Staate mit Hilfe der Stadt unterhalten, von mehr als hundert Schülern besucht und von ausgezeichneten Lehrkräften geleitet wird, die sich auch um die wissenschaftliche Erforschung des Ländchens mit Erfolg bemüht haben. Seitdem Johann Stampfl durch seine großen Stiftungen vom Jahre 1881 den Gottscheern auch den Besuch der Hochschulen ermöglicht hat, ist der Bildungskreis geschlossen und Jahr um Jahr wächst die Zahl der jungen Leute, die berufen sind, auch in akademischen Stellungen ihrer Heimat zu dienen.

Die Sprachinsel, deren Bevölkerung durchwegs dem römisch-katholischen Bekenntnis angehört, ist in sechzehn Pfarrsprengel getheilt, an deren Spitze in der Stadt ein Dechant steht.

Die Beamten, Ärzte und Professoren, die unter den

Gottscheern wirken, sind jetzt zumeist Deutsche. Freilich erstreckt sich der Wirkungskreis der Beamten in Gottschee nicht über das ganze Gebiet der Sprachinsel, denn als die neue Eintheilung der Verwaltungs- und Gerichtsbezirke in den Jahren 1850 und 1867 vorgenommen wurde, hat man sie drei Bezirkshauptmannschaften und sechs Gerichtsbezirken, die meist der Mehrheit nach slowenisch sind, zugetheilt. So können die Gottscheer auch nur mit Mühe einen Landtagsabgeordneten durchsetzen.

In früheren Jahrhunderten war die Sprachinsel im Norden und im Süden größer als jetzt. Die nun slowenischen Orte Deutschdorf, Büchelsdorf, Niederdorf, Pölland, Grafenwart (Kostel), Ossiuniz waren früher, wie es sich aus den Ortsnamen oder den Familiennamen ergibt, ganz oder theilweise deutsch. In neuerer Zeit verschiebt sich die Sprachgrenze nicht mehr zu Ungunsten der Gottscheer, zumal diese Ehen mit Slawinnen grundsätzlich vermeiden. Die früher bedrohten Grenzorte der Gemeinden Obergras, Suchen und das Dorf Maierle zeigen nach der Zählung von 1890 ein erstarktes Deutschthum.

In der Stadt selbst herrscht ein reges nationales und wirtschaftliches Leben. Zahlreiche Vereine fördern Kunst und Wissenschaft, die Schulen, das Turnen und gemeinnützige Unternehmen. Die 1882 gegründete Sparcasse hat bereits einen Jahresverkehr von einer Million erreicht. Seit 1891 besteht auch ein Verein der Deutschen aus Gottschee mit dem Sitze in Wien und eigenen Vereinsmittheilungen. Die vielen zugewanderten Deutschen *(də inakamarə,* die Hereingekommenen) beleben und kräftigen die nationalen Bestrebungen der wurzelechten Gottscheer.

Die beste Stütze der Sprachinsel aber ist die große Heimatsliebe der Gottscheer. Aus der fernsten Gegend kehren die wandernden Männer alljährlich wieder heim. Viele, die in der Fremde ansässig sind, bringen mit Familie den Sommer in ihrem Geburtsdorfe zu. Wer reich geworden und nicht mehr ans Geschäft gebunden ist, verlebt sein Alter vollends in der Heimat. In vielen Gottscheer Dörfern

sieht man neben den einfachsten Hütten ein stattliches Gebäude, das sich ein glücklich Heimgekehrter erbaut hat. Ob fern oder nah, viele senden zu den heimischen Unternehmungen reichliche, oft sehr bedeutende Gaben. Ein leuchtendes Beispiel ist Johann Stampfl, der 1803, in dem Gottscheer Dorfe Eben geboren, 1890 in Prag verstarb, wo er ein halbes Jahrhundert lang ein großes Südfrüchtengeschäft besaß. Nicht nur die Größe, sondern besonders die Zweckmäßigkeit und daher die fruchtbare Wirkung seiner wohlüberlegten Spenden sind über alles Lob erhaben. Er hat 47 Stiftungen für Gottscheer Mittel- und Hochschüler geschaffen, Gebäude für die Holzindustrie-Anstalt und andere Schulen errichtet und so seine Landsleute vom einseitigen handelsmännischen Sinn zu höheren Bildungsbestrebungen hingelenkt.

Da jeder Gottscheer von dem heißen Wunsche beseelt ist, für seine Heimat Tüchtiges zu leisten, so geht die Sprachinsel in wirtschaftlicher, geistiger und nationaler Beziehung einem erfreulichen Aufschwung entgegen.

V.

Tracht und Hausbau.

Der alles ebnende Zug unserer Zeit, der die bunten, wechselvollen Volkstrachten immer mehr zu verdrängen droht, hat auch die Gottscheer bereits ereilt. Die Männer führte der Handel viel in die Fremde, wo sie nicht auffallen mochten und Gelegenheit fanden, sich billige, bürgerliche Kleider anzuschaffen. Darum legten die Hausierer schon Anfang dieses Jahrhunderts ihre heimische Tracht ab. Eine volksthümliche Tracht ferner, die doch in ihren feiertäglichen Bestandtheilen kostspielig ist, erhält sich am besten in Gegenden mit einem stolzen, wohlhabenden Bauernstande. Dieser war bei den handeltreibenden Gott-

scheern kaum vorhanden, und so begann die Volkstracht der Männer auch in der Heimat schon in den Dreißigerjahren zu schwinden. Als die ersten Hausierer in den fremden Kleidern heimkehrten, erregten sie in der Heimat allerdings das größte Aufsehen. Die Leute daheim, welche sich mit der gewohnten Tracht förmlich verwachsen fühlten, nahmen an, ihre Landsleute hätten Fremde erschlagen und deren Kleider angezogen, anders konnten sie sich diese räthselhafte Erscheinung nicht erklären. Das Beispiel aber wirkte rasch und seit den Fünfzigerjahren ist die uralte Tracht der Männer mit allen ihren Resten völlig verschwunden.

Die alte Männertracht bestand aus folgenden Stücken: Aus weiten Pumphosen *(pumprhôshə)*, die für Werktage aus grober, für Feiertage aus feiner, rein weißer Leinwand *(kloinə laimòt)* verfertigt und quer gefältet *(gəkrischpət)* waren. Im Winter staken die Hosen in hohen Stiefeln, im Sommer hiengen sie mit ihren erweiterten Enden lose über die Bundschuhe hinab. Die Stiefel waren *diknataitə*, d. h. mit starken, am Sohlenrande umgebogenen Nägeln beschlagen. (Auch hölzerne Schneereifen *(shnearoifm)* wurden früher an den Schuhen getragen.) Dazu kam eine Weste, im Sommer aus bläulich-weißem Tuch oder Leinen, im Winter aus weißem Loden, mit Haften geschlossen. Aus den gleichen Stoffen bestand die Joppe *(jòpə)*. Sie war weit, ärmellos, bis an die Knie reichend, an der Brust mit einigen Haften geschlossen, an den Nähten und an den Taschen mit grünen Verschnürungen versehen. Das grobleinene Hemd war am Halse offen, oder mit einer Schnur lose gebunden und hatte einen breiten Kragen, der meist über die Joppe gelegt wurde. Das Hemd wurde in die Hosen und in den Ledergürtel so gesteckt, dass der untere Theil in einem Bausche darüber hinaushieng. Im Winter wurde statt der Joppe der Rock getragen. Er bestand aus weißem Loden, aus bläulichem oder grünem Tuche, war der Joppe ähnlich geformt, doch hatte er Ärmel mit breiten grünen oder rothen Aufschlägen und einen umgelegten oder Stehkragen von der Farbe der Aufschläge.

Am Rücken fiel der Rock glatt und geschlossen abwärts, an den Seiten hatte er kleine Schlitze. Zu Hause und bei der Arbeit trug man einen kurzen Leinenrock. Bis in den Anfang des Jahrhunderts war es bei den Männern üblich, die Haare in einem bis an den Gürtel reichenden Zopf zu tragen. Einige Jahrzehnte später ließ man noch die Haare lang stehen. Der Hut war aus grobem braunen Filze, hoch,



Ein Gottscheer in der alten Tracht.

mit breiten Krämpen. Der „hohe Hut" und die „weißen Hosen" werden ja im Liede typisch verwendet.

In den Dreißigerjahren kam die Mode auf, an Feiertagen zu den Leinenhosen schwarzen Frack und Cylinder zu tragen. Wurden die Sachen schlecht, so verwendete man sie auch zur Arbeit. So kam es thatsächlich oft vor, was den Gottscheern noch heute im Scherze vorgehalten wird, dass die Landleute in Frack und Cylinder hinter dem Pfluge einhergiengen. Seit den Fünfzigerjahren ist jede Spur einer

besonderen Tracht der Männer geschwunden, sie gehen in einfachen bürgerlichen Kleidern und man kann sie heute gelegentlich in schwarzem Schlussrocke und hartem Hute bei der Feldarbeit sehen.

Nur die Hirten haben sich noch einen besonderen Anzug bewahrt. Sie tragen lange Leinenhosen, einen Rock aus schwerem grauen Hausloden in der bekannten Form



Eine Gottscheerin.

der Alpenlodenröcke mit einer Doppelreihe von Hirschhornknöpfen, mit oder ohne grünen Vorstoß, einen kleinen, runden, dunklen Loden- oder Filzhut, Schuhe aus Kirschbaumrinde geflochten mit dicken Holzsohlen *(knôshpə)*. In der Hand hält der Hirt einen dicken Knotenstock mit rundem Griffe oder eine Schleuder *(klôbə)* und ein großes Bockshorn. Das eigenartigste Kleidungsstück ist sein Regenmantel, ein weiter, bis über die Hüften reichender Kragen aus schmalen (früher in Wasser erweichten) Lindenbast-

streifen, die dreifach übereinander liegen und den Regen nicht durchlassen.

Die alte Tracht der Frauen war vor etwa 40 Jahren noch ganz allgemein üblich, auch in der Stadt. Dann ist sie im Norden und Osten des Gebietes allmählich zurückgegangen und ist heute nur mehr im Westen, dem abgeschlossenen „Hinterland“, erhalten. Die billigen und schlechten Fabrikserzeugnisse verdrängen sie Stück um Stück, so dass man häufig älteren Weibern begegnet, die Theile der volksthümlichen Tracht neben neueingeführten Schürzen. Kopftüchern oder Röcken tragen, was gar geschmacklos aussieht. Eine Gottscheerin von echtem Schlage trägt am Leibe das Hemd aus grobem Linnen *(üntrpfoit)*, darüber einen Leinenunterrock *(dar könikainə kitl)*. In diesem einfachen Anzug verrichtet sie die häuslichen und die Feldarbeiten. Für den Ausgang und an Sonntagen legt sie darüber ein langes, gefälteltes Leinenhemd *(də gewoldrötə pfoit, woldrpfoit* oder *də gərigötə pfoit)* an. Es ist am Halse geschlossen, reicht bis an die Knöchel und ist von den Hüften abwärts und an den Ärmeln in Falten gelegt. Das Fälteln besorgt in jedem Dorfe eine eigene *woldrarin*, darum ist auch der Hausname *pai woldrarsch* sehr häufig. Bei festlichen Gelegenheiten muss das Hemd in acht Zwickel (Stöße) ausgehen *(ochtschteaßatlə)*, vorne querüber gefältelt *(gəkrischpət)*, mit einem zahnförmig ausgeschnittenen Rand versehen sein *(gəzandlt)* und aus feiner weißer Leinwand bestehen. Dieses Hemd wird immer durch einen Wollgürtel *(s'gîrtəle)* festgebunden. Er ist handbreit, roth, von grünen oder gelben Fäden durchzogen; rothe Wollschnüre in einer Länge von drei Meter hangen daran, die vielmals um die Hüften gewunden und rückwärts so zugebunden werden, dass die Enden *(də zetn)* bis zu den Knöcheln reichen. Der Gürtel vertritt die Stelle des Mieders. Über dem Hemd wird eine weiße. hellgrüne oder hellblaue ärmellose Tuchjacke *(jöpə)* getragen. Sie ist am Halse durch Haften festgehalten, steht im übrigen weit offen und reicht bis an die Knie. Die unteren Ecken werden etwas zurückgeschlagen, so dass das

bunte Futter sichtbar wird. An den Rändern, den beiden Seitentaschen und den Nähten ist die Joppe mit grünen Schnüren geziert. Sie gleicht fast ganz der alten Männerjoppe. Um den Hals kommt ein breiter, umgelegter, weißer Kragen *(dr cólar)*, der zuweilen gestickt *(gəlöchət)* ist. Über den Busen hängen schmälere oder breitere, bunte und geblümte Seidenbänder *(də pintpantlain)* herab. Das Haar wird an Wochentagen mit einem einfachen, farbigen Tuch *(hûdrle)*, an Sonntagen mit einem weißen Tuch *(tiəchle)* bedeckt. Dieses wird hinten gebunden, ein Zipfel fällt nach vorne, der andere nach rückwärts; das breite Dreieck fällt über den Rücken und ist mit Stickereien versehen. Ein Ohr bleibt frei, damit man einen der Ohrringe sehen kann. Kleinere Lasten werden auf dem Kopf getragen, wobei ein Tuchring *(rîdl)* zur Erleichterung dient. Rothe Strümpfe, die auch zuweilen gefältelt sind, und offene schwarze Niederschuhe oder Schnürschuhe *(pintschüəchn)*, heute meist hohe Stiefel vollenden den Anzug. Im Winter wird noch ein ärmelloser, verschnürter Schafpelz, mit der Wolle nach innen, unter der Joppe angelegt. Mädchen und Frauen unterscheiden sich nicht, alle tragen die Zöpfe aufgesteckt unter dem Tuche.

Während in anderen Gegenden, z. B. in Bayern und Salzburg, die Bauerntracht im Laufe der Zeiten öfter wechselte, tragen sich die Gottscheerinnen im Hinterland heute im wesentlichen ebenso, wie sie Valvasor[1] im siebzehnten und Hacquet[2] im achtzehnten Jahrhundert beschrieben haben. Nur war der Gürtel früher auch braun, blau oder schwarz, und die Frauen trugen zuweilen im Winter Röcke mit Ärmeln, wie die Männer. Bis in die Fünfzigerjahre erhielt sich auch ein Unterschied in der Haartracht zwischen Frauen und Mädchen. Die Mädchen hatten immer zwei mit Scharlachfäden durchflochtene Zöpfe. Nach der Trauung wurden die Zöpfe aufgesteckt zu einem *roidl* (mhd. reide, Drehung, Wendung). Um diesen Haar-

[1] 2, 300.

[2] Abbildung und Beschreibung, 90 f.

knoten wurde ein Band (womöglich in der Farbe der Haare) gebunden, darauf kam ein kleines weißes Häubchen, das bei den Frauen nie fehlen durfte. Erst darüber legten sie beim Ausgang das Kopftuch. Die ältere Sitte versagte den Mädchen auch das Tragen eines Pelzes.

In mehreren Liedern werden Theile der Frauenkleidung erwähnt (so Nr. 60, 72, 106, 119).

Die Gottscheer Frauen- und Männertracht hat keine Ähnlichkeit mit deutschen Volkstrachten. Es ist kein Zweifel, dass die Gottscheer sie erst in ihrer neuen Heimat von den slawischen Nachbarn übernommen und theilweise selbstständig abgeändert haben. Die Nachbarn im Osten, die sogenannten weißen Krainer (Slowenen) und im Süden die Kroaten haben vielfach die gleichen oder ähnliche Kleidungsstücke: die Männer Leinenhemd und Leinenhosen oder den weißen Rock; die Frauen den Leinenkittel, den farbigen Gürtel, die ärmellose, mit Verschnürungen versehene weiße Tuchjoppe.

Die Gottscheer Bauernhäuser gehören der oberdeutschen Bauart an, die sich über ganz Mittel- und Süddeutschland, die Schweiz und den Westen Österreichs erstreckt (zum Theil auch von Slawen, Romanen und Magyaren übernommen wurde) und in den mannigfachen, durch die wechselnden Landschaften und Lebensverhältnisse bedingten Spielarten immer den gleichen gemeinsamen Zug aufweist.[1] Das ist die eigenartige Ausgestaltung des Wohntractes, der aus dem zugleich als Herdraum dienenden Flur und den daneben ein- oder zweiseitig angegliederten Stuben oder Kammern besteht und organisch von den Wirtschafts- und Stallräumen getrennt ist. Auch der bei den alten Gottscheer Häusern zu beobachtende Typus zeigt besondere Eigenthümlichkeiten. Doch ist er nicht auf die Sprachinsel allein beschränkt, sondern beginnt schon allmählich südöstlich von Laibach und ist über einen großen

[1] Vgl. Henning, Das deutsche Haus, 8 ff. Bancalari in der „Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins“, 187 f.

Theil von Unterkrain ausgebreitet, ohne dass scharfe Grenzen gezogen werden könnten. Die Gottscheer haben also bei der Einwanderung den ihnen aus ihrer Heimat bekannten oberdeutschen Haustypus auch bei den Slowenen vorgefunden, hier aber die von Klima und Bodengestaltung abhängigen besonderen Abweichungen nach dem Muster der neuen Nachbarn angewendet. Ob sie schon die ersten Häuser so errichteten, lässt sich nicht entscheiden, weil die ältesten noch bestehenden Gebäude (wenigstens so weit



Ein Gottscheer Bauernhaus.

ich sie kenne)[1] nicht über den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zurückreichen. Gleich den Kärntnern und den Slowenen hat der Gottscheer keine durch Mauern und Gebäude geschlossenen Hofanlagen, wie man sie etwa in Oberösterreich, Böhmen u. a. ganz allgemein findet.

Natürlich sind nicht alle Bauernhäuser einander völlig gleich. Große Besitzer haben schon früh nach städtischem Vorbild gebaut, und die neuen Bauten sind ganz mannig-

[1] Das älteste (in Obermösel) trug die Jahreszahl 1615 über dem Hausthor.

faltig. Doch die alten und kleineren Häuser zeigen fast durchwegs einen gemeinsamen Typus. Immer ist die Giebelseite der Straße zugekehrt und hat drei Fenster (seltener vier) nebeneinander. Der Eingang ist in der Mitte der (von der Straße abgekehrten) Langseite und führt unmittelbar in den Herdraum. Das Dach ist steil, mit Stroh (seltener mit Holzschindeln) gedeckt. Die Wände sind zum Theil aus Steinen aufgebaut, zum Theil (und zwar in der Regel der Raum der eigentlichen Wohnstube) Blockbau. Da diese Balken oft mit Lehm verschmiert und wie der übrige Bau weiß übertüncht sind, so ist trotzdem der äußere Eindruck einheitlich. Der Boden des Wohnraumes ist etwa um einen Meter höher als die Straße. Unter ihm, halb unter der Erde, sind die Keller und der Stall. Da die Häuser gerne auf abschüssiger Fläche erbaut werden, so kann man häufig ohne Treppen unmittelbar ins obere und ins untere Geschoss gelangen.

Ich gebe nun die Beschreibung eines typischen Gottscheer Bauernhauses nebst den häufigeren Abweichungen. Die Giebelseite steht an der aufsteigenden Straße, im unteren Geschosse sind zwei Thore, das eine führt in den Stall, das andere in den Erdäpfel- oder Weinkeller. Darüber sind drei Fenster. Zwei davon sind in den Blockbau eingefügt, der um die Ecke geht, soweit eben die Stube reicht, die immer auf der Straßenseite gebaut ist; der übrige Theil des Hauses ist Steinbau. Die Fenster waren früher sehr klein (etwa ein Quadratfuß groß) und mit einem *schüpwanschtr*, einer verschiebbaren Glasscheibe, versehen. Darüber kam bei Nacht noch ein *plechle* (Holzfenster). Jetzt sind die meisten Fenster vergrößert und mit einem Fensterkreuz und Scheiben ausgestattet worden. Im Sommer gibt es noch Holzläden (*paukn*, Balken), im Winter dafür Doppelfenster (*bintrwanschtr*). Der oberste Theil des Giebels ist mit Brettern verschlagen und heißt der *hüot*. Die oberste Dachkante (First) heißt *schüß*. Zuweilen ist der ganze Giebel verschalt. An den Brettern sind Haken angebracht, an denen Feldfrüchte, besonders die Maiskolben zum Trocknen aufgehängt

werden. Die kleine (leere) Öffnung im Giebel heißt *linɔ* (mhd. line). Meist sind ihrer zwei oder drei nebeneinander oder zu beiden Seiten der Giebelfenster angebracht. Die Line kann kreisrund, oval oder halbrund, drei-, vier- und mehreckig sein. Durch die Line hat man vom Hause aus den weitesten Ausblick. Hier erwartet das Mädchen ihren Werber, die Braut den Hochzeitszug, hier weilt die verbannte Meererin Tag und Nacht und schaut sehnsuchtsvoll in die Richtung ihrer Heimat. Hier lauscht das Mädchen dem verführerischen Gesange des Brautmörders. (Vgl. die Lieder Nr. 48, 55, 62, 70*a*.)

Auch das „mittlere Fenster" der Giebelseite erwähnen die Lieder öfter. Hat jemand guten Grund, sich möglichst rasch aus dem Staube zu machen, dann springt er durch das *mitr wanschtr* auf die Straße. So machen es die Mörder des jungen Töchterleins. Durch dieses Fenster entführt der Teufel die Kindsmörderin, hier hinaus fliegen die von der Mutter verzauberten Söhne (vgl. die Lieder Nr. 69, 79, 67, auch 111). Die ganze Straßenseite ist mit Weinreben umsponnen. Auch kleine Vorgärtchen sieht man öfter.

In der Mitte der Langseite, gewöhnlich zwischen je zwei Fenstern ist die Hausthür, in Mannshöhe, mit einem Holzflügel, mit bogenförmigem Sturz und Thürpfosten aus grünem Sandstein. Ist der Boden vor der Thür (er heißt *anɔ* oder *anai*) nicht an und für sich erhöht, so führen einige steinerne Stufen oder auch eine doppelte Freitreppe, oder eine mit Geländer versehene Holzstiege zur Schwelle. Zuweilen schließt sich ein hölzerner Gang daran, der um das halbe Haus führt. Auf dem Schlussteine des Thürbogens ist die Jahreszahl der Erbauung oder der Name des Erbauers angebracht. Neben der Thüre fehlt selten die Bank, meist nur ein langes Brett, das von zwei großen Steinen getragen wird. Durch die Hausthür — sie ist immer mit einem hölzernen Riegel *(klachl)* verschlossen, der von außen durch ein zweitheiliges Eisenstäbchen *(shlißl)* geöffnet wird — gelangt man in den Flur, der zugleich die Küche darstellt, die ganze Tiefe des Hauses einnimmt und als das Haus

im engeren Sinne *(haüsch)* bezeichnet wird (was in vielen deutschen Landschaften der Fall ist).[1] An der rechten oder linken Innenwand ist der Herd angebracht. Er ist etwa ein Meter hoch und ein Quadratmeter breit. Das Holz wird auf die obere Fläche geschichtet und entzündet, die Töpfe *(hêwm)* mit verschiedenen Speisen daneben gestellt. Von der gewölbten Decke hängt eine Kette mit einer Eisenstange und zwei Haken herab, darauf wird beim Kochen der große Kessel *(keßl)* mittelst eines Bogenhälters befestigt. Für Braten bedient man sich eines irdenen Topfes auf einem Dreifuß oder einer Pfanne. Im rückwärtigen Theile des Herdes ist ein großer Kessel zum Kochen des Schweinefutters eingemauert. Neben diesem Herde oder an der gegenüberstehenden Wand ist das Ofenloch, denn der in der Stube befindliche Ofen wird vom Flur aus geheizt. Hier wird auch das Brot gebacken. Zur Feuerung bedient man sich eines einfachen Feuerrostes *(waiərreschle)*, auf das die Scheite schräg gelegt werden. In dieser Küche befinden sich der Speiseschrank (*dromoarle,* vom lat. armarium), worin Milch, Butter, Mehl und andere Vorräthe für den täglichen Bedarf aufbewahrt sind, der Schüssel- und Tellerhalter *(schißlwoß)* und der große Wasserbottich *(boßrschafle)*. Rechts von der Hausthüre, an der Außenwand, sind übereinander ein blindes Fenster *(boßrlinə)*, in dem ein Wasserschaff steht, und ein Guckloch *(cücarle)*. Die Wände und die gewölbte Decke der Küche sind ganz von Ruß geschwärzt. Durch mehrere Öffnungen zieht der Rauch in die darüber befindliche Selchkammer *(derə)* und dann durch die Line oder durch eine *lükə* (ein Loch im Strohdach) ins Freie. Schornsteine besitzen nur größere und neuere Häuser. An der linken Seite der Küche führt eine Holzstiege zum Dachboden, eine zweite zum Kraut- und Rübenkeller *(shaiərkandr)*.

Rechts oder links vom Eingange, doch immer der Straßenseite zu, führt eine niedrige Thür in die große

[1] Vgl. Deutsches Wörterbuch, 4, 2, Sp. 644, 3.

(immer weißgetünchte) eigentliche Wohnstube *(də schtûbə)*. In der linken Ecke an der Küchenwand steht der große, von schmalen Bänken umgebene Kachelofen *(ôwm)*. Er hat ein oder zwei Absätze *(maiərle,* Mäuerchen), worauf derjenige, der auf dem Ofen sitzt, seine Füße stützt. Über dem Ofen sind Stangen und Haken, worauf die Wäsche zum Trocknen, die Maiskolben zum Dörren aufgehängt werden. In den Hohlraum *(aschəhêlə)* unter dem Ofen werden allerlei Werkzeuge, die man zuhanden braucht, aufbewahrt.

In der gegenüberliegenden Ecke steht der Ahorntisch, an dem alle Mahlzeiten gemeinsam mit dem Gesinde eingenommen werden. Die Speise kommt in einer großen Schüssel auf den Tisch, aus der alle zugleich mit Löffeln essen. Über dem Tisch in der Ecke ist der sogenannte Hausaltar *(autar)*: ein Crucifix, zu beiden Seiten Heiligenbilder, darunter ein dreieckiges, in die Wand gepasstes Brett, auf dem zur Weihnachtszeit die Krippe aufgestellt wird. Von dem Brett hängt das *autartiəchle,* gewöhnlich mit dem Namenszug Jesu geziert. Hier vor dem Tisch, das Antlitz zum Altar gewendet, verrichten die Insassen ihr Gebet und küssen am Schlusse den Tisch; denn dieser wird, da er das tägliche Brot trägt, heilig gehalten, vor jeder Verunehrung bewahrt und bei Feuersbrünsten zuerst gerettet. Die Zimmerdecke wird von einem Querbalken *(rischpâm)* getragen. Über dem Tisch oder an der Wand hängt eine einfache Petroleumlampe. Ärmere Leute bedienen sich noch des alten *laichtar,* eines hölzernen Ständers mit einem Kloben *(laichtarkaiə* oder *spraizlink)*, in den die Kienspäne gesteckt und angezündet werden. In der Stube befinden sich außerdem die Backmulde *(pochtrügə)*, der Gläserkasten *(gleshrkoschtə)*, der Spiegel mit dem Kamm und dem Bauernkalender (*pratungə,* mittellat. practica), eine Schwarzwälderuhr, ein Weihbrunnkessel und ein Bett für die Mägde. Hinter der Wohnstube ist die Kammer *(schtîble)*, in der die Familie des Besitzers schläft. Außer einem Kleiderschrank, einfachen Holzstühlen mit Rücklehnen, einem Tisch, stehen hier das große Ehebett, eine hölzerne Wiege und kleinere

Betten für die Kinder. Die Bettstätten haben gewöhnlich eine Lage Stroh, darauf einen mit Haferhülsen *(umöl)* gefüllten Sack, ein Leintuch und als Decke nicht ein Oberbett, sondern eine rothe Steppdecke. Das kleine Kopfkissen ist mit Hühnerflaum gefüllt.

Auf der linken Seite des Herdraumes sind noch zwei Kammern, *də hintrschtûbə* und *s'hintrschtîble*. Einen dieser Räume bewohnt gewöhnlich der Ausgedingler *(aûszîglər)*, den anderen erwachsene Töchter des Hauses. Natürlich können auch beide leer stehen. Unter diesem Wohntract befinden sich, wie schon erwähnt, die Keller und der Stall *(hǫf)*,[1] der den ganzen rückwärtigen Theil des Hauses einnimmt und die darüber befindlichen Kammern so wärmt, dass sie keines Ofens bedürfen. Größere Bauern haben daneben noch ein eigenes Stallgebäude *(schtol)*. Aus dem Herdraum führt eine Thür an der rückwärtigen Langseite des Hauses auf den hölzernen Gang hinaus und zum *uətrit*, unter dem der Schweinestall angebracht ist. Auf dem Dachboden *(dilə)* werden landwirtschaftliche Geräthe und Futtervorräthe aufbewahrt. Am Straßengiebel befindet sich gewöhnlich noch eine Dachkammer *(dochschtîble)*, welche mit Kleidertruhen *(schrain)* u. s. w. angefüllt ist. Truhen und Schränke sind mit einfachen Malereien oder eingeritzten Zeichnungen versehen. Wenn der Getreidekasten *(koschtə)* nicht mit dem Weinkeller oder dem Stalle ein besonderes Gebäude bildet, so steht er gewöhnlich auf dem Dachboden. Der Kasten ist ein abgeschlossener Raum mit mehreren hölzernen Behältern *(puərm*, Barn) für die Feldfrüchte. Die vorgebauten Dachfenster heißen *nacar* (Erker), die hölzernen Dachrinnen *nüəsch* (ahd. nuosk), die von den herabfallenden Tropfen am Erdboden gebildete Rinne, der *trüpf*, der bei Besitzstreitigkeiten die Grenze des Hauses bezeichnet. Jedes Haus hat seinen alten Hausnamen, der im täglichen Gebrauche

[1] In den bayrischen Alpenhütten heißt der Stall, in Kärnten der Futterraum des Stalles: Hof (vgl. Deutsches Wörterbuch, 4, 2. 1658, 11). Wie auch die übrigen Gottscheer Bezeichnungen meist mit den allgemein bayrischen übereinstimmen.

als Vulgärname auch auf den Besitzer übergeht. Nach den statistischen Zusammenstellungen bewohnen in Gottschee ein Bauernhaus durchschnittlich fünf Personen.[1] Bei größeren Bauern sind mit dem Ausgedingler und dem Gesinde etwa ein Dutzend Personen unter einem Dache beisammen. Höchst selten wohnen zwei Familien in einem Hause, denn die sogenannte Hauscommunion der Kroaten und Serben ist hier unbekannt. Die Zahl und Größe der Wirtschaftsgebäude, die hinter dem Hause in zwangloser Anordnung stehen, ist natürlich verschieden. Neben Kasten, Stall, Wagenschupfen u. s. w. fehlt nie der *schtuədl* (Stadel, Scheune) mit der Dreschtenne *(schtuədlten)*, dem Holzstoße *(âshn)*, den Heu- und Kleevorräthen. Auf dem Hofe, der immer begrast ist, befindet sich ferner die Düngerstätte *(mischtgrüəbə)*, die Cisterne *(schtcarn)*, die des Quellenmangels wegen nothwendig ist und ein runder Tisch mit Bänken. Der Hof ist gewöhnlich ganz offen, nie von einer Mauer, zuweilen von einem *lotnzain* oder *shbuərtnzain* (Schwarten, Ruthen) umschlossen. Ein Gatter *(cotr)* öffnet dem Vieh den Zugang. Auch der an den Hof sich anschließende Obstbaumgarten und die niemals umfangreichen Felder sind manchmal von einem Zaune umgeben. Die Feldfrüchte werden auf den Äckern selbst getrocknet und zu diesem Zwecke auf verschiedenförmige, mit Ästen versehene Gestelle gelegt, das Getreide auf *drischtn* (kärntisch driste), der Klee auf *rokl* (mhd. rocke). Die bei den Slowenen allgemein üblichen Harpfen (Holz- oder Steinsäulen mit Querstangen verbunden und mit einem schmalen Dache bedeckt) werden nur an den Grenzen der Sprachinsel und da seltener angewendet. Sie werden *harpfə* oder *kousl*[2] genannt.

Von der geschilderten Bauweise weichen die Wirts-

[1] In den 24 Gottscheer Gemeinden zählt man 4080 Häuser, 20.000 anwesende und 4000—5000 zeitweilig abwesende Bewohner.

[2] Kärntisch: harpfe und köse. Das letzte Wort bringt das Deutsche Wörterbuch mit nordisch kos in Verbindung (5, Sp. 1842). Der Gottscheer hat es jedenfalls vom slovenischen kozelc oder kozolec übernommen; denn sonst müsste es *koashel* lauten.

häuser ab. Sie sind mit der Längsseite der Straße zugekehrt, denn der Eingang soll jedem Vorübergehenden möglichst bequem und einladend liegen, sie verwenden den Flur als Schenkraum und haben eine eigene Küche. Wenn ein älteres Bauernhaus später zum Wirtshaus umgestaltet wurde, so brach man an der Giebelseite eine Thür aus. Über dem Eingang hängt ein blecherner Fichtenzweig oder eine Weintraube herab zum Zeichen des Weinausschankes, Hobelspäne, um lagerndes Bier anzudeuten. Auch die neueren Wohnhäuser haben den Eingang von der Straße aus. (Man sieht, der conservative Grundsatz der Abgeschlossenheit gehört vergangenen Tagen an.) Sie haben besondere Küchen, Ziergärten mit modernem Holzgitter u. s. w.

Die Anlage der Dörfer ist mannigfaltig. Die Gebirgsweiler sind meist ganz regellos auf dem unebenen Boden angeordnet und haben dann mit den vielen Blockbauten ganz alpinen Charakter. Die größeren Orte im Thalgrunde sind häufig sogenannte Straßendörfer. Zu beiden Seiten der Landstraße zieht sich die lange Häuserzeile fort, Giebel an Giebel ziemlich nah beisammen. Der Zwischenraum zwischen je zwei Häusern *(dr côtl)* gehört gewöhnlich zu gleichen Theilen den beiden Nachbarn. Da die Dörfer gerne an Straßenkreuzungen angelegt wurden, so bestehen sie auch oft aus zwei einander schneidenden Straßen. Einzelne Ortschaften sind kreisförmig um den Kirchplatz gelagert, die meisten ringsum von Obstbaumgärten umgeben. In der Dorfstraße stehen gewöhnlich mehrere schattige Nussbäume, die nicht so sehr zum Schmuck angepflanzt wurden, als um Feuersbrünste einzudämmen.

In der Mitte des Dorfes, seltener an dessen Eingang, auf erhöhtem Platze steht die Kirche. Sie ist in der Regel stattlich, im romanischen Stile erbaut, mit einem hohen Thurme an der Vorderseite. Das Thurmdach ist hoch, schlank und glatt, frei von den barocken Verschnörkelungen der übrigen krainischen Thurmdächer. Alte, kleine Filialkirchen in den Bergen haben zuweilen statt des Thurmes nur ein einfaches, hölzernes, bedachtes Glockengestell auf

dem First. Hinter der Kirche liegt der von einer niederen Steinmauer umgebene Friedhof *(dos baißə kirchlain, dar grinə wraithöf* ist eine typische Verbindung des Volksliedes). Auf dem Friedhof steht auch eine besondere Todtenkapelle und das Beinhaus *(poinschtübə)*, neben oder vor der Kirche immer eine oder mehrere herrliche, alte Linden, die schon bei der Erbauung der Kirchen, also im vierzehnten und fünf-



Corpus Domini, die älteste Kirche in Gottschee.

zehnten Jahrhunderte gepflanzt wurden. Unter einer Linde steht dann der *schaiblaində* Tisch, den die Volkslieder so oft erwähnen, ein runder, steinerner Tisch auf einem steinernen Sockel, wie ein Riesenpilz geformt, herum steinerne Bänke. Hier sitzen nach der sonntäglichen Messe die Ältesten des Dorfes, hier finden sich an lauen Sommerabenden verliebte Paare ein, oder mehrere Burschen und Mädchen zu fröhlichem Beisammensein (vgl. die Lieder Nr. 15, 121, 55 u. a.).

In den Zeiten der Türkennoth wurden in Gottschee und Unterkrain überhaupt, sowie in Siebenbürgen, vom Landvolk befestigte Orte, sogenannte Tabore, gewöhnlich um die Dorfkirche herum errichtet. Reste der Mauern, Wälle und Vorrathskeller sind noch vielfach erhalten. Theile des Festungsgrabens werden jetzt gelegentlich als Dorfteiche verwendet. Kam der Erbfeind heran, so flohen die Landleute von fern und nah mit Vieh und Lebensmitteln in die Kirchenfestung. Der Pfarrer leitete als Festungscommandant die Vertheidigung. Gelang es, den unstäten und ungeduldigen Gegner ein paar Tage abzuwehren, so zog er wieder weiter und die Bevölkerung war gerettet.

VI.

Sitten und Bräuche, Aberglaube und Mythen.

Ein Volksstamm, der abseits von der Heeresstraße haust, wird sich am ehesten seine alte Volkspoesie rein und ungemindert bewahren und in Sprachinseln, wo Sprache und Sitte der Väter unter Drangsal und Kämpfen erhalten werden, finden wir gerade ein gesteigertes nationales Leben, das zäheste Festhalten an dem altererbten volksthümlichen Schatze. So bei den Siebenbürger Sachsen, so bei den Gottscheern, die reich an Volksliedern und Sagen sind. Zur Volkspoesie gehören auch die festlichen Gebräuche. Der poetische Sinn hat sie in uralten Zeiten geschaffen und sie sind mit dem inneren Wesen des Volkes verwachsen und alle die Jahrhunderte hindurch nicht aufgegeben worden, weil sie, für den Landmann insbesonders, die einzigen Blumenkränze der Freude sind, mit denen er sein mühseliges und schwerbeladenes Erdendasein umflicht. Sie dienen ihm zur vorübergehenden Befreiung von der grauen Alltagssorge und dort, wo sie mit kirchlichen Handlungen vereinigt sind, zur feierlichen Erbauung. Der Ackerbauer, dessen Wohl und Wehe so innig mit den Erscheinungen der Natur verknüpft

ist, hat auch seine Bräuche an diese gebunden. Den meisten Sitten, die noch aus altheidnischer Zeit stammen, lag ursprünglich eine tiefe sinnbildliche Bedeutung zugrunde. Doch sie ist oft vergessen worden, die Handlung ist allein geblieben und dann zu leerem Aberglauben herabgesunken.

Das Wanderleben der Gottscheer Männer musste natürlich in den starken Wall der volksthümlichen Überlieferungen früh Bresche legen. Die Männer kamen mit neuen Anschauungen aus der Fremde heim, sie schämten sich ihrer als altväterisch betrachteten Bräuche und vergaßen ihre alten Lieder und Sagen. Ihnen stehen die conservativer denkenden Frauen gegenüber, die den Volksschatz als besten Tröster in den bangen Stunden der Einsamkeit sich bewahrt haben. Lieder und Sagen nun können lange fortleben, wenn sie nur von einzelnen Frauen im stillen Herzen festgehalten werden. Festliche Bräuche aber verlangen eine gemeinsame Theilnahme des ganzen Dorfes, auch der Männer; sie müssen geräuschvoll nach außen treten, um nicht vergessen zu werden. Begreiflich ist es darum, dass sich gerade in Gottschee die Sitten und Bräuche nicht in dem reichen Maße und so eigenartig erhalten haben, wie die Volkslieder, und dass sie sich auch vielfach mit den ebenfalls äußerlich auffallenden Bräuchen der Slowenen (die ihrerseits viel von den deutschen Steirern und Kärntnern überkommen haben) berühren. In dem nördlichen, dem Verkehre stärker ausgesetzten Theile der Sprachinsel sind die Bräuche fast ganz vergessen worden, besser wurden sie (in Einzelheiten von einander abweichend) im Hinterland und im Unterland bewahrt. Die meisten schließen sich an die kirchlichen Feste an und sind in den allgemeinen Grundzügen den überall in Deutschland verbreiteten Bräuchen gleich.[1] Nicht immer giengen heidnischer Brauch

[1] Was ich in diesem Capitel bringe, verdanke ich mündlichen Mittheilungen der Herren Tschinkel, Perz, Pfarrer Krainer in Altlaag, meines Bruders Josef Hauffen u. a., ferner einzelnen gedruckten Berichten von Obergföll und Perz in den „Gottscheer Mittheilungen“ und eigener Erkundigung und Anschauung im Lande

und christliche Anschauung eine so schöne Verbindung ein, wie bei unserem Weihnachtsfest, oft ist die Mischung nur äußerlich oder eine Art Ausgleich, oft recht seltsam und ungereimt. Und noch heute (wie in den ersten Jahrhunderten der Bekehrung) sieht sich die Geistlichkeit auch in Gottschee genöthigt, den Ausschreitungen der Lustbarkeit, besonders in den Faschingstagen, kräftig entgegenzutreten.

Die schöne Sitte des Christbaumes kennt der Gottscheer, wie der Krainer überhaupt, nicht. Sie ist nur langsam nach dem Süden vorgedrungen und z. B. bei den deutschen Bürgern Laibachs erst vor etwa fünfundzwanzig Jahren eingeführt worden. Im übrigen aber übt der Gottscheer Landmann gerade in der Weihnachtszeit die meisten alten festlichen oder abergläubischen Bräuche. Das alte heidnische Fest der Wintersonnenwende währte zwölf Nächte. In dieser heiligsten Zeit des Jahres hielten die Götter ihren Umzug über die Erde, sie wurden in der christlichen Zeit zu Geistern und Unholden, die gerade von Weihnachten bis Dreikönig *(də hailign zbelf nachtə)* sich gefahrdrohend den menschlichen Ansiedlungen nähern und darum durch mannigfaltige besondere Schutzmaßregeln fern gehalten und unschädlich gemacht werden müssen. An den heiligen drei *bainochtnachtn* (Weihnachtsabend, Silvester und Vorabend des Dreikönigsfestes) wird in Gottschee der Tisch vor dem mit der Krippe gezierten Hausaltar mit einem weißen Tuche bedeckt. Darauf werden drei oder mehrere feine Weißbrote gelegt. Die kleineren heißen Wächter *(bochtrə)* und Nachbarn *(nochparn)*, das größte *shiplink* (wohl von Sippe, Schröer vermuthet von mhd. sip, also ein siebgroßes Brot). Der *shiplink* ist mit allerlei aus Teig gebackenen Figuren,

---

selbst. Bei Valvasor, Elze und Schröer finden sich einige Einzelheiten, besonders über das Hochzeitsfest. In den Vergleichen mit deutschen und slowenischen Bräuchen beschränke ich mich (um nicht zu weitschweifig zu werden) auf das Hervorstechendste. Die Grundzüge der Gottscheer Bräuche finden in einem großen Theile von Deutschland ihre Parallelen, das wird jeder, der deutsche Volksbräuche aus dem Leben oder aus Büchern kennt, alsbald herausfinden.

dem Christkind in der Wiege, Tauben, Hühnern, Rindern, Schweinen und einem geflochtenen Rande versehen. Am Dreikönigstage wird er erst angeschnitten und an die Hausgenossen vertheilt, auch die Thiere erhalten Stückchen davon ins Futter gemengt, damit sie vor Behexung gefeit bleiben.[1] Wer auf Reisen geht, nimmt zum Schutze ein Schiplinktäubchen mit. Zugleich mit dem *shiplink* werden auch größere Täubchen aus Teig gebacken, zur Freude der Kinder, die sie jubelnd den Nachbarn zeigen und dabei Sprüchlein aufsagen, wie: „Taube, Taube, flieg hinaus und bring viel Glück ins Haus!" oder „Taube, Taube, flieg, in mein *mûgə*" (Magen). Neben die Brote werden an den drei heiligen Abenden auf den gedeckten Tisch Kleider, Schmucksachen, Rosenkränze, Gebetbücher, geweihte Kerzen, Messer, Hacken, Sicheln, Kupfermünzen, Schweinsborsten (dunkle Erinnerung an den goldborstigen Eber Freyrs),[2] und unter den Tisch ein Milcheimer, ein Pflug, ein Ochsenjoch, Sensen u. s. w. gelegt. Alle diese Gegenstände werden dadurch geweiht und wer später etwas davon bei sich trägt, über den haben die Hexen keine Macht. Um Haus und Hof vor den Unholden zu schützen, werden an den drei Abenden auch alle Kammern und Ställe, Äcker und Wiesen mit Weihwasser besprengt. An die Weihnachtsmette schließen sich eine Reihe von abergläubischen Anschauungen an. Wenn der Messner sein Kleid verkehrt anzieht, so sieht er die Hexen, wie sie aus der Kirche fliehen und gegen den Altar Gesichter schneiden. Der Priester erkennt während der Mette beim Erheben der Monstranze durch sie hindurch die Hexen und der Ministrant erblickt sie, wenn er gegen den Kirchthurm hinaufschaut. Wer genau um Mitternacht sich auf einem aus dreizehnerlei heimischen Holzarten (auch Eibenholz muss dabei sein) gezimmerten

[1] Bei den Slowenen in Krain ist die gleiche Sitte vorhanden, vgl. Julius Schmidt, Der Perchtenglaube bei den Slowenen in Veckenstedts Zeitschrift für Volkskunde, 1889, 418, und Österreichisch-ungarische Monarchie, 354 ff.

[2] Vgl. Grimm, Mythologie, [4], 176.

Schemel stellt, der erkennt alle Hexen. Er muss aber vor dem Ende des Gottesdienstes den Schemel zur Kirche hinauswerfen, dreimal um diese herum und wieder hineinlaufen, sonst wird er von ihnen zerrissen.[1] Nach der Mette versammeln sich alle Verstorbenen der betreffenden Pfarre in der Kirche zu einem Armenseelen-Gottesdienst, wobei ein verstorbener Priester die Messe liest. Dieser kann erlöst werden, wenn man das Messbuch zuschlägt.[2]

Sieht man in der Christnacht (oder in der Thomasnacht) um zwölf Uhr im Freien ein Feuer brennen, so liegt darunter ein Schatz. Um ihn zu heben, muss man, ein Vaterunser betend, nach rückwärts hinken, um das Feuer einen Kreis ziehen, einen Rosenkranz hineinwerfen und die ganze Stelle mit Weihwasser besprengen. Wer am Christtag auf die Jagd geht, dem begegnet, wie den Heiligen Eustachius und Hubert, ein Hirsch mit einem Kreuz in dem Gehörne und er muss eiligst heimkehren. Oder es kommt die wilde Jagd *(gəjaj)*, die man in Gottschee, wie anderwärts in deutschen Landschaften, zur Weihnachtszeit am häufigsten zu vernehmen meint. Wer sich vor der wilden Jagd retten will, der muss sich platt auf die Erde legen, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, Hände und Füße übers Kreuz legen, sonst dreht ihm der Teufel den Hals um.

Die Zwölfnächte sind auch die eigentliche Zeit, um die Zukunft zu erforschen. In Nesselthal und einzelnen anderen Orten wird von den jungen Leuten Blei gegossen, während die älteren aus den merkwürdigen Formen des Bleies Schlüsse auf das künftige Schicksal ziehen. Vor und während der Mette geht man an Zäune, Kreuzwege u. s. w. horchen *(lìshn)*: hört man Singen oder Musik, so gibts bald Hochzeit im Hause, vernimmt man Weinen oder Klagen, so stirbt ein Verwandter. Dabei muss sich der Horcher mäuschenstill verhalten und darf kein Metall bei sich

---

[1] Fast ebenso bei den Slowenen, vgl. Julius Schmidt a. a. O., 423; Navratil, Letopis, 1885, 169; Krauß, Südslawische Hexensagen, 38 f.

[2] Alle diese Anschauungen finden wir auch in Tirol, vgl. Zingerle, Nr. 566—568, 1578—1581, 1555 f. Vgl. auch Müllenhoff, 170.

haben. Am Weihnachts- oder Silvesterabend bläst man eine brennende geweihte Kerze aus und bestimmt die Lebenszeit aus der Dauer des Glimmens, oder man wirft einen Schuh über den Kopf: fällt er auf die Sohle, so ist's ein gutes, fällt er umgekehrt, so ist's ein schlechtes Anzeichen, zeigt er mit der Spitze zur Thür, so deutet dies auf eine Hochzeit, nach anderen Auslegungen auf eine Reise oder einen Todesfall.[1]

In der Mitternacht auf den Stephanitag bespricht sich das Vieh im Stalle über sein bevorstehendes Schicksal; wer, ohne es zu wissen, Farnkrautsamen in den Schuhen trägt, hört es sprechen. Am Tage der Unschuldigen Kinder ziehen mit zierlich geflochtenen Ruthen die Kinder von Haus zu Haus und *pîshn*[2], d. h. schlagen die Erwachsenen damit, wobei sie verschiedene Sprüchlein aufsagen:

Pîshn di, pîshn di
Wrisch ünt gəshünt
's lample ischt kronk,
Marsch üntr d'ponk.

oder:

Laschka, laschka (auch *Leaschti, leaschti*)[3]
Wrisch ünt gəshünt,
Ins juər üm dai zait
Taûshnt güldn raichar bart.

(Dass ihr aufs Jahr in der Zeit
Um tausend Gulden reicher wäret.)

Und ähnliche Reime, wofür sie Nüsse, Äpfel oder Geld erhalten.[4] An diesem Tage und zu Silvester gehen die Kinder (in Lichtenbach) nachmittags von der Kirche durchs Dorf

---

[1] Zingerle, Nr. 1538, 1521.

[2] Kärntisch plisnan, pisnen (Lexer, 82 und Österreich.-ungarische Monarchie, 101.

[3] Lautmalend, für das Geräusch beim Schlagen.

[4] Vgl. Schröer, 218. Der Brauch ist auch in Krain und Kärnten allgemein üblich. In Laibach rufen die Kinder dabei: „Frisch und g'sund, ein langes Leben und den Kindern Putizen geben.“ Putize ist die krainische Weihnachts- und Ostermehlspeise. In Kärnten: „Frisch und g'sund, freudenreich, Long löbm, G'sund bleiben, Mir a wos göbm.“ (Carinthia, I, 81, 24).

auf die Felder bis zu einer Kapelle. Ein Kind trägt das Kreuz, ein anderes den Weihbrunnkessel, alle beten laut und besprengen Häuser und Äcker mit Weihwasser.

Am Tage Johannis des Evangelisten (27. December) trinkt man am Abende den Johannessegen oder Johanneswein *(Hanaischshegn)* und wünscht sich gegenseitig Glück. Der Rest des Weines wird aufbewahrt als Heilmittel gegen Krankheiten, besonders gegen Leibschmerzen. Der Gottscheer trinkt auch sonst vor einer Reise, nach der Trauung, vor dem Sterben, nach fröhlichem Beisammensein zum Abschiede „den Johannessegen", das letzte Glas Wein. Dieser Brauch ist ja auch in Deutschland bekannt in dem Sinne, dass der von Johannes geweihte Trunk Gefahren abwehre, da der Evangelist selbst vergifteten Wein ohne Schaden getrunken habe.[1] Am Silvesterabende wird den Kindern gesagt, es komme *dar autə mon* und nun öffnet die Mutter oder eine ältere Magd die Thür der Kinderstube, ohne sich zu zeigen, mit dem Rufe: *Kindrlain, rindrlain, kizlain, lamplain, kaublain* (Kälbchen), *pißatai* (bunte) *laitə, aß gòt dr hear aus gabait guət zə geruətn* (dass Gott alles gut gerathen lasse, nämlich im neuen Jahre). Dabei wirft sie in die Stube Nüsse und Äpfel, um die sich die Kinder balgen.

In der Weihnachtszeit werden im Hause kirchliche hochdeutsche Weihnachtslieder gesungen. Früher waren auch besondere volksthümliche Weihnachtslieder in der Gottscheer Mundart verbreitet, von denen sich e i n e s erhalten hat (unser Nr. 1). In rührender Einfachheit ertönt hier die Theilnahme am Christkindlein im „zerrissenen" Stalle, die Sorge, dass es nicht erfriere. Maria wäscht ihr Kind, Josef, der alte Mann, wiegt es, Ochs und Esel beschnauben es, um es zu erwärmen. Diese kindliche Treuherzigkeit finden wir auch in vielen anderen deutschen Weihnachtsliedern, in denen Hirten zur Krippe treten, des Christkindleins ärm-

[1] G r i m m, Mythologie, [4], 49 f. Z i n g e r l e in den Wiener Sitzungsberichten (1862), 40, 177—229, zeigt, dass dieser Brauch noch heute in Süddeutschland und Deutsch-Österreich üblich und uralt ist. Ein heidnischer Brauch, der christlich umgedeutet wurde.

liche Verhältnisse bedauern, ihm fürsorglich Windeln und Decken, seinen Eltern warme Speisen bringen und es dann mit Gesang und Hirtenpfeifen preisen und als Erlöser anbeten. Besonders einige Kärntnerlieder[1] kommen unserem Weihnachtsliede sehr nahe. Auf die Weihnachtszeit beziehen sich ferner verschiedene Sprüchlein, z. B.:

Zùn hailign drai bainochtnachtn
Kimt dr bintr mit ol shain knachtn.

oder mit Beziehung auf den Schneefall: *dar baißə jaɫon* (ein Ochsenname) *geat aịf ùnt nîdr an doarfə ùnt pölt* (wirft) *in jedr còtl* (Winkel) *a hoarn.*

Am N e u j a h r s t a g e enthalten die Quellen nach der Volksmeinung Wein, Blut und Gold. Rührt man im Wasser mit einem Stocke herum, so bleibt das Gold daran haften. Aus diesem Wasser kann man auch Sauerteig (*ùrhop,* mhd. urhap) aufbacken, ohne dazu eines Gährungsstoffes zu bedürfen. Das Vieh wird schon vor Tagesanbruch zur Tränke getrieben, damit es vor Hexen und Raubthieren sicher bleibe. An diesem Tage wird das am Weihnachtsabende geweihte *ritschoch* (slow. ričet), ein Gemenge verschiedener Getreidekörner und Hülsenfrüchte, gekocht. Im Frühlinge säet man diese Körner in die Felder, damit alles gut gerathe. Die Mägde holen zu Neujahr zeitlich das Holz armvoll ein, ohne die Scheiter zu zählen. Ist deren Zahl gerade, so heiratet das Mädchen in dem angebrochenen Jahre. In einem kurzen, gereimten Neujahrswunsche (vgl. unten Lied Nr. 102) wird dem Angeredeten der Getreidekasten voll Korn, der Stall voll Rinder, die Stube voll Kinder, ein Beutel voll Geld und eine steinreiche Braut gewünscht.

---

[1] W e i n h o l d , Weihnachtspiele und Lieder, 430 f. L e x e r, Kärntisches Wörterbuch, Sp. 325 f. Vgl. auch D i t f u r t h 1, 4. Die Bezeichnung „zerrissener Stall" findet sich auch in einem oberbayrischen Weihnachtsliede (H a r t m a n n, Weihnachtlied und Weihnachtspiel in Oberbayern, 83). Die Schlusswendung unseres Liedes ist häufig, so H a r t m a n n, ebenda, 74; P a i l l e r, Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol, 141 und 33 („Ochs und Esel pfnausen ihren Schöpfer an, dass er sollt erwarmen dann").

Ähnliche Neujahrssprüche sind allgemein üblich, bei den Siebenbürger Sachsen gar mit wörtlichen Anklängen.[1] Zu Neujahr ist der Tag um ein *hündrgroitl* (Hühnerschritt) länger, zu Dreikönig um einen *hirischprünk* (Hirschsprung).[2]

Am Dreikönigstage werden auf die Thüren das Kreuzzeichen und die Anfangsbuchstaben der drei Könige C M B mit Kreide geschrieben. Das an diesem Tage geweihte Wasser feit gegen Schlangenbiss. Knaben mit Papierkronen u. s. w. angethan, ziehen als die drei Könige mit dem Sterne herum und singen das auch anderwärts bekannte Sternsingerlied (vgl. unten Nr. 42)[3] in etwas verkürzter Gestalt.

Natürlich sind die in Gottschee während der Zwölfnächte üblichen Bräuche und abergläubischen Anschauungen auch in anderen deutschen Gegenden mit kleineren oder größeren Unterschieden bekannt.[4]

Im Fasching (*woschonk* oder *wishigûro*) wird öfters, besonders an Sonntagen Nachmittag, öffentlich getanzt. Doch werden auch zu anderen (kirchlich erlaubten) Zeiten im Sommer und Winter Tanzunterhaltungen veranstaltet; früher auf einer Dreschtenne, jetzt meist im Wirtshause oder einem größeren Privathause, niemals im Freien. Während der ganzen Faschingszeit findet allabendlich (außer an Donners-

---

[1] Vgl. z. B. Ditfurth, 2, Nr. 379 ff. Schuster, 94, A — C. Auch hier: 'en kaszte fôl kîren, en stal fôl räinjt, en stuf fôl käinjt.' Hruschka und Toischer, 44 ff. Pailler, 1, 303.

[2] Ähnlich in Tirol, Schwaben und Böhmen, vgl. Zingerle, Nr. 1159, Birlinger, 1, 470, und Reinsberg-Düringsfeld Festkalender aus Böhmen, 20.

[3] Vgl. Des Knaben Wunderhorn, 2, 440 f. Mittler, Nr. 407 f. 425 f. Böhme, Nr. 536, steirisch in Schnorrs Archiv, 9, 371 f. Pailler, 1, 324. Zingerle, 125. Hartmann, Nr. 124, 129 u. a. Schröer, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, 155 ff. Weinhold, 410 f. Tobler, XCII u. 79. Hruschka und Toischer, 47 f. Simrock, Kinderbuch, Nr. 980. Parodistisch gewendet in Goethes Epiphanias und viele andere.

[4] Vgl. besonders Weinhold, 25 ff. Zingerle, 184—202, 124. Nork, Festkalender, 743—782, 45 ff. Wuttke, 61—63. Montanus, 10 f. u. a.

tagen und Sonntagen) die *prajə*, d. i. die Rockenstube statt. Nach dem Abendbrote kommt die junge Dorfwelt in der Stube eines größeren Bauern zusammen, und nun wird bis elf Uhr gesponnen, dazu gesungen und erzählt, hernach wird *gənoraint* (genarrt), bis nach Mitternacht gespielt und getanzt. Am Faschingssonntage *(woistigə shüntok)* werden diese Zusammenkünfte abgeschlossen mit einem Picknick *(prajgeschtə)*. Den ganzen Fasching über wird auch der Donnerstag Abend durch eine *geschtə*, ein Abendbrot mit Fleisch und Wein, gefeiert. Die Reste werden bis zum Sonntage aufbewahrt. In den letzten Faschingstagen ziehen die jungen Leute in verschiedenen Vermummungen von Haus zu Haus, überall wird ihnen Wein vorgesetzt und in der Stube ein Tänzchen nach den Klängen der Mundharmonika veranstaltet. Auch der letzte Donnerstag hat den Beinamen feist und man sagt: *dar woistigə finstok*[1] *ischt woschongəsch prüədr*. Der Faschingmontag heißt *wraßmantok*.[2]

Am Faschingsdienstage *(schaißartok)* werden die Umzüge wohl auch zu Pferde in die benachbarten Dörfer ausgedehnt: Männer verkleiden sich als Mädchen und umgekehrt. Larven und komische Kleidungsstücke werden angethan und allerlei Späße ausgeführt. Dabei wird folgendes Faschingslied gesungen.

Wingrlongr woschonk,	Fingerlanger Fasching,
Ar loinət aügn an ôwm	Er lehnet oben am Ofen,
Mit shain dan ladrain hóshn,[3]	Mit seinen ledernen Hosen,
Ar geat aügn an trelain.	Er geht hinauf am Viehweg,
Ar polt in kindr zelain.	Er wirft auf die Kinder Koth.
Wishigûro!	Fasching!
Woschonktok, woschonktock, kimət poldə bîdr,	Faschingtag, kommt bald wieder,
Wertn pin i îbrik plîbm,	Im vorigen Jahre bin ich übrig geblieben,
Hair schon bîdr.	Heuer schon wieder.

[1] D. h. der fünfte Tag, so allgemein im Bayrischen.

[2] Ebenfalls in Kärnten (Lexer, 50).

[3] Dazu die Variante: Er flickt die ledernen Hosen. Vgl. den kärntischen Spruch: „Unter der stadelbrugge sitzt a mandel, flickt die Housen“. Zeitschrift für Mythologie, 3, 33. Birlinger, 1, 12, erzählt von einem räthselhaften Geiste: Hosenflecker.

Am Aschermittwoch *(pranclmitòch, prancl* = fasten) findet das Blockziehen und -werfen *(plechle pòl)* statt. Gegen Abend ziehen Bursche Bretter an Stricken mit großem Lärm durchs Dorf und werfen sie unbeliebten im Fasching sitzengebliebenen Mädchen aufs Haus.[1] Zuweilen werden diesen Mädchen auch ausgestopfte Männerpuppen vor die Thürschwelle gelegt. Am gleichen Tage wird der „Fasching begraben". Gegen Abend versammelt sich die Dorfjugend mit Kuhglocken, Pferdeschellen, Topfdeckeln u. s. w. Einer ist als Geistlicher angethan mit einem langen Frauenhemde, andere als Ministranten. Sie schwingen ein Rauchfass mit verschiedenem Zeuge, das möglichst übelriechend brennt und besprengen die Leute aus ihrem Weihbrunnkessel mit einer schmutzigen Flüssigkeit. Ein Strohmann, mit alten Kleidern und einem Cylinder angethan (der Fasching), wird von Burschen auf einer Bahre getragen. Am Dorfplatze hält der Geistliche die Leichenrede. Ein Bursche, der ein mit einem weißen Tuche verkleidetes Schaff auf dem Kopfe hat, stellt die Kanzel vor, dahinter steht der Geistliche auf einem Schemel und predigt über die Verworfenheit der Menschen mit derben Witzen und lebhaften Geberden, hochdeutsch oder in der Mundart. Dann zieht die ganze Gesellschaft ins Feld hinaus. Auf dem Wege werden Kirchengesänge parodiert, lateinische Brocken eingemengt u. s. w. Dabei singt man sehr häufig im Tonfalle ritueller Kirchengesänge ein Spottlied auf Martin Luther. Der Pseudo-Geistliche stimmt es an:

„*Martin Luther geht mit seiner Gattin Vesper singen.*"
Chorknaben: „*Er greifet ihr an die Zechelain*" (Zehen).
Chor: „*Zechelain, Vesper singen.*"

Und so weiter auf Waden, Knie, Mund, Augen, Stirne. Auf dem Felde wird ein Scheiterhaufen errichtet und der Fasching unter Nachahmung der Begräbnis-Ceremonien daraufgelegt, dann mit Pistolen erschossen und verbrannt.[2]

[1] Dieser Brauch ist auch in Kärnten und Krain verbreitet (Österr.-ungarische Monarchie, Kärnten und Krain, 104 und 376 f.).

[2] Auch anderwärts üblich, vgl. Reinsberg-Düringsfeld,

Am Palmsonntage *(polshüntok)* werden an dem kirchlichen Umzuge von den Kindern Zweige der frühen Weide (Salix praecox) getragen, sie sind mit den blühenden Kätzchen *(müzəlain)* versehen, mit Epheu, seidenen *pint-pantlain* und einer Papierrose (die von einer Hochzeit aufbewahrt wurde) geschmückt. Diese Palmenzweige werden das Jahr über daheim hinter den Heiligenbildern aufgehoben. Am Charfreitage schneidet man Theilchen davon in Kreuzform und befestigt sie auf die Stall- und Kellerthüren zum Schutz gegen die Hexen. Da die alten Kreuzchen nicht weggenommen werden, so ist manche Thür wie besäet damit. Bei herannahenden Gewitterwolken werden einzelne dieser Weidenruthen in die Felder gesteckt, damit der Hagel ihnen nicht schaden könne. Diese Zweige gelten für heilig, darum müssen ihre Reste verbrannt werden.[1] In einigen Gegenden Gottschees werden gegen das Hagelwetter am Charsamstage neben einer Kapelle drei von einer schwarzen Henne gelegte Eier vergraben.[2]

In der Charwoche *(dai groaßə bòchə)* werden alle kirchlichen Feierlichkeiten mitgemacht. Am Charsamstag Nachmittag vor der Auferstehungsprocession fährt der Pfarrer in die Dörfer seines Sprengels und weiht in der Filialkirche oder in einer Kapelle die Esswaren, die die Leute in Körben dahinbringen: Weißbrot, *ürhobainə pobòlizə* (ein stark mit Hefe versetztes gewundenes Brot), Schinken, Würste, Krenwurzeln, *lâch* (eine Art Lauch), gefärbte Eier u. a. Am Ostersonntage wird zum Frühstück eine Suppe aus *woschonk-rintlain,* den Speiseresten des Faschingdienstags, gegessen. Am Ostermontag Nachmittag kommen die Kinder (Mädchen und Knaben gesondert) in einer Stube mit ihren Osterspeisen zusammen und feiern ein Verbrüderungsfest *('s tschel).* Jedes Kind wählt sich einen Gesellen *(tschel)* und theilt mit ihm sein Essen, trinkt mit ihm Wein, spielt mit ihm

---

Das festliche Jahr, 67. Birlinger, 2, 41 u. a. Im Unterinnthal wird Martin Luther am Johannistag verbrannt, Zingerle, Nr. 1353 u. 1355.

[1] Vgl. Wuttke, 134 f.

[2] Vgl. Birlinger, 2, 78.

Eierstoßen *(oiərhokn)*, wozu die geweihten Eier nicht verwendet werden dürfen, u. a. mehr.

Vor den Pfingstfeiertagen ist in allen Häusern, sowie vor Weihnachten und Ostern große Reininigung. Das eigentliche Sommerfest wird am Vorabende des Tages Johannis des Täufers gefeiert, ein Rest der altheidnischen Sonnwendfeier. Die erhöhte Stimmung des Festes wird noch dadurch gesteigert, dass um diese Zeit die hausierenden Männer heimkommen. Am Nachmittage vor den *shümitn* (Sonnenwende) wird ein Maibaum *(moile,* eine junge Fichte oder Tanne) im Dorfe aufgerichtet, mit Bändern, Fähnchen und Kränzen geschmückt, um den ganzen Sommer über stehen zu bleiben. Am Abende findet die Johannisfeier *(criəß,* slow. kres, kroat. kries) statt. Die Jugend mehrerer benachbarter Dörfer begibt sich in der Dämmerung mit Musik auf eine Anhöhe, wo eine Pyramide von Holzscheitern und Reisig entzündet wird. Die Burschen springen um und über das Feuer und besorgen das *schaibmschikn,* d. h. sie werfen kreisrunde, mit Harz bestrichene Holzscheiben *(shümitnrâdle, schaibə* oder *cöcarle),* nachdem sie glühend gemacht wurden, in hohem Schwunge zu Thal. Da ringsum auf allen Höhen Johannisfeuer brennen und Hunderte von Scheiben geschleudert werden, so gibt das ein prächtiges Bild. Eine gemeinsame Mahlzeit mit Wein und Lammsbraten beschließt die frohe Feier. Mehr als zu anderen Zeiten wird beim *criəßn* die Sangeslust rege und besonders die Mädchen singen neben allerlei alten Volksliedern auch besondere *shümitnliədlain.*

Am Johannistage werden Sträuße aus Johanniskraut (hypericum perforatum, *shümitnroashə*), Pappelweiden und Wucherblumen an Fenster und Thüren gesteckt. Der Strauß enthält so viel Blüten, als das Haus Bewohner zählt. Wessen Blüte zuerst welkt, der stirbt zuerst.

Alle diese Sonnwendbräuche vom Maibaume bis zum Johannisstrauße sind über ganz Deutschland und andere germanische, romanische und slawische Länder verbreitet.[1]

[1] Vgl. besonders Grimm, Mythologie, [4], 513—521; Nork, Festkalender. 406—438; Mannhardt, Baumcultus, 508 ff.; Lippert,

Auch Johannislieder geistlichen und weltlichen Inhaltes wurden und werden anderwärts gesungen,[1] doch haben die drei Gottscheer *shümitnliədlain* (Nr. 35 u. 103 f.) einen eigenartigen von den übrigen abweichenden Inhalt. Sie zeichnen die allgemeine Stimmung und schildern das Treiben der einzelnen an diesem beliebten Volksfeste. Das erste betont die kirchliche Bedeutung des Tages als das Fest Johannis, der Christus im Jordan getauft hat. Es enthält freudige Ausrufe, doch zugleich den schmerzlichen Ausblick auf den Abschied, der dem eben heimgekehrten Mann für den Herbst wieder bevorsteht. Das zweite Lied besingt ein Liebesereignis. Ein junges Paar verbleibt die Nacht über beim Johannisfeuer. Wie sie ihn am Morgen weckt „Nun auf, die Vöglein singen schon" und er erwidert „So mögen sie singen, wie sie wollen", das erinnert sehr an das weit verbreitete Motiv der vielen volksthümlichen Tagelieder. Ergreifend ist das Bild am Schlusse: „Mögen die Blumen blühen, meine und deine (zu ergänzen: Blume) ist heute verblühet." Nähere Beziehungen der Liebespaare zum Sonnwendfeuer sind auch in den Alpen und anderwärts nachweisbar. Der Bursch legt (wie hier) zugleich mit seinem Mädchen das Feuer an den Holzstoß, springt mit ihr darüber u. s. w.[2] Das dritte Lied schildert die Vorbereitungen zum Feste. Die jungen Leute ersuchen den *shüpou* (slow. župan, Schultheiß) um seinen Sohn und seine Töchter, um eine Hacke, um seine Ochsen und um Feuer, damit sie den *criəß* begehen können. Mit ziemlich nichtssagenden Ausreden versagt ihnen der Schulze alle Bitten, ja sogar das Feuer (Brände oder Scheiter), was als ärgste Ungefälligkeit gilt. Er übt

---

157 ff.; Vogt in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 3, 349—369; Krauß, Sitte und Brauch der Südslawen, 176 f.

[1] Johannislieder erwähnen: Uhland, Schriften, 3, 401; Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr, 185 ff.; Montanus, 33 f.; Hruschka und Toischer, 61 u. a.; in Siebenbürgen Schuster, 92. Slowenische Lieder, vgl. Österr.-ungarische Monarchie, 360; Scheinigg, Nr. 93 f.; ein Liebeslied bei A. Grün, 36, ein geistliches bei Blasnik, 1, 16 (Kresnice).

[2] Mannhardt, Baumcultus, 464—470.

irgendeine abergläubische Vorsicht (deren am Johannistage so viele nöthig sind),[1] weil seine Kühe verhext sind und keine Milch geben. Von dem Feste heißt der ganze Monat *shümitnmuənöt*. Außer am 23. Juni werden in einzelnen Thälern auch an den Vorabenden des Vitustages und des Petrustages, also am 14. und 28. Juni, öffentliche Feuer entzündet: das sind die drei *criəßnachtə*.[2] Auch am Martinsabende loderten früher die Flammen (um die Gegend vor Wetterschaden zu behüten) und Schmausereien währten die ganze Nacht durch. Jetzt gilt nur der Brauch, den man *Mêrtlain lôbm* (loben) nennt, den Vorabend durch eine bessere Mahlzeit, ein fettes gefülltes Brathuhn (Gänse sind in Gottschee fast unbekannt) und reichlicheren Weingenuss zu feiern. Mehrere Lieder (Nr. 18 f.) beweisen es, dass man noch heute lebhaft des heiligen Martins gedenkt. Eine Schmauserei wird ferner im Herbste beim Abstechen des ersten Schweines veranstaltet, das Schweinefest, *shaütonz* (Sautanz) genannt.

Am Abende des 5. Decembers erscheint den Kindern der heilige Nikolaus (*Mikla* slow. Miklavž), doch nicht als Bischof und von einem Teufel und einem Engel begleitet, wie es sonst in Krain üblich ist, sondern als einzelne Person in schreckhafter Vermummung, also mehr als Knecht Ruprecht.[3] Er lässt die Kinder beten, beschenkt die braven und steckt die schlechten in seinen Sack. Vor dem Schlafengehen stellt jedes Kind seinen Schuh ans Fenster und findet am Morgen Obst und Geldstücke darin.

Kirchweihfeste werden in Gottschee am Tage der Kirchenpatrone feierlich begangen. Sie sind Volksfeste der ganzen Pfarre. Da geht es meist hoch her mit Essen und Trinken, zuweilen auch mit Raufen. Wallfahrtsorte gibt es viele in der Sprachinsel. Auch zu den Gnadenorten der Nachbarschaft pilgern die Gottscheer, doch muss dies früher

---

[1] Wuttke, 76 f.

[2] In Kärnten am 23, 28. Juni und 3. Juli (vor Ulrich), Zeitschrift für Mythologie, 3, 31.

[3] Grimm, Mythologie [4], 417, 425 f., 781 u. a.

mehr üblich gewesen sein als heute, wie es die Wallfahrtslieder (Nr. 9, 20 u. a.) erweisen.

Erntebräuche gibt es in Gottschee nicht, die wenig ergiebige Landwirtschaft konnte sie nicht fördern oder erzeugen. Auf diesem Gebiete finden wir nur zahlreiche abergläubische Schutzmaßregeln gegen Wetterschäden. Mehrere wurden schon gelegentlich erwähnt. Im Frühling wird noch sonst manches zu dem Zwecke unternommen. Außer den Palmweiden werden auch andere Stöcke mit Blumen in die Felder gestellt, damit diese nicht *wrmoint* (vermeint, beschrien)[1] werden. Gegen Gewitter werden auch Kreuzfeuer *(kraizwaiər)* an Kreuzwegen, gewöhnlich in der Mitte des Dorfes angezündet. Das Feuer sucht man durch Reiben eines Vorscheites unter einem Thürflügel zu gewinnen, fängt es mit einem Schwamme auf und zündet nun Wacholderreisig, Weidenzweige, Attich, Schuhflecke, Schweinemist und anderes damit an. Je übler das Feuer riecht, eine umso bessere Wirkung verspricht man sich davon. Soll dieses Kreuzfeuer auch gegen die Cholera helfen, so müssen die Weiber darüber springen (so geschah es noch im Cholerajahre 1855).

Taufbräuche. Der Vater des neugebornen Kindes geht selbst aus, um den Pathen und die Pathin zu bitten. Er nimmt den Hut in die Hand und spricht: *wòlgn tət a bak, dai main isht intr də ponk gəwòl.* („Folgt ein wenig, die Meine ist unter die Bank gefallen“, d. h. niedergekommen.) Die Taufpathen holen das Kind am bezeichneten Tage ab und fahren mit ihm zur Kirche. Dem ersten, dem sie begegnen, geben sie Brot, damit auch das Kind freigebig werde. Nach der Taufe findet ein kleines Frühstück statt und erst ein bis zwei Wochen später, sobald die Wöchnerin theilnehmen kann, der Taufschmaus *(pfotrschoft)*. Der Vater gibt den Schmaus, die Gäste beschenken die Wöchnerin und das Kind. Die Taufpathen insbesondere schenken

[1] Das „Vermeinen“ fürchtet man auch in Tirol, vgl. Zingerle, Nr. 1622, und in Kärnten, Zeitschrift für Mythologie, 4, 408 f.

Hemdchen. Die Kinder werden, so heißt es, aus der Dorflache oder einem Brunnen geholt. Den Storch und seine gewichtige Bestimmung kennt man in Gottschee nicht.

Die beliebtesten Taufnamen für Männer sind: *Hanshe*, *Matl* (Matthias), daneben *Andrle*, *Töne* (Anton), *Bartl* (Bartholomäus), *Göre* (Gregor), *Jacl*, *Jöshe*, *Jüre* (Georg, slow. Jurij), *Lüc* (Lukas), *Mârt* (Martin), *Mrosch* (Ambrosius), *Miehl*, *Pâle* (Paul), *Peatr*, *Stefon*; für Frauen: *Mine* (Maria), so heißt vielleicht jede dritte Gottscheerin, dann *Elshe*, *Geare* (Gertrud), *Greate*, *Cate*, *Leane* (Helene), *Neashe* (Agnes, slow. Neža), *Pürga* (Nothburga), *Ursche*, *Barwro* (Barbara). Neben diesen häufigsten Formen gibt es auch längere Bildungen wie: *Gerate*, *Catiza*, *Molcanschizle* (Magdalena) u. s. w. Des Namens- und Geburtstages gedenkt man im Kreise der Familie. Der Gefeierte wird mit einem Band oder einer Schnur gebunden und so lange gebunden gehalten, bis der Glückwunsch der Angehörigen beendigt ist.

Die höchste Feier im Leben des Einzelnen ist die Hochzeit, die in Gottschee überaus reich an poetischen Bräuchen, Liedern und Sprüchen ist. Im siebzehnten Jahrhundert hat bereits Valvasor eine kurze Darstellung der Gottscheer Hochzeit entworfen.[1] Am Anfange dieses Jahrhunderts spielte sich noch der ganze unten geschilderte Vorgang ab,[2] auch heute haben sich, besonders in abgelegenen Thälern, viele dieser Bräuche und alle Hochzeitslieder erhalten. Früher heiratete man in sehr jungen Jahren: die Mädchen mit dreizehn, vierzehn, die Burschen schon mit achtzehn Jahren, zum Theil auch deshalb, um so vom Militärdienste loszukommen. Jetzt heiratet man selten vor dem zwanzigsten, beziehungsweise vierundzwanzigsten Lebensjahre. In den besitzlosen Kreisen werden meist Liebesheiraten geschlossen. Der Bursche heiratet, sobald er kann, das Mädchen, mit dem er schon länger in einem innigen Verhältnis lebt. Bei den vermögenden Bauern aber, und das

---

[1] Valvasor, 2, 301.

[2] Hacquet, 89.

ist überall so, vereinbaren gewöhnlich die Eltern nach Erwägung der beiderseitigen Vermögensverhältnisse die Verbindung ihrer Kinder. Hat der Vater eines volljährigen Burschen ein tüchtiges Mädchen aus einer gleichgestellten Familie kennen gelernt, so sendet er zur ersten Anfrage irgendeine ältere Frau, auch eine Bettlerin oder einen Bettler, hin. Dann erst geht der Vater mit dem Sohne werben. Ist die Zusage gegeben, so erfolgt die eigentliche feierliche Werbung durch fünf Männer *(barwarə, barwarlain)*. Die Braut erwartet die Werber gewöhnlich an der Line, versteckt sich hernach am Boden und muss gesucht werden. Dann wird alles genau wegen der Mitgift ausgemacht. Zum Zeichen der Verlobung geben sich die Brautleute Handschlag und Kuss, und als Darangabe: er ihr einen Thaler, sie ihm ein *hîdrle* (Halstuch). Einer der Werber verkündet durch einen Jauchzer zum Fenster hinaus der Nachbarschaft die stattgehabte Verlobung.

Wenige Wochen danach erfolgt gewöhnlich schon die Hochzeit. Im Sommer, wo die meisten Männer daheim sind, werden auch in der Regel die Hochzeiten *(hoachzait,* die kirchliche Trauung insbesondere heißt *kônə)* gefeiert, gewöhnlich an einem Sonntag, Montag oder Dienstag. Am Donnerstag vorher oder am Vorabend erscheinen die Freundinnen bei der Braut und helfen ihr beim *kranzlain pintn.* Auch der Bräutigam mit seinen Freunden kommt (ehemals stets zu Pferde) dazu. Nun werden für die Brautleute Kränze und für die anwesenden beiderseitigen Gespielen Sträußchen *(peschlain)* gebunden, die zugleich als Einladung zur Hochzeit gelten. Dazu wird nun das Lied beim Kranzbinden gesungen (Nr. 105), worin neckisch und wehmüthig zugleich der Verlust der Jungfrauschaft beklagt wird. „Es ist heut eine Jungfrau fröhlich gewesen, fröhlich wird sie nimmermehr. Fröhlich kann sie wohl noch werden, aber Jungfrau nimmermehr u. s. w.“ Solche Lieder, in denen die Freundinnen das Ende der schönen Mädchentage betrauern, kennt man überall.[1]

[1] Nork, Sitten und Gebräuche, 168. Des Knaben Wunderhorn, 2, 56. Schuster, 76 f.

Am Hochzeitsmorgen erscheint der Bräutigam mit seinen Freunden vor dem Hause der Braut. Er hatte in früheren Zeiten die alte Tracht an, später neben den in hohen Stiefeln steckenden Leinenhosen einen schwarzen Frack und einen Cylinder mit einem rothen Band, jetzt einen dunklen städtischen Anzug und natürlich ein Sträußchen im Knopfloch. Die Hauptperson neben ihm ist der *staraschinar* (slowenisch starašina, Ältester),[1] der Hochzeitsbitter. Er hat die Gäste (am Donnerstag vorher) zu laden, alle Vorbereitungen zu treffen, beim Mahl auszutheilen u. s. w. Gewöhnlich ist es ein in den besten Jahren stehender naher Verwandter oder Freund des Bräutigams. Sein Abzeichen ist eine schwarze Sammtmütze. An dem Hause der Braut finden die Männer die Thür verschlossen. Der Staraschinar ruft nun: *„gabət insch außar inshr dai scheanə praût“* (gebt uns heraus unsere schöne Braut). Der Brautvater ruft: „Hier ist sie“ und sendet die Brautführerin *(wiərarin)* hinaus. Mit dieser muss der Bräutigam dreimal auf dem Straßenplatz vor dem Hause tanzen. Nach erneuerten Bitten sendet der Brautvater eine Kranzeljungfrau hinaus. Sie hat einen Teigring *(toigain pâgə)* auf dem Kopf. Mit ihr muss ein Bruder oder Freund des Bräutigams tanzen. Endlich erscheint die Braut und überreicht dem Bräutigam einen Krug Wein, er trinkt davon, lässt sie trinken, wirft dann den Krug zu Boden, so dass er zerbricht; danach tanzen sie miteinander. Die Braut hat die heimische Tracht an, doch von feinem, weißem Linnen, reich gestickt und eine Joppe von schwarzer Farbe, die nur bei der Trauung getragen wird. Nur reichere Frauen besitzen eine solche Joppe, die ärmeren leihen sie sich aus. Auf dem Haupte trägt die Braut einen Kranz, reich mit Perlen, Gold und Bändern gestickt, mit falschen rothen Zöpfen *(rügl)* und einem weißen Schleier versehen. Das Tragen des Kranzes ist natürlich nur Jung-

[1] Auch in Schlesien und im nordungarischen Berglande hat der Lustigmacher bei deutschen Hochzeiten einen slawischen Namen (druschmann, truschbe, vgl. Schröer, 279), in Österreichisch-Schlesien Druschma (Peter, 2, 216) vom slawischen družba.

frauen gestattet. In der Tasche hat die Braut einen Zwirnfaden und Geld, damit es ihr nie an Flachs und Geld fehlen möge, ferner Getreidekörner, damit die Feldfrüchte gut gerathen.

Nun bewegt sich der Zug zur Kirche. Die Musikanten gehen voran, zwei Lustigmacher (*pojazl*, Bajazzo) in bunten Kleidern mit rothen Fahnen tummeln sich zu Pferd oder zu Fuß um den Zug herum und führen allerlei Spässe aus. Ist die Braut unbeliebt, so hängen Burschen auf dem Wege zur Kirche an einen Baum ein Strohweib auf. Zuweilen wird die Braut zum Scherz geraubt und der Bräutigam muss sie erst den kecken Burschen abgewinnen. Von einem ernsten Brautraub aus Göttenitz erzählen uns Valvasor und eine noch heute lebende Sage.[1] Bei der Trauung in der Kirche lässt die Braut unvermerkt einen Apfel fallen und nach rückwärts rollen, damit sie leicht gebäre *(otr cöclt dos â gearn, bues nochkimot)*. Nach der Trauung schwang sich die Braut ehedem zum Bräutigam aufs Pferd und trank mit ihm einen Krug Wein, den sie danach über den Kopf zu Boden warf. Jetzt fährt man in Wagen zum Hause des Bräutigams. Auf dem Wege dahin wird der Zug, falls fremde Dörfer zu passieren sind, durch rasch errichtete Mauthschranken aufgehalten und erst nach Austheilung von Geld oder Brot weitergelassen. Außerdem werden verschiedene Scherze getrieben, z. B. eine weibliche Strohpuppe auf den Vordertheil eines Wagens gesetzt und in eiligem Lauf fortgeführt, die Musikanten müssen nachrennen und das Strohweib *(babə)* zu zerreißen trachten. Vor dem Haus des Bräutigams werden längere scherzhafte Verhandlungen gepflogen und die Braut wird erst eingelassen, sobald sie auf alle gestellten Bedingungen eingegangen ist. Zur Begrüßung reichte ihr ehedem die Schwieger einen Krug Wein, nachdem sie einen Ducaten hineingeworfen hatte. Im Hause des Bräutigams oder der Brauteltern, öfter im Gasthause findet der Hochzeitsschmaus statt. Der staraschinar ordnet

[1] Valvasor, 2, 79, setzt das Ereignis in das siebzehnte Jahrhundert, die Sage in das sechzehnte Jahrhundert, vgl. das VII. Capitel.

alles an, die Musikanten sorgen für die Unterhaltung. Unter anderem singen sie das Geigerlied (Nr. 107), worin sie den Hochzeitbitter auffordern, auch ihnen Speisen zu reichen, Hühnerkragen und Hühnerbrust, ein Stück vom Schöpsen, Fülle u. s. w. Im Liede werden die Namen einzelner Geiger und im Reim darauf bestimmte Speisen genannt. Die Geiger drohen, wenn sie nichts bekommen sollten, der Braut einen Stoß zu versetzen oder sie auf den Dachboden zu führen. Nach der Absingung dieses Liedes kommt ein Geiger mit zwei umgekehrten Gläsern zum Staraschinar und sagt: „*Biər hûbm gəheart, aß iər nisch mear bain hot* (dass ihr keinen Wein mehr habt), *aiər kuchl ischt aùsgəprûn* (ausgebrannt), *air waßle* (Fässchen) *ischt aùsgerûn. Biər hûbm obr nòch a puər taùshnt empr* (Eimer), *wrlaicht kâfət iər insch bos ub* (vielleicht kauft ihr uns was ab).“ Und nun fangen sie an, im Scherze miteinander zu handeln, bis sich der Staraschinar bereit erklärt, für die Musikanten zu sammeln. Hernach kommt das *barfm* (werfen) oder *schtekn* an die Reihe, d. h. der Staraschinar nimmt ein ausgehöhltes Brot oder einen Kuchen und steckt einen Blumenstrauß hinein. Nun sagt er zu den Versammelten, er wolle einen Baum pflanzen und brauche dazu Erde, Dünger, einen Pfahl u. s. w. An Stelle dieser Gegenstände geben nun alle Gäste für das Brautpaar Geldgeschenke, die sie in das Brot „stecken“ oder auf den Teller „werfen“. Dazu wird das Lied Nr. 108 gesungen: „Herbei, herbei Bräutigams Vater! Er wird sich nicht grämen, einen Thaler dran zu wenden. Je mehr er geben wird, desto lieber werden wir es sehen.“ Dann werden die Schwieger, die Schwägerinnen, die Freunde u. s. w. im Liede herbeigerufen. Gibt jemand zu wenig, so singen alle: „Er hat noch einen gekrümmten Finger (er hält noch etwas in der Hand), gebt ihm zu trinken.“ Nach der Gabe wird vom jungen Paare eine Dankstrophe gesungen: „Bis die Zeit kommt, werden wir es Euch erstatten“. Die gleiche Sitte und ganz ähnliche Lieder dazu haben auch die Slowenen.[1]

[1] Blasnik 1, 3. „Le sem, le sem hišni oče, Ino tudi hišna mati, Le sem se pomikajte, V jabelko potikajte. Le sem, le sem brat in

Die kleinen Kinder des Hauses kriechen unter den Tisch und streicheln die Füße der Brautleute, um Leckerbissen zu erhalten. Beim Mahle singen die Gäste das Lied Nr. 110: „Küss' mich, schöne weiße Taube, du bist mein und ich bin dein", wobei sich die Brautleute unter allgegemeinem zustimmenden Lachen küssen. Zum Schlusse der Mahlzeit wird der Braut Kranz und Schleier abgenommen unter Absingung des Abschiedsliedes Nr. 109: Die Biene (d. i. die Braut) fliegt auf den hohen Berg, um in des Vaters Land zu sehen. „Um den Vater traure ich. Vater, steht meine Rose noch? Die Rose steht noch, das Blümchen ist umgefallen, dein Bräutigam hat sie gefället." Das Lied wird wiederholt und für Vater auch Mutter, Bruder, Schwester, Freundschaft eingesetzt.[1] Die Braut aber muss dabei, wenn sie nicht Tadel treffen soll, in heftiges Schluchzen verfallen. Auch hochdeutsche Lieder werden bei der Trauung gesungen, z. B. das auch sonst bekannte (vgl. Erk, Nr. 543) Lied:

1.

Es blühen Rosen, es blühen Nelken,
Es blüht ein Blümelein, Vergissmeinnicht.
Ich sag' es noch einmal: Schön ist die Jugendzeit,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.
Sie kommt, sie kommt nicht mehr,
Sie ist beim Militär,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr.

2.

Ich lieb' ein Mädchen zum Zeitvertreibe,
Zum Zeitvertreibe liebt das Mädchen mich,
Drum sag' ich noch einmal: Schön ist die Jugendzeit u. s. w.

3.

Es wächst ein Weinstock, ein Stock mit Rebelein,
Aus diesen Rebelein, da wächst ein guter Wein,
Drum sag' ich noch einmal: Schön ist die Jugendzeit u. s. w.

---

sestra, K življenju pomagajte, Ino tudi radi dajte," etc. . . und 3, 57 u. a. „Sdaj pa oče starašina, dajte vsacemu kozarc vina" etc. . . „Kaj se boste pogledvali, Ki bi rad neč ne dali . . ."

[1] Über slawische Parallelen zu diesem Liede vgl. Krauß, Sitte und Brauch, 445. Häufig kehrt das Motiv wieder: „Senkt euch, Berge, dass ich ins Land meiner Sehnsucht sehen kann", vgl. Wenzig, 26; Kapper, Slawische Melodien, 20.

Von der Decke herab hieng früher über den Brautleuten ein Teigring, der die Unauflöslichkeit der Ehe andeuten sollte. Sah die Braut zu klein und zu jung aus, so gab man ihr einige Decken auf den Stuhl. In einem Nebenzimmer tafelt das Gesinde und die Lustigmacher.

Findet das Mahl im Hause der Brauteltern statt, so nimmt die Braut erst danach in einem ergreifenden Liede Abschied (Nr. 106): „So behüt' Euch Gott, Mutter, liebe mein, ich seh' Euch heut und nimmermehr." Sie will noch einmal in den Schrank der Mutter, um sich einzelne Kleidungsstücke zu holen, doch die Mutter hindert sie daran. Dadurch wird angedeutet, dass sie jetzt ihren eigenen Schrank, ihr eigenes Heim habe. In ähnlichen Liedern verabschiedet sie sich von dem Vater und den Geschwistern, wobei reichliche Thränen vergossen werden. Auch diese Scheidelieder kennt man anderwärts.[1]

Dann wird noch zum Abschied der Johannissegen getrunken. Sobald die Braut im Wagen sitzt (früher auf dem Pferde) so singen alle:

Shi ischt aufgəshaßn, shi hot gəshnüpfazət, (geweint)
Shi ischt ahingəritn, shi hot gəjücazət (gejauchzt).

In manchen Gegenden, so in Altlaag, ist es üblich, inmitten der lauten Hochzeitsfreuden innezuhalten und der verstorbenen Verwandten zu gedenken. Im Chore werden dann die wehmüthigen Lieder Nr. 38 bis 40 gesungen, in denen die abgeschiedenen Seelen von ihren Leiden erzählen, ihre Verlassenheit beklagen und um erlösende Gebete flehen. Alles ist zu Thränen gerührt. Diese schöne Sitte ist in anderen Formen auch bei den Siebenbürger Sachsen[2] und bei den Ungarn gebräuchlich, und die Bayern lassen am Hochzeitstage Seelenmessen für die verstorbenen Verwandten lesen, besuchen deren Gräber u. ä.[3] Auch in Oberösterreich werden abgeschiedenen Seelen Lieder in den

[1] Mittler, Nr. 337. Schuster, 74 ff. Meinert, 128.

[2] Vgl. Schröer, 282.

[3] Bavaria, 1, 396. Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, 123.

Mund gelegt, worin sie von der Welt und den Menschen Abschied nehmen und um Gebet und Theilnahme bitten.[1]

Nach dem Hochzeitschmaus folgt der Tanz des jungen Volkes bis in die späte Nacht hinein. In der Brautkammer zieht der Bräutigam der Braut Schuhe und Strümpfe aus und von ihrem Haar löst jedwedes einen zusammengeflochtenen Zopf auf. Wenn er früher fertig ist, steht ein Sohn zu erwarten, wenn sie, ein Mädchen. Der Bräutigam wirft die Schuhe über den Kopf: stehen sie mit der Spitze der Thüre zu, so stirbt er vor der Frau, stehen sie dem Bette zu, so stirbt sie früher.[2]

Am nächsten Morgen kommen wieder die Verwandten und Freunde in das Haus des jungen Paares. Doch bringt jetzt jeder Gast selbst Speisen mit und in dieser Form des Picknicks geht nun die Schmauserei noch mehrere Tage, zuweilen eine Woche lang fort. Am Tage nach der Hochzeit führte man ehedem die Braut mit Spielleuten früh morgens zu einem Wasser, reichte ihr einen Krug Wein und drei Stücke Brot. Sie that einen Trunk und in jedes Stück einen Biss und warf das übrige in das Wasser.

Diese Hochzeitsbräuche stehen natürlich nicht in Gottschee allein da. Sie sind nur besondere Entwickelungen allgemein üblicher Formen. In manchen Einzelheiten sind sie den Bräuchen der Slowenen gleich. Auch bei diesen ist der Starašina der Veranstalter der ganzen Feierlichkeit. Statt der Braut werden am Hochzeitsmorgen zuerst im Scherz andere Frauen dem Bräutigam entgegengeschickt. Eine rothe Fahne wird (wie bei allen Südslawen) entrollt. Unter komischen Liedern wird beim Mahle für die Musiker und für die Brautleute gesammelt, die Hochzeit dauert mehrere Tage und wie ehemals in Gottschee findet eine Nachfeier beim Wasser statt.[3] Doch die hervorstechendsten

---

[1] 29. Linzer Museumsbericht, 144 und 146.

[2] Ähnliches bei den Südslawen, vgl. Krauß in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 2, 183.

[3] Vgl. A. Grün, 150 ff.; Reinsberg-Düringsfeld, Hochzeitsbuch, 86–93; Österreichisch-ungarische Monarchie, 364—366; Slowenische Hochzeitslieder bei Blasnik, 1, 1—5, 3, 56—89.

Theile des Hochzeitsfestes sind dem bayrischen Stamme gemeinsam, ja wohl auch allgemein arisch. Immer kommen die Gespielen der Braut, um ihr den Kranz zu winden und feierlich Abschied zu nehmen, überall gibt es einen Hochzeitsmeister und Lustigmacher, rothe oder bunte Bänder auf den Hüten, einen Wettlauf nach der Trauung,[1] Mautschranken gegen den Hochzeitszug, eine scheinbare Entführung der Braut, das Einsammeln der Geschenke für die Brautleute unter scherzhaft verhüllenden Formen und das Trinken des Johannisweins.[2] Doch die innige Verbindung dieser Bräuche mit den stimmungsvollen Hochzeitsliedern hat sich in dieser Vollkommenheit neben den Gottscheern und den Siebenbürger Sachsen wohl keine andere deutsche Landschaft bewahrt.

Manche alte Reste zeigen auch noch die Leichenfeierlichkeiten der Gottscheer. Ist ein Kranker dem Tode nahe, so wird ihm eine Sterbekerze entgegengehalten. Dadurch soll ihm das Sterben erleichtert werden; ein alter, überall bekannter Brauch.[3] Zwei Lieder (Nr. 36 und 37) berichten vom Sterben: „Wenn sie mir die Kerze werden halten, o Jesus, sei bei mir.“ Die weiteren Handlungen ergeben sich aus diesem Liede Nr. 36. Der Todte wird angezogen und auf eine Lade gelegt, dann in die Truhe verschlossen, ins Grab gesenkt und *züəgəriərət*, d. h. mit Erde verschüttet. Im Liede Nr. 37 spricht der Sterbende: „Vater, haltet mir die Sterbekerze, denn ich muss scheiden.“ Auch von allen übrigen Angehörigen nimmt er Abschied mit den typischen Worten: „Im grünen Garten will ich Euch warten“.[4] Es gibt viele volksthümliche deutsche Sterbe-

[1] Weinhold in der Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 3, 13—16.

[2] Bavaria, 1, 396—407. Vgl. auch die übrigen Bände der Bavaria und der Österr.-ungarischen Monarchie und das Hochzeitsbuch von Reinsberg-Düringsfeld; Zingerle, 13—26; Birlinger, 2, 377 f. Für die Siebenbürger Sachsen vgl. Schuster, 68—90, 444—447.

[3] Wuttke, 428.

[4] Vgl. näheres im VIII. Capitel.

lieder[1] und besonders häufig wird wie hier Jesus um Hilfe in der Sterbestunde angerufen.[2]

Ferner ist es üblich, dass der Sterbende, nachdem er versehen wurde, das ganze Haus zusammenruft, allen gute Lehren gibt und als Johannissegen ein Glas Wein trinkt. Oft ist es vorgekommen, so noch im Jahre 1894 bei einem 93jährigen Greise in Lienfeld, dass der Kranke unmittelbar nach dem Johannissegen starb. Bei der Beerdigung tragen in Gottschee alle Männer brennende Kerzen. Die Leichen Unverheirateter werden mit Kränzen von Zwergbuchs geschmückt.

Nach dem Begräbnisse findet im Hause des Verstorbenen oder im Gasthause auf Kosten der Hinterbliebenen das Leichenmahl *(də shîbmtə)* statt. Die Angehörigen und befreundeten Leidtragenden versammeln sich an einer langen Tafel. Der Messner vertheilt erst an die vor der Thür harrenden Armen und Kinder Brote, dann kehrt er in die Stube zurück und ruft: *„də shîbmtə pəgint“*. Nun sagt er einige Gebete her, zunächst für die Seele des Verstorbenen, dann für alle armen Seelen im Fegefeuer, für die Seele, die zunächst sterben wird, und für die ganze Freundschaft. Dann geht es ans Essen und Trinken. Auf dem Tisch befinden sich sieben Gattungen verschiedener Speisen, sieben große Brote (vier Weizen- und drei Hirsebrote) und eine entsprechende Menge Rothwein. Die Güte und Reichhaltigkeit der Gerichte hängt natürlich von den Verhältnissen der Hinterbliebenen ab, doch essen und trinken gewöhnlich die Gäste einige Stunden lang.

Die Leichenschmäuse, zweifellos ein Nachklang der alten Todtenopfer, waren im deutschen Mittelalter unter dem Namen „sibende“ allgemein bekannt. Sie wurden meist eine Woche nach dem Begräbnis gefeiert. Heute sind in Bayern, Salzburg, Kärnten u. s. w. reichliche Todtenschmäuse, verbunden mit Gebeten für den Verstorbenen, allgemein

---

[1] Z. B. Schlossar, Nr. 8 f.

[2] Ditfurth, 1, 14. Böhme, Nr. 659. Besonders am Schlusse der Weihnachtslieder, z. B. Lexer, 326; Weinhold, 431; Ditfurth, 1, 93.

üblich. In Bayern findet der Schmaus am siebenten, dreißigsten und am Jahrestage nach dem Tode statt, in Kärnten, Tirol und bei den Slowenen (wo der Brauch „sedmina" heißt) gewöhnlich wie in Gottschee gleich nach dem Begräbnisse.[1] Der Name kommt wohl vom siebenten Tag, wenn auch heute diese Frist nicht mehr eingehalten wird.

Ebenso alt wie die Leichenschmäuse sind die Todtenklagen: improvisierte Trauergesänge an der Bahre des verstorbenen Verwandten oder Freundes. Bei den Völkern des Alterthums waren sie allgemein üblich, auch für die althochdeutsche Zeit sind sie nachgewiesen.[2] Sie erhielten sich bis heute bei Naturvölkern und in Landstrichen, die von der modernen Cultur etwas abliegen. Bei den Finnen,[3] den Corsen,[4] den Bocchesen,[5] den Deutschen in Nordungarn,[6] den Siebenbürger Sachsen[7] werden von bestellten Klageweibern oder von Frauen der Verwandtschaft in halb gegesungenen, freien rhythmischen Versen der Lebensgang, das Wesen, die Todesart des eben Verstorbenen in blumenreicher Sprache, oft mit ergreifender, tragischer Ironie vor oder während des Begräbnisses geschildert. Auch in Gottschee kommt ähnliches (freilich nur selten) noch vor. Ein geistlicher Herr erzählte mir, dass er vor einigen Jahren in Hornberg die Leiche eines Kindes zum Kirchhof geleitete. Nachdem das Kind ins Grab gesenkt worden war, warf sich dessen Mutter auf den Boden, und das Antlitz ins Grab senkend begann sie eine freie Recitation. Jeden Vers mit Jau, jau (dem Wehrufe der Gottscheer) eröffnend, sang sie von dem holden, freundlichen Wesen des Kindes,

---

[1] Wuttke, 437. Bavaria, 1, 413; 2, 324. Österr.-ungarische Monarchie, 131, 377.

[2] Kelle, Literaturgeschichte, 37.

[3] G. Meyer, Essays und Studien, 1, 160.

[4] Gregorovius, Corsica, 2, 34—88.

[5] Kapper, 2, 405.

[6] Schröer, Versuch einer Darstellung der deutschen Mundarten des ungarischen Berglandes, 1, 157 und 180.

[7] Schuster, 457 ff.

von ihrer großen Liebe zu ihm, von dessen schwerer Krankheit, von dem Begräbnisse, und immer wieder „Jau, jau, nun liegst du im Grabe — jau, jau, und ich bleibe trauernd zurück“.

Die meisten abergläubischen Bräuche und Vorstellungen fließen aus dem Hexenwahn, an dem die Gottscheer überaus hartnäckig festhalten. Weihnachten ist, wie schon früher ausgeführt wurde, die hohe Zeit dieser Unheilstifterinnen. Da treten sie den Menschen am nächsten, bereiten den ärgsten Schaden, können aber auch am leichtesten erkannt werden. Die *hexin* (*hexə* bedeutet Irrlicht) gilt auch in Gottschee als Urheberin der Gewitter und besonders der Hagelschauer. Schon Valvasor erzählt, dass die Gottscheer im Unwetter nicht allein beten, sondern auch bewaffnet gegen das Hexengeschmeiß losgehen.[1] Heute schießen sie mit zerstoßenen Kupfermünzen oder Schweinsborsten aus Mörsern, Gewehren und Pistolen gegen die Wetterwolke und vermeinen, getroffene Hexen herabfallen zu sehen.[2] Von den Streifschüssen behalten diese dann die Triefaugen. Auch den Rauch von Attich können sie nicht vertragen und fliehen davor. Als Schutzmittel gegen die Hexen gilt auch ein *bit* (mhd. wit, Flechtreis), ausnahmsweise nach links gedreht und in der Westentasche aufbewahrt. Alte, triefäugige, einsam lebende Weiber werden gerne als Hexen betrachtet und jagen den Kindern heillosen Schrecken ein. Befinden sich aber die Kinder innerhalb des Hofzaunes, dann dürfen sie die vorübergehenden Hexen verspotten, hier kann ihnen nichts geschehen. Im

---

[1] Valvasor, 2, 300: „Denn weil sie gleich anderen Krainern den Wahn gefasst haben, dass die Gewitter, zumal die schweren, von dem Hexengeschmeiße angerichtet werden, kommen ihrer etliche mit alten Kehrbesen, Mistgabeln und dergleichen Dorf- oder Hausarmaturen herausgeloffen, stoßen damit in die Luft dem Teufel und seinem Anhange zu Trutz, der Einbildung, er werde sammt seinen Hexen damit vertrieben.“

[2] Ebenso bei den Südslawen: Krauß, Südslawische Hexensagen, Mittheilungen der anthropolog. Gesellschaft, 14, 46.

Walde ist die Gefahr hingegen sehr groß. In Göttenitz, so erzählte man mir, wurde vor etwa vierzig Jahren ein Kind gesucht, das man im Walde schreien hörte. Sechs Tage lang forschten viele Personen danach, und obwohl es immer ganz nahe zu hören war, konnte man's nicht finden. Endlich erblickte man es todt. Die Hexen hatten es so lange behalten und den Blicken der Leute entzogen. Diese Weiber können auch Kühe verhexen, dass sie *poshaichent* (mhd. besîhen) d. h. keine Milch geben. Die Hexe milkt dann ihre eigene Kuh und zwar an der Kette und erhält so die Milch der fremden. Der Brocken der Südslawen ist der Berg Klek bei Ogulin in Kroatien, ganz nahe der Sprachinsel. In Gottschee gelten mehrere freie Plätze als Hexentanzplätze. Bei einem solchen Platze in der Nähe von Altlaag gieng eines nachts ein junger Bursche vorbei und erkannte seine Mutter unter den Tanzenden: „Amo, seid Ihr auch dabei?“ ruft er entsetzt. „Das wird dein und mein Unglück sein“, gibt sie zur Antwort. Am nächsten Morgen fand man sie auf einer Linde erhängt und zwar so kunstvoll, dass der Henker aus Laibach geholt werden musste, um die Schlinge zu lösen. Der Sohn aber ward immer kränker und als er gestorben war, sah man, dass ihm das Herz fehlte. Es fand sich später im Heu.

Es ist ja bekannt, dass ähnliche Anschauungen von den Hexen allgemein in Deutschland verbreitet sind.[1] Auch bei den Slowenen haben sie sich noch erhalten. Valvasor, der selbst an die Hexen glaubte, erzählt mehrere krainische Hexengeschichten und betont, dass zu seiner Zeit besonders am Schneeberg, in Laas und Zirknitz, also in den Bergwildnissen um Gottschee, Hexen gehaust hätten, aber von den Ortsrichtern mit Feuer und Schwert vertilgt worden wären.[2] Heute sind bei den Südslawen Hexensagen und Lieder in großer Zahl bekannt.[3] Ein Gottscheer Hexenlied

[1] Vgl. Grimm, Mythologie, [4], 873—912; Wuttke, Register, 475 f.; Zingerle, 59—68.

[2] Valvasor, 2, 477; 1, 359 f. u. a.

[3] Krauß, Hexensagen, 14, 13—48 und besonders 28.

geht unmittelbar auf südslawische Vorlagen zurück. Es ist das Lied (Nr. 100) vom Sinik (slow. sinek = Söhnchen) Marko. Der Taufname Marcus ist in Krain sehr verbreitet. Es kann aber auch der Königssohn Marko, der Hauptheld des serbischen Volksgesanges damit gemeint sein. Marcus erzählt in diesem Liede, dass ihm in der Nacht auf einem hohen Berge wilde Weiber (Hexen) das Herz herausgerissen und gebraten haben. Es seien seine Mutter und seine Schwester gewesen, weswegen er ihnen die Hölle wünsche. Seine Schwägerin habe ihn dabei vertheidigt, darum wünsche er ihr die ewigen Freuden. So häufig kehrt es in Hexensagen wieder, dass dem Menschen gerade die nächsten Verwandten (besonders die Mutter) Schaden stiften. Dem Gottscheer Hexenliede kommen mehrere kroatische und slowenische Lieder[1] ganz nahe. Der Sohn fühlt sich am Morgen unwohl, von der Mutter oder der Schwester befragt, was ihm begegnet sei, erwidert er, in der Nacht hätten ihm die Hexen das Herz herausgerissen: die Mutter, die Muhme und die Schwester oder das Liebchen. Nach anderen Fassungen hat die Schwester nur dazu geleuchtet, oder stand weinend abseits. Zur Strafe wünscht der Jüngling den Hexen einen peinvollen Tod, der Schwester, die ihn geschont, aber reichen Lohn.

Verwandt den Hexen ist die *Teadin*, eine Unheilbringerin, die auch die Kärntner und Deutschungarn kennen.[2]

Huldvoller sind die Waldfrauen[3] gesinnt, die sich aber wegen der Schlechtigkeit der Menschen immer mehr

---

[1] Sie sind nebeneinander abgedruckt bei Krauß, Südslawische Hexensagen, 33—35. Das Lied von den drei Hexen kennen auch die Slowaken in Ungarn, vgl. die Ethnolog. Mittheilungen aus Ungarn, 1, 90 f. — Der Schluss unseres Gottscheer Liedes ist im Deutschen häufig ähnlich, vgl. z. B. das Lied von der Stiefmutter in Erks Liederhort, Nr. 2: „Kind, was wünscht du deinem Vater? Einen Stuhl im Himmel! Was deiner Mutter? Einen Stuhl in der Hölle!“

[2] Vgl. Schröer, 234; Lexer, 65; Zeitschrift für Mythologie, 4, 409.

[3] Vgl. Grimm, Mythologie, [4], 358 ff.

zurückziehen. Raucht es auf den Bergen, so sagt man in Gottschee, die Waldfrau *(wrâ)* kocht. In verschiedenen Orten halfen sie den Menschen in Noth und Bedrängnis, wurden aber um den Lohn betrogen und verschwanden. So gab man einer Waldfrau in Maierle statt des verlangten Weizenbrotes schlechtes Hirsebrot. In Rodine heilte eine Waldfrau viele Kranke und verlangte dafür saure Milch. Einmal wollte man sie hintergehen und reichte ihr sauren Wein. Sie merkte es natürlich und sprach: *„Laitlain, bain ischt olr norhait wuətr, milich ischt olr tügnt müətr.“* (Leute, Wein ist aller Narrheit Vater, Milch ist aller Tugend Mutter.) Sie verschwand und ward nicht mehr gesehen. Einzelne *bildə wrâgn* wohnen in den Grotten, die darum *wrâgnlechr* heißen. In Pöllandl kommt zuweilen nach dem Schnitt die *baiße wrâ* mit zwei Gespielen singend ins Thal und holt sich ein paar Garben, mit denen sie wieder ins Gebirge verschwindet. Ihr Erscheinen erweckt Freude, denn es weissagt Fruchtbarkeit und Segen.[1] Als *baißə wrâ* wird auch die Jungfrau Maria bezeichnet (vgl. Lied Nr. 68).

Von Riesen erzählt man ebenfalls in Gottschee. Die letzten lebten in Nesselthal, wo noch ein Brunnen steht, den sie erbaut haben. Als nun die Menschen auch dahin vordrangen und das Feld bebauten, da fragte ein Riesenmädchen: „Was thun diese Ameisen?“ Ein altes Riesenweib aber antwortete: „Diese Ameisen werden uns alle noch vertreiben.“[2]

Mythische Wesen in Gottschee sind ferner der neckende aber auch Geld verleihende Berggeist *schkratl* (ahd. scrato),[3]

---

[1] Schröer, 493. Über die weiße Frau in Kärnten und Tirol vgl. Zeitschrift für Mythologie, 4, 299; Zingerle, Sagen, 210.

[2] Schröer, 462. Eine ganz ähnliche Geschichte erzählt Grimm (Mythologie [4], 447): „Als der Grüngrund und die Umgebung noch von Riesen bewohnt waren, stießen ihrer zwei auf einen gewöhnlichen Menschen. ‚Was ist das für ein Erdwurm?‘ fragte der eine, doch der andere erwiderte: ‚Diese Erdwürmer werden uns noch auffressen!‘ vgl. auch Müllenhoff (279) für Schleswig.

[3] Grimm, Mythologie, [4], 396—399.

auch in Kärnten[1] und bei den Slowenen (škrat) namentlich im Triglavgebiete noch heute lebendig im Volksglauben, dann ein kleiner Hausgeist, *pfinstokmandle* (Donnerstagsmännchen). Dieses ist winzig klein und hat einen großen Hut *(a hüotats bintschigəs mandle)*. Spinnt jemand an dem als heilig gehaltenen Donnerstag über 9 Uhr abends, so kommt es und *zərîdət də bikəlain* (verwirrt den Wickel). Ferner glaubt man an die *trûtə*[2] (Trude), die das Alpdrücken verursacht und das *pilichmandle*, ein sehr gefürchtetes Gespenst. Das Bilchmännchen schreckt nachts die Bilchfänger. In Innerkrain tritt der Bilch namentlich in buchelreichen Jahren viel stärker auf, als irgend anderwärts. In den Herbstnächten fängt der Gottscheer, wie sein slowenischer Nachbar, in Holzfallen, die auf den Buchen hangen, Massen von Bilchen, deren Fell gut verkauft werden kann.[3] Im flackernden Fackelschein, beim Schreien der Eule und Knarren der Zweige werden leicht Spukgestalten gesehen und gehört. Oft erscheint das *pilichmandle*, stößt und schlägt die Fänger, äfft sie, indem es die Holzfallen zuklappt u. a. Werden zu viele Bilche gefangen, so erzürnt es, knallt dreimal mit der Peitsche und kein Thierchen wird mehr gesehen. Die Slowenen schreiben all diesen Schabernack dem Teufel zu, und Valvasor hat sogar den Teufel gezeichnet, wie er die Bilche nachts auf die Weide treibt.[4] Das Bilchmännchen der Gottscheer, das einen grünen Rock und eine rothe Feder auf dem Hut hat, ist natürlich mit dem Teufel verwandt.[5] Auch der Teufel hat in Gottschee, dem wilden Jäger gleich, eine

[1] Zeitschrift für Mythologie, 4, 298.

[2] Auch in Kärnten vgl. Lexer, 73.

[3] Eine Beschreibung des Bilchfanges in der Österr.-ungarischen Monarchie, 370 ff.

[4] Valvasor, 1, 438.

[5] Als grüner Jäger mit einer rothen Feder auf dem Hute erscheint der Teufel in Kärnten und in Tirol (vgl. Neue Carinthia, 1890, 130; Zingerle, 58). Im grünen Rocke mit einem Pferdefuße erscheint der Teufel im Märchen vom Bärenhäuter (Grimm, 101). In Schwaben gelegentlich als kleines grünes Männlein (Birlinger, 1, 344 f.). Vgl. auch Mannhardt, Baumcultus, 111, 117 f.

grüne Kleidung und wird als der grüne Herr *(grīmə hear, grīmrökatə hear)* bezeichnet. In dieser Tracht holt er den bösen Müller, der sein gesegnetes Weib den Räubern verkaufen wollte (Lied Nr. 68); als grüner Herr steht er wartend am Bett des sterbenden Obristen (Nr. 16). Als krummer Schmied bedroht er in der Hölle die sündhafte Pfarrersköchin (Nr. 122), als grausamer Engel mit rauhen Füßen und brennendem Rachen erscheint er der sündigen Seele (Nr. 33). Ein Mädchen gieng mit dem grünen Herrn ein sündhaftes Verhältnis ein. Eines Tages war sie spurlos verschwunden. Auf dem Fußboden ihres Zimmers aber stand mit ihrem Blute geschrieben: *Aier tóchtr ischt in dr helə am pódn.*[1] Dem Teufel werden auch feurige Lufterscheinungen (*aup*, Alp genannt) zugeschrieben.[2] An Orten, wo ein Unglück geschehen ist, errichtet man einen Schutthaufen (*grüəmödə*, slow. grmada), damit der böse Dämon nicht herausfahren und neues Unheil anstiften könne.

Schließlich wäre noch ein Wort über die Rechtsbräuche zu sagen, wenn auch die Nachforschungen hier nur ein negatives Ergebnis darbieten. Es haben sich weder mündliche noch schriftliche Reste eines alten volksthümlichen Gewohnheitsrechtes der Gottscheer erhalten, aus dem man für ihre Abstammung Schlüsse ziehen könnte, wie es etwa Ficker für die Siebenbürger Sachsen gemacht hat.[3] Der Stadtrichter, die herrschaftlichen und die Ortsrichter richteten sich nach den staatlichen Vorschriften, also nach der Gerichtsordnung vom Jahre 1782, dem bürgerlichen Gesetzbuch von 1811 und dem Strafprocess vom Jahre 1803. Aber auch in den früheren Jahrhunderten erschienen viele kaiserliche Erlässe und Gewährsbriefe, die früh jede Spur jenes alten Volksrechtes verdrängten, das die Gottscheer

---

[1] Radics, 220.

[2] Schröer, 201.

[3] Ficker in seinen Untersuchungen zur Erbenfolge der ostgermanischen Rechte, 2, § 513, und in den Mittheilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, 14, 481—487.

bei der Einwanderung etwa mitgebracht haben. Von den Slowenen unterscheiden sich die Gottscheer dadurch, dass zwischen den Ehegatten durchwegs schon bei der Trauung die Gütergemeinschaft eingesetzt wird. Die Frau ist die „Mitwirtin", die Mitbesitzerin des ganzen gemeinsamen Gutes. Dieses Verhältnis dürfte in dem Hausierhandel seine Begründung finden. Da der Mann ein halbes Jahr abwesend ist, wird es der Frau nur durch den Mitbesitz möglich, überhaupt in seiner Abwesenheit selbständig zu wirtschaften. Nur die den Gottscheern unmittelbar benachbarten Slowenen haben, so weit sie auch den Hausierhandel betreiben, diese Gütergemeinschaft angenommen. Sie ist sonst in ganz Krain unbekannt. Nach dem Miteigenthume des Weibes richtet sich auch zum Theil die Erbfolge. Die Regel ist in Gottschee, dass der überlebende Gatte schon nach dem Inhalte des gleichzeitig mit dem Ehevertrage errichteten Erbvertrages unter Wahrung der gesetzlichen Erbrechte der Kinder das Recht erhält, die ganze Verlassenschaft in natura zu übernehmen und den Kindern die entsprechenden Erbtheile auszuzahlen. Wo kein Testament vorliegt, strebt der überlebende Gatte immer mit den Kindern ein ähnliches Übereinkommen an. Dies ist auch sonst in Krain größtentheils üblich, weil die Bauerngüter sehr klein sind und aus wirtschaftlichen Gründen eine weitere Zerstückelung unter mehrere Kinder nicht zulässig erscheint. In der Regel geht die ganze Wirtschaft auf den ältesten Sohn über. Sterben die Eltern nicht früher, so übergeben sie ihm Haus und Hof und Felder, sobald er heiratet, mit Vorbehalt entsprechender Auszahlungen der übrigen Kinder und eines Ausgedinges an die Eltern. Doch das ist ja auch anderwärts üblich.

Auffallend aber ist es, dass im Gegensatz zu den Slowenen, wo häufig Verschwender unter Curatel gestellt werden müssen, sich jetzt kein einziger Gottscheer gerichtlich als Verschwender unter Curatel befindet. Bemerkenswert ist ferner, dass die Gottscheer im gewöhnlichen Leben drei Zeugen zur Beglaubigung ihrer Aussage anrufen und

dass sie bei neuen Grenzregelungen ihre Kinder zur Grenze mitnehmen und diese dort weidlich durchbläuen, damit sie sich die Grenze für alle Zeiten merken.[1]

VII.

Märchen, Sagen und Volkserzählungen.

Die Zahl der eigentlichen Märchen und Sagen ist geringer als die der scherzhaften Volkserzählungen.[2] Für das freie, glänzende Spiel der phantastischen Märchenwelt fehlt dem (im Grunde nüchternen) Gottscheer die nöthige Zuneigung. Die geschichtlichen Sagen konnten sich aus Mangel an großen Ereignissen nicht voller entfalten. Was an romantischen Sagenstoffen noch im Volke lebt, hat sich in der gebundenen Form der Lieder reicher und besser bewahrt. Auch die poesievolleren Legenden werden im Liede festgehalten, jene, die sich dem Gebiete des Niedrigkomischen und des Lehrhaften nähern, werden in Prosa erzählt. Am beliebtesten sind die komischen und satirischen Volkserzählungen, die auf gegenseitiger Neckerei beruhen. Sie werden noch heute tagtäglich in einfacher, ungebundener Form erzählt, täglich abgeändert und erweitert; ihre Zahl ist thatsächlich unbegrenzt.

Die Märchen schließen sich an mythische und abergläubische Vorstellungen an und sind also innerlich verwandt mit den bereits erzählten Hexen- und Waldfrauengeschichten. Die Gottscheer Märchen berichten zumeist

---

[1] Ein uralter deutscher Brauch (Grimm, Rechtsalterthümer, 143 f., 545). Heute noch vielfach üblich (vgl. Zingerle, Nr. 1676. Birlinger, 2, 197 u. a.)

[2] Einzelne Schlangenmärchen und die Schlossage, die ich hier bringe, sind bereits gedruckt, alles übrige ist bisher unbekannt. Ich veröffentliche die Sagen und Schwänke nach den Erzählungen der Frau Gertrude Tschinkel und der Herren Perz, Tomitsch und Tschinkel.

von Schlangen. Bekannte Motive werden hier auf örtliche Verhältnisse übertragen. Nach dem Gottscheer Volksglauben gibt es Schlangen, die Kronen tragen. Die gekrönte Schlange ist immer weiß, wohnt an einem Baume, verbrennt alles, wenn sie durch den Wald streicht. Naht sich ihr jemand, so thut sie einen Pfiff, worauf von allen Seiten Schlangen zu ihrer Hilfe herbeieilen. Märchen von gekrönten Schlangen sind ja überall verbreitet.[1]

In der Schlangenkrone der Gottscheer Märchen befindet sich ein Edelstein, der *shidlschtoin*. Er ist sehr schwer zu erringen, macht den Besitzer reich und gesund, löscht ihm Hunger und Durst und verleiht ihm beständiges Glück. Nach der Gottscheer Volksetymologie heißt der Siedelstein so, weil alles Glück sich bei ihm angesiedelt hat. Es ist aber der alte sigestein, der zauberkräftige, siegverleihende Stein der germanischen Mythe. In der alten Thidreksage kommt er ebensogut vor, wie in den heutigen Märchen der Faröer-Inseln und ausführlich beschreibt ihn der österreichische Erzähler des Mittelalters, der Stricker.[2] Das Gottscheer Wort *shidlschtoin* ist aus der jüngeren (in Anlehnung an Siegel gebildeten) Form sigelstein infolge der volksthümlichen Umdeutung entstanden. Man glaubt noch heute an diesen Stein. Wenn jemand rasch reich geworden ist, so sagt man, er hat den *shidlschtoin*, oder er hat einen *schkratl* (vgl. oben S. 92 f.). Den Stein kann man auch dem Erben hinterlassen oder der Tochter als Mitgift schenken.

[1] Vgl. Grimm, Anmerkungen zu den Märchen, 17 u. 105. Hier erfahren wir von Schlangenkronenmärchen aus Österreich, Tirol, Vorarlberg, Hessen, Niederlausitz. Vgl. auch Grimm, Sagen, Nr. 221 und 459, Mythologie, [4], 571 ff.; Birlinger, 1, 145; Rochholz, Alemannische Sagen, 2, 5 f.; Müllenhoff, 355; Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen, 79. Ähnliche Märchen hörte ich in Eisenstein (Böhmerwald). Für die Krainer Slowenen vgl. Österreichisch-ungarische Monarchie, 383.

[2] Vgl. Schröer, 475; Mittelhochdeutsches Wörterbuch, 2, 616. Für die Faröer-Inseln vgl. die Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 2, 14.

Von einem vor einigen Jahren verstorbenen Grundbesitzer der Pfarre Mösel erzählt man sich folgendes Geschehnis: Dieser Mann sah einmal in einer Grube einen Haufen Schlangen beisammen. Er ritt nach Hause, holte sich ein Rad, machte es glühend und warf es in die Grube. Da stoben die Schlangen auseinander, er nahm rasch den Siedelstein und sprengte, von den Schlangen verfolgt, eiligst heim. Zu Hause angelangt, streichelte er sein Pferd über den Schweif und sagte: „Du hast mich heute gerettet." Da fuhr eine Schlange hervor, die im Schweif verborgen war, und stach ihn in die Brust, so dass er starb. Seine Kinder aber behielten den Stein und wurden reich.[1]

Ein zweites Märchen berichtet: Ein Wanderer verirrte sich im Walde und fiel in eine tiefe Grube, deren es in dem Gottscheer Steinboden so viele gibt. Er hatte sich nicht verletzt, denn er fiel weich auf: eine gewaltige Menge von Schlangen deckte den Boden. Unter ihnen erhob sich die große, weiße Schlange mit dem *shidlschtoin* auf dem Kopfe und befahl den übrigen, des Wanderers zu schonen. Die Schlangen leckten viel an dem *shidlschtoin*. Da er hungrig und durstig war, wagte er es auch, daran zu lecken und stillte damit Hunger und Durst. Und der Wanderer blieb viele Jahre bei den Schlangen. Da versprach ihm die große, weiße Schlange ihn wieder an das Tageslicht zu bringen, wenn er über seinen Aufenthalt bei den Schlangen schweigen wolle. Dies versprach er. Sie nahm ihn nun auf den Rücken und trug ihn aus Grube und Wald und durch die Lüfte bis vor eine Stadt, wo er wieder zu Menschen kam. Man erzählt ferner, in der Grube seien auch Bilche gewesen, denen er rothe Fäden um den Hals band, und man habe später viele so gezeichnete Thiere gefangen.[2]

Ein drittes. Vor Zeiten gab es Schlangen im Walde, die thaten viel Schaden. Da sprach ein Mann zu den anderen: „So ihr mein Weib und meine Kinder versorgen

[1] Ähnliche Märchen bei Peter, 2, 31. und Birlinger, 1, 103; doch in beiden: „Krone", nicht „Stein".

[2] Schröer, 475.

wollt, wenn ich umkomme, so will ich alle Schlangen vertilgen.“ Die anderen versprachen dies und er gieng in den Wald. Da machte er einen Kreis und ein Feuer in der Mitte und stieg auf einen Baum. Da kamen alle Schlangen zum Feuer und verbrannten. Doch zuletzt kam eine große weiße Schlange, die schlug mit ihrem ungeheuren Schweif so um sich, dass sie alle Bäume niederwarf, auch den, worauf der Mann saß. Und er fiel herab und schlug sich todt. So kann man die Schlangen vertreiben, aber einer muss sich opfern.[1]

Andere Schlangen gelten für verzauberte Mädchen oder Jünglinge. Vor vielen Jahren kam ein Bursche in die Stadt Gottschee und begegnete einem Mädchen, das war die große weiße Schlange. Die sagte ihm, er könne sie mit Hilfe einer einjährigen Haselruthe erlösen. Die solle er im Walde holen, da werde sie ihm als weiße Schlange begegnen mit Schlüsseln in der *kaiə* (Maul). Die sollte er ihr mit der Haselruthe herausschlagen, da werde alles vom Himmel fallen, Hagel und Regen, Blitz und Donner, er dürfe sich aber nicht fürchten. Der Bursche gieng nun, ihrem Wunsche folgend, in den Wald um die Haselruthe. Auf dem Rückwege überfiel ihn ein schreckliches Ungewitter und neben einer kleinen *taschə* (Tanne) traf er die weiße Schlange. Er aber fürchtete sich und wagte es nicht, ihr die Schlüssel aus dem Maule zu schlagen; denn er war noch sehr jung. Als nun die Schlange an ihm vorüber war, sagte sie: „Du hättest mich erlösen und dich selbst glücklich machen können. Nun muss ich Schlange bleiben. Wenn aber aus diesem Tannenbäumchen einst ein großer Baum geworden und daraus eine Wiege gemacht ist, so kann mich das Kind erlösen, das darin gewiegt wird.“ Mit diesen Worten verschwand die Schlange. Der Erzähler fügte noch hinzu: „Und das ist wahr, das hat mein *ênə* (Großvater)

---

[1] Elze, 31 f. Eine ähnliche Sage in Tirol (Zingerle, Sagen, Nr. 211) und bei den Slowenen, Österreichisch-ungarische Monarchie, 383, und Krek, 71 f.

erzählt, der lange auf dem Friedrichstein oben gewohnt hat.“ [1]

Ein fünftes. Ein paar Eheleute waren reich an Gütern, aber kinderlos. Da beteten sie um ein Kind und sollte es auch nur ein Hündchen sein; umsonst! Sie beteten um ein Kätzchen, auch vergeblich. Da beteten sie um eine Schlange und ihre Bitte ward erfüllt. Als nun der Schlangensohn zwanzig Jahre alt wurde, wählten ihm die Eltern das schönste Mädchen zum Weibe. Da sich das Mädchen weigerte, sollte sie einen Balken, besteckt mit *schuershochn* (Schermessern), emporklettern. Sie versuchte es, aber der Schmerz war so groß, dass sie lieber nachgab und das Weib der Schlange wurde. Als sie in der Brautnacht weinte, sagte die Schlange: „Du wirst mich erlösen.“ Da ließ sie ab zu weinen und redete freundlich mit der Schlange. Am Morgen aber krachte das Haus und es barst die Schlangenhaut *(lâchə* oder *latschə)* [2] und ein schöner Jüngling stand vor dem Mädchen und sie küssten sich. Er aber sagte: „Die Haut bewahre wohl, es ist zu unserem Glücke.“ Sie aber hasste diesen Schlangenbalg und als er einst aus war, verbrannte sie ihn. Sobald er heimkehrte und dieses vernahm, verließ er sie. Sie aber war guter Hoffnung und konnte nun nicht gebären sieben Jahre lang. Da zog sie aus nach ihrem Mann. Auf dem Wege begegnete ihr eine weiße Frau. Die sagte ihr: „Dein Mann lebt mit einer Zauberin in ihrem Schlosse, da nimm drei Spielzeuge!“ Sie nahm die Spielzeuge und gab zwei der Zauberin, damit sie mit ihrem Manne reden könne. Als sie aber zu ihm kam, schlief er noch von einem Zaubertrank;

---

[1] Elze, 32 f. Eine theilweise ähnliche Sage erzählen die Brüder Grimm (Deutsche Sagen, Nr. 13) von einer verzauberten Schlangenjungfrau, bei der auch ein junger Bursch aus Angst die Erlösung unterlässt. Die oben erwähnte Frist für die Erlösung, bis aus dem Baume eine Wiege wird u. s. w. kommt öfter vor. Vgl. Knoop, Allerhand Scherz, 4; Birlinger, 1, 7. Schlangen mit Schlüsseln im Munde; vgl. bei Vernaleken, 125; Birlinger, 1, 86; Zingerle, Sagen, Nr. 209, 403 f. u. a.

[2] Mhd. lasche, der Lappen, Fetzen.

da gab sie das letzte Spielzeug hin. Nun vermied er den Zaubertrank, sprach mit dem Weibe und sie gebar einen Sohn. Die Zauberin aber ward vertrieben und sie lebten noch lange glücklich miteinander.[1]

Einen sehr ähnlichen Inhalt zeigt das Gottscheer Lied von der schönen Marie (Nr. 98). Marie findet jeden Morgen den Thau von der Feldfrucht, die sie zu jäten hat, abgekehrt. Sie wünscht, dass der geheimnisvolle Thäter ihr Geliebter würde. Da erscheint die lange Schlange und sagt: „Das soll geschehen, heirate mich. Noch ehe du deine Brautkleider ausziehst, werde ich meinen Schlangenbalg ablegen und ein schöner Jüngling sein. Meine Mutter gieng im ersten Paare hinter dem Kreuz (d. h. sie war aus sehr guter Familie, da in den meisten Gottscheer Dörfern nur den angesehensten Mädchen das Recht zukommt, bei Processionen das erste Paar zu bilden). Sie hat mich bei einer hohlen Buche geboren und weggelegt (vgl. die Lieder Nr. 79 ff.), im Walde bin ich herangewachsen. Die wilden Reben haben mich gefatscht, der kühle Wind hat mich gewiegt." Da antwortet das Mädchen: „Ehe ich die Schlange heirate, klettere ich lieber den Sägebaum *(shaglpâm)* hinauf, der mit lauter Messern besteckt ist."[2] Der Sägebaum wächst empor, da erschrickt sie und heiratet doch die Schlange. Vor der Kirche gibt das Mädchen die Schlange in ein Körbchen. Nach der Trauung schlägt sie auf Anrathen der Schlange diese dreimal mit einer Haselruthe um die Mitte. Da fällt der Schlangenbalg ab und ein schöner Jüngling steht vor ihr. Am nächsten Morgen begeben sie sich zu den Eltern des Mädchens und feiern die Hochzeit.

Dieses Lied hat einen slowenischen Kehrreim: „Mare, Bog pomagaj!" (Maria, Gott helf' uns) und erweist schon dadurch seinen fremden Ursprung. Das slowenische Lied

---

[1] Erzählt vom Herrn Pfarrer Jaklitsch, veröffentlicht von Schröer, 475 f. Vgl. Zingerle, Sagen, Nr. 400 f.

[2] Ein alter Zug aus der geistlichen Literatur, Lucifer wünscht auf einer mit Messern besetzten Säule zum Himmel klettern zu dürfen. Vgl. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, 1, 204.

des gleichen Inhaltes: „Die schöne Vida“[1] ist etwas kürzer, es erwähnt nichts vom Leben der jungen Schlange im Walde, nichts vom Sägebaum. Anderseits hat die Schlange hier neun Schweife mit neun Schlüsseln und ist ein verzauberter Königssohn. Die Verwandlung mit drei dreijährigen Ruthen wird genauer geschildert:

Da kačo vujdre z pèrvoj šibo,	Wie sie schlug mit erster Ruthe,
Ona je od glave človek.	Ward die Schlange Mensch vom Haupte.
Da jo vujdre z drugoj šiboj,	Wie sie schlug mit zweiter Ruthe,
Grata do pojasa človek.	Ward die Schlange Mensch zu Hüften.
Da jo vujdre z tretjoj šiboj,	Wie sie schlug mit dritter Ruthe,
Te že grata do pet človek.	Ward die Schlange Mensch zu Fersen.

In allen diesen Berichten geschieht die Entzauberung durch eine Haselruthe. Die Haselstaude, die den Göttern geweiht war, hatte von je Zauberkraft: sie schützte vor Unheil und Krankheiten, sie führte zur Erschließung von Schätzen und zur Erforschung der Zukunft. Die weiße, gekrönte Schlange wohnt an ihrer Wurzel und heißt darum auch Haselwurm; mittelst eines Haselstockes kann man sie fangen. Die Haselstaude schützt vor Schlangen, das hat ihr Maria verliehen. Eine ganz besondere Kraft aber haben die Hiebe der Haselruthe.[2]

Eine verdunkelte, allegorische Bedeutung kommt der Schlange im Liede Nr. 65 zu. Wie es hier geschieht, so ist noch heute die allgemeine Meinung, dass man Schlangen, die einen Menschen bedrohen, durch Milch anlocken könne. Zur Heilung von Schlangenbissen bedient man sich eigener Schlangensteine (*catschnschtoin*, slow. kača = Schlange). Legt man solch einen Stein auf die Wunde, so soll er sich vollsaugen vom Gift und anschwellen. Wenn man ihn dann

---

[1] Bei Stanko Vraz, 47 f., breiter 48 f. Dieses übersetzt von A. Grün, 69 ff. Vgl. Krek, 74 f. Ein entfernter verwandtes schlesisches Märchen bei Peter, 2, 174 ff.

[2] Grimm, Märchen (Anhang, Legenden Nr. 10); Perger, Pflanzensagen, 245; Rosenkranz, 181.

nicht rasch in die Milch wirft, so zerspringt er. Solche Steine vererben sich noch heute von Mutter auf Tochter und werden sehr wert gehalten. Die schädlichen Folgen des Schlangenbisses kann man auch durch Beschwörungen wegbannen. In der Pfarre Nesselthal lebt ein Hufschmied, der als Schlangenbanner bekannt ist. Von weit her kommen die Landleute mit gebissenen Rindern oder Pferden zu ihm. Er spricht nun mit großer Feierlichkeit seine Beschwörungsformel und das Schlangengift hat alle Kraft verloren. Die Zauberformel wollte uns der Mann nicht nennen, die sei sein Geheimnis; doch versicherte er, dass alles im Namen Gottes geschehe.

An Gottscheer Sagen gibt es nur einige wenige, die sich an bestimmte Baulichkeiten oder Orte anschließen. Erinnerungen an die Türkeneinfälle im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sind noch im Volke lebendig; doch die Ereignisse jener Zeit waren zu entsetzlich und trostlos, als dass sie die sagenbildende Schaffenskraft geweckt hätten. Erinnerungen bewahrt man ferner an die Besetzung Gottschees durch die Franzosen (1809) und an das Räuberunwesen späterer Zeiten. Wie in ganz Krain, so gab es in Gottschee noch bis in die Vierzigerjahre unseres Jahrhunderts richtige Räuberbanden. Besonders bekannt im Volksmund ist der Räuberhauptmann Michor (vulgo Roschar), der in Pölland gehaust hat. In Lichtenbach zeigt man noch an einem Hause die Schießscharten, woraus man auf die belagernden Räuber geschossen hat. Der herumziehende (im Jahre 1799 geborne) Bettler Brausse erzählt noch viel von seinem Verkehr mit den Räubern.

Eine aus dem vorigen Jahrhundert stammende Gottscheer Sage erzählen auch die Brüder Grimm.[1] Sie lautet:

„In der unterkrainischen Stadt Gottschee wohnen Deutsche, die sich in Sprache, Tracht und Sitten sehr von den anderen Krainern unterscheiden. Nahe dabei liegt eine

[1] Deutsche Sagen, Nr. 147 (Gottschee). Sie stammt aus der anonymen Sammlung Volkssagen, Eisenach 1795, 173—188.

alte, denselben Namen tragende und dem Fürsten Auersperg zugehörende Burg, von der die umwohnenden Leute mancherlei Dinge erzählen. Noch jetzt wohnt ein Jägersmann mit seinen Hausleuten in dem bewohnbaren Theil der verfallenen Burg und dessen Vorfahren einem soll einmal ganz besonders mit den da hausenden Geistern Folgendes begegnet sein.

„Die Frau dieses Jägers war in die Stadt hinuntergegangen, er selbst, von Schläfrigkeit befallen, hatte sich unter eine Eiche vor dem Schlosse gestreckt. Plötzlich so sah er den ältesten seiner beiden Knaben, die er schlafend im Hause verlassen, auf sich zukommen, wie als wenn er geführt würde. Zwar keinen Führer erblickte er, aber das fünfjährige Kind hielt die Linke stets in der Richtung, als ob es von jemandem daran gefasst wäre. Mit schnellen Schritten eilte es vorbei und einem jähen Abgrunde zu. Erschrocken sprang der Vater auf, sein Kind zu retten willens, fasste es rasch und mühte sich, die linke Hand von dem unsichtbaren Führer loszumachen. Mit nicht geringer Anstrengung bewerkstelligte er das zuletzt und riss die Hand des Kindes los aus einer anderen, die der Jäger nicht sah, aber eiskalt zu sein fühlte. Das Kind war übrigens unerschrocken und erzählte, wie dass ein alter Mann gekommen sei, mit langem Barte, rothen Augen, in schwarze Kleider angethan und ein ledernes Käppchen auf, habe sich freundlich angestellt und ihm viele schöne Sachen versprochen, wenn es mit ihm gehen wolle, darauf sei es ihm an der Hand gefolgt.

„Abends desselben Tages hörte der Jäger sich bei seinem Namen rufen; als er die Thüre aufmachte, stand der nämliche Alte draußen und winkte. Der Jäger folgte und wurde an eben denselben Abgrund geleitet. Der Felsen that sich auf, sie stiegen eine Steintreppe ab. Unterwegs begegnete ihnen eine Schlange, nachher gelangten sie in eine immer heller werdende Gruft. Sieben Greise mit kahlen Häuptern, in tiefem Schweigen saßen in einem länglichen Raume. Weiter gieng der Jäger durch einen engen Gang in ein kleines Gewölbe, wo er einen kleinen Sarg stehen

sah, dann in ein größeres, wo ihm der Greis achtundzwanzig große Särge zeigte, in den Särgen lagen Leichname beiderlei Geschlechtes. Unter den Verblichenen fand er einige bekannte Gesichter, wovon er sich jedoch nicht zu erinnern wusste, wo sie ihm vorgekommen waren. Nach diesem wurde der Jäger in einen hellerleuchteten Saal geführt, worin achtunddreißig Menschen saßen, worunter vier sehr junge Frauen, und ein Fest begiengen. Allein alle waren todtenblass und keiner sprach ein Wort. Durch eine rothe Thür führte der Alte den Jäger zu einer Reihe altfränkisch gekleideter Leute, deren verschiedene der Jäger auch zu erkennen meinte, der Greis küsste den ersten und den letzten. Nunmehr beschwor der Jäger den Führer, ihm zu sagen, wer diese alle seien und ob ein Lebendiger ihnen die noch entbehrte Ruhe wiedergeben könne? ‚Lauter Bewohner dieses Schlosses sind es,‘ versetzte hohlstimmig der Alte, ‚die weitere Bewandnis kannst du aber jetzt noch nicht erfahren, sondern will es demnächst einmal.‘ Nach diesen Worten wurde der Jäger sanft hinausgeschoben und merkte, dass er in einem nassfeuchten Gewölbe war. Er fand eine alte, verfallene Treppe und diese in die Höhe steigend gelangte er in einen etwas weiteren Raum, von wo aus er durch ein kleines Loch vergnügt den Himmel und die Sterne erblickte. Ein starkes Seil, woran er stieß, und das Rauschen von Wasser ließ ihn muthmaßen, er befinde sich auf dem Grunde einer hinter dem Schlosse befindlichen Cisterne, von wo aus man das Wasser mittelst eines Rades hinaufwand. Allein unglücklicherweise kam niemand in drei ganzen Tagen zum Brunnen, erst am Abende des vierten gieng des Jägers Frau hin, die sehr staunte, als sie in dem schweren Eimer ihren todtgeglaubten Mann herauszog.

„Die Verheißung des alten Wegweisers blieb indessen unerfüllt, doch erfuhr der Jäger, dass er ihn in dem Vorgeben, diese Geister seien die alten Schlossbewohner, nicht belogen hätte. Denn als er einige Zeit darauf in dem fürstlichen Saale die Bilder der Ahnen betrachtete, erkannte er

in ihren Gesichtszügen die in der Höhle gesehenen Leute und Leichen wieder."

Auch die Lebensgeschichte der Veronika von Desinze, die Valvasor[1] nach der Cillier Chronik ausführlich erzählt, dürfte viel Sagenhaftes enthalten. Graf Friedrich von Cilli soll seine erste Gattin im Bette erstickt haben, heiratete nach deren Tode seine Geliebte, Veronika, 1424 und lebte mit ihr auf dem von ihm neu erbauten Schlosse Friedrichstein bei Gottschee. Doch sein Vater Hermann, der wegen dieses Bundes mit einem armen Edelfräulein zürnte, ließ den Sohn gefangen nehmen, seine Burg niederreißen, die flüchtig herumirrende Veronika festsetzen und der Zauberei anklagen. Das Gericht sprach sie frei, doch Graf Hermann ließ sie in einer Wanne ertränken, verzieh darauf seinem Sohne und stellte das Schloss Friedrichstein wieder her.

Von dem Orte Graflinden erzählt man, Graf Friedrich habe dort auf einer seiner Reisen unter einer Linde geruht und so dem Orte den Namen gegeben.

Unweit Römergrund liegt auf einer Anhöhe die kleine Ortschaft Thurn mit geringen Überresten eines runden thurmartigen Gebäudes. Von diesem erzählt die Sage Folgendes: Vor langer Zeit, als die jetzige Sprachinsel noch unbewohnt und von Urwald bedeckt war, stand dieser Thurm als einziges Gebäude auf der weiten Strecke von Reifnitz bis Möttling. Hier wohnte ein habsüchtiges Ehepaar, das zwei allerliebste Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hatte. Das Mädchen heiratete nach Reifnitz, der Sohn aber zog in fremde Lande und trat in den Dienst eines Grafen, der viele Kriege führte. Die Eltern errichteten hierauf im Thurme eine Herberge, die für viele verderblich werden sollte. Ein Saumpfad führte an dem Thurme vorüber, weit und breit der einzige Weg, so musste er von vielen Reisenden benützt werden. Es traf sich daher oft, dass einer oder der andere in dem Thurme nächtigte. Im Schlafe wurden dann

[1] 3, 200 ff., danach Elze, 14 ff.

die Gäste von den Wirtsleuten, denen ein paar baumstarke Hausknechte Beistand leisteten, ermordet und beraubt. Der Leichnam wurde in ein nahes Erdloch geworfen. Dieses traurige Los traf viele Wanderer, bis der Himmel über die Mörder eine furchtbare Strafe verhängte. Der Sohn dieser Leute hatte nach langem Aufenthalte in der Fremde, von Heimweh getrieben, die Reise zu den Eltern angetreten. Nachdem er einige Tage bei der Schwester in Reifnitz geweilt hatte, langte er des Abends spät im Elternhause an, wo er die erste Nacht unerkannt zubringen wollte. Im Schlafe aber ermordeten ihn die Eltern, die ihn für einen durchreisenden Grafen hielten und warfen den Leichnam in den Abgrund zu den übrigen Opfern. Des andern Tages kam, von bangen Ahnungen gequält, auch die Tochter aus Reifnitz daheim an, wo sie aus dem Munde der Eltern erfahren musste, dass diese ihr eigenes Kind, den einzigen Sohn, aus Geldgier ermordet hatten.

Diese Sage, die heute in Gottschee als wirkliche Begebenheit berichtet wird, gehört zu den weitverbreiteten Erzählungen von verdächtigen Herbergen,[1] die oft genug der Wirklichkeit entsprachen. Auch in der Nähe von Gottschee gab es an den Handelsstraßen nach Kroatien noch im Anfange unseres Jahrhunderts genug berüchtigter Gasthäuser. Das deutsche Volkslied gleichen Inhalts von den Mordeltern ist überall bekannt.

An eine wunderschöne Monstranze in Göttenitz, über deren Herkunft niemand etwas Genaueres weiß, knüpft sich nachfolgende Ortssage. In dem Hause Nr. 25, das jetzt den Namen *Zirgaisch* führt und vor Zeiten zu einem Herrschafts-

---

[1] Als wahre Begebenheit wird diese Mordthat der Eltern berichtet für das Jahr 1618 aus Leipzig, für 1649 aus Böhmen, in neuerer Zeit von Gregorovius aus Corsica (2, 27). Zacharias Werner hat den Stoff dramatisch behandelt in seinem „24. Februar“. Das deutsche Volkslied dieses Inhaltes ist aus dem achtzehnten Jahrhunderte belegt und heute bekannt in Schlesien, Hessen, Böhmen, Bayern, Brandenburg, Schleswig-Holstein u. s. w. Vgl. Erks Deutscher Liederhort, Nr. 50*a* bis 50*c*, besonders 1, 177; Böckel, 108; Müllenhoff, 534 f.

besitz gehört haben soll, lebte zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts ein sehr schönes und tugendhaftes Mädchen, die Tochter schlichter Leute. Die Kunde von der Schönheit dieses Mädchens verbreitete sich im ganzen Lande und bis an die Ufer der blauen Adria hin. Von verschiedenen Gegenden kamen die Jünglinge herbei, um die Hand der holden Jungfrau zu werben. Auch ein Jüngling aus einer vornehmen Laibacher Familie befand sich unter den Werbern. Diesem beschloss das Mädchen — *Elshe* (Elisabeth) soll es geheißen haben — als Gattin zu folgen, und es wurde bestimmt, dass die Verlobung im nahen Rieg bei Verwandten der Braut gefeiert werden sollte. Im Walde vor Rieg nun war es, wo die ahnungslose Braut von einem vorher abgewiesenen Werber, welcher weit herauf von der Adria gekommen war, mit Hilfe seiner zahlreichen Begleitung dem erwählten Bräutigam und ihren Angehörigen entführt wurde. Der Entführer brachte die schöne *Elshe* nach Fiume und segelte mit ihr ohne Aufenthalt von dort seiner fernen Heimat zu. Einige Jahre darauf, an einem Sonntage, als der Priester sich gerade zum Altare begab, um das heilige Messopfer darzubringen, fand er das Tabernakel halb geöffnet und als er näher trat, entdeckte er die von unbekannter Hand gewidmete prachtvolle Monstranze, deren Metallwert allein auf 700 Gulden geschätzt wird. Die Monstranze zeigt die Jahreszahl 1517, und es ist allgemein der Glaube, dass die entführte *Elshe* die Spenderin derselben gewesen sei.[1]

Also eine Entführung über die Adria hin, wie in unserem Gottscheer Liede Nr. 45 und der slowenischen Ballade „Lepa Vida“.

Eine Reihe Gottscheer Erzählungen berichten von Wanderungen des Herren mit Petrus unter den Menschen. Jakob Grimm (Mythologie 1, XXIX—XXXIV) hat schon gezeigt, dass dieses Motiv von der Wanderung Gottes oder mehrerer Götter auf Erden fast allen Mythologien gemeinsam

[1] Mitgetheilt vom Lehrer Petschauer in Göttenitz.

ist und dass die alten Germanen insbesonders viele solcher Wandermythen erdichtet haben. Im Mittelalter wurden sie im Anschlusse an die Wanderungen Jesu und seiner Jünger in Judäa allmählich in christliche, zum Theil in moralisierende Erzählungen umgewandelt. Im sechzehnten Jahrhunderte haben vor allem Hans Sachs, Burkard Waldis und Agricola, aus volksthümlicher Quelle schöpfend, ähnliche Legenden bearbeitet. Heute sind sie im Volksmunde überall verbreitet.

In Gottschee haben diese Volkslegenden den gemeinsamen Titel *Jêshisch ùnt gòt shain Peatr* (Jesus und Gottes Peter). Die erste lautet:

1. Jesus und Petrus treffen einen Knecht am Feldrande liegend. Sie fragen ihn nach dem Wege ins nächste Dorf. Zu faul aufzustehen, zeigt der Knecht nur mit dem Fuße hin und sagt: „*Dòrt, bu br weartn rüəbm hûbm gəhot*“ (wo wir im vergangenen Jahre Rüben gehabt haben). Mit diesem ungenügenden Bescheide ziehen sie weiter und fragen ein Mädchen, das sie am Felde arbeiten sehen, nochmals nach dem Wege. Das Mädchen läuft gleich mit und zeigt ihnen den rechten Weg. Da sagte der Herr zu Petrus: „*Dü, Peatr, diə poidai bəbr* (werden wir) *wrhairotn.*“ Petrus erwiderte: „*Lai dos et, 's bâr ju schuədə* (schade), *ùm dos wlaisigə diərndle, ben shi dan waülən knacht pəkâmòt.*“ Jesus aber meint: „*Grot deschbâgn: buəs hewòt dar waülə knacht uənin a wlaisigəs baip uən?* (Gerade deswegen, was würde der faule Knecht ohne ein fleißiges Weib anheben.) *Ar miəsòt ju wrkâm.*“ (Er müsste ja verkommen.)[1]

2. Einmal übernachteten sie bei einem Bauer, der ihnen das *gəpûdnt* (Raum über der Dreschtenne) als Schlafstätte anwies. Als in der Früh die Drescher kamen und die beiden schlafend fanden, weckten sie sie und als diese nicht aufstehen wollten, schlugen sie auf Petrus ein, der ihnen zunächst lag. Da sprach Jesus zu Petrus: „*Ùmar* (herüber)

[1] Vgl. Hans Sachs, 1, 143; Birlinger, 1. 360 f.; Peter, 2, 134 f.; Simrock, Legenden, 46; Krauß, Südslawische Märchen, 2, 137.

lig du, ûmar, Peatr, shishtu shlâgnt shai bîdr di (sonst schlagen sie wieder dich), *ben shai kâmənt.*“ Als die Drescher nach einer Stunde wieder erschienen, schlugen sie diesmal auf den ein, den sie ihrer Meinung nach früher verschont hatten. Und so bekam Petrus zum zweitenmale Schläge.

3. Jesus und Petrus kamen einst in der Zeit des Feldbaues zu einem Bauer, der gerade seinen Acker umpflügte. „*Lot shi's paiən, lot shi's?*“ (Lässt sich's pflügen, lässt sich's?) fragten sie den Bauer. „*'S lot shi laibar, lai hêrt* (hart) *is, hêrt*“, erhielten sie zur Antwort; „*'s brt ubr poldə* (bald) *râgn* (regnen), *'s afle* (der Frosch) *hot gəquaeət!*“ „*Dû brt's afle râgn gâbm*“, sagte Jesus und sie giengen weiter. Beim nächsten Bauer erhielten sie eine ähnliche Auskunft; es werde bald regnen, denn „*dr huənə hot nachtu gəkrânt*“ (der Hahn hat gestern abends gekräht). Da sagte Jesus wieder zu Petrus: „*Damon* (dem) *brt dr huənə râgn gâbm*“ und zog weiter. Als sie beim dritten Bauer dieselbe Frage stellten, gab dieser zur Antwort: „*Hêrt is wrailich, ubr gôt brt wrlaicht poldə râgn gâbm; ben ar lai poldə râgn luəsôt* (ließe).“ Da lachte Jesus und sagte zu Petrus: „*Dôrt brt's afle ûnt dr huənə râgn gâbm, dan bəbm ubr biər râgn luəsn!*“ (dem aber werden wir regnen lassen.)

4. Jesus und Petrus übernachten bei einem Bauer, der sie sehr freundlich aufgenommen hat. Der Bauer hat einen Stadel voll Weizen. Um ihm Arbeit zu ersparen, zündet Jesus die eingebrachte Feldfrucht an. Die Spreu verbrennt, der Weizen aber bleibt übrig. Ein missgünstiger Nachbar denkt, dass könne er auch so machen, und zündet seinen Weizen an. Ihm aber brennt Haus und Hof ab.[1]

5. Jesus und Petrus lassen ein Ross beschlagen. Um es dem Schmiede bequemer zu machen, schneidet Jesus den Fuß ab, lässt das Hufeisen draufschlagen und heilt den Fuß wieder an. Ein Bauer, der es mit angesehen hat, ver-

[1] Vgl. Grimm, Anmerkungen zum Märchen Nr. 87. Die 2. und 1. Legende werden zusammenhängend erzählt im Odenwald, im Elsass, bei Bonn u. s. w. Vgl. Zeitschrift für Mythologie, 1, 41 und 474; 2, 13 ff.

sucht ein nächstesmal das gleiche. Ihm aber gelingt natürlich das Wiederansetzen des Beines nicht.[1]

Zu der humoristischen Volkspoesie der Gottscheer gehören vor allem die zahlreichen Schildbürger-Schwänke, die heute noch immer wieder erzählt werden. Ähnliche Geschichten sind ja uralt und überall verbreitet. Schon die Griechen des Alterthums hatten ihr Abdera. Jede deutsche Landschaft besitzt ihr Städtchen oder ihr Dorf, an dem meist seit dem frühen Mittelalter mit oder ohne Grund der Fluch der Lächerlichkeit haftet und sich in sagenhaften Schwänken forterbt. In Deutschland besonders bewirkt es die vorherrschende Neigung zu kräftiger individueller Entwicklung leichter, dass die Meinungen und Thaten Andersdenkender ins Lächerliche gezogen werden. Die Nebenbuhlerschaft wetteifernder Nachbardörfer weckt die volksthümliche Necklust. In allen deutschen Landschaften singen Nachbarorte aufeinander Neckreime, deuten die Ortsnamen boshaft und satirisch um. Schärfer gefasst werden diese Schwänke zu köstlichen Satiren auf die Kleinstädterei und den Aberwitz kurzsichtiger Gemeindeverwaltungen. Weltbekannt ist in diesem Sinne das Städtchen Schilda in Sachsen. Es ist sprichwörtlich geworden und hat allen diesen Geschichten den Namen gegeben. Einen ähnlichen Ruf genossen oder genießen noch in Niedersachsen: Krähwinkel, Schöppenstedt und Buxtehude; in Mecklenburg: Teterow; in Pommern: Darsikow und Zanow; in Schlesien: Polkwitz; in Thüringen und Franken: Friedrichrode, Wasungen, Blankenburg, Ummerstadt, Karlstadt; im Vogtlande: Triptis, Auma und Bodelwitz; im Rhöngebirg: Ditges; in Bayern: Fünsingen und Schrobenhausen; in Schleswig-Holstein: Büsum, Kisdorf u. a.; in Schwaben: Tripstrill, Ganslosen, Bopfingen, Obernau, Winterhausen und Reutlingen; in der Pfalz: Ladenburg und Hirschau; in Hessen: Schwarzenborn; im Elsaß: Garburg[2]; bei den

[1] Nr. 5 ist ein bekannter Schwarzkünstler-Schwank.

[2] Goedeke, Grundriss, 2. 560. Bobertag, Volksbücher des sechzehnten Jahrhunderts, 300 f.

Siebenbürger Sachsen: Beleschdorf u. a.[1]; bei den Tschechen: Pîelouč; bei den polnischen Juden: Chmel[2] und in der Provence: Tarascon. Doch selbst hervorragende Städte, z. B. Köln, Bonn, Ulm werden komischer Thaten wegen verspottet und mit Scheltnamen versehen,[3] auch ganze Volksstämme müssen sich die Stichelreden der Nachbarn gefallen lassen (man denke an die Schwabenstreiche), weil einzelne auffallende an sich harmlose Eigenschaften durch die Spottlust zur Caricatur verzerrt werden.

Manche dieser Geschichten sind uralt, viele wurden in Schwankbüchern des sechzehnten Jahrhunderts zum Theile nach dem Volksmunde aufgezeichnet und wanderten wieder ins Volk zurück. Von größter Nachwirkung war das Schildbürgerbuch, das 1597 von einem ungenannten Verfasser veröffentlicht, bis in unsere Zeit immer wieder neu bearbeitet herausgegeben wurde. Die einzelnen Schwänke daraus sind jetzt überall im Volke verbreitet.

Diese Geschichten kennt man nun auch in Krain. In Oberkrain gibt es einzelne Dörfer mit sehr empfindlichen Einwohnern: die einen darf man nicht fragen, wie viel es auf der Uhr ist, die andern, wo ihre Kirchenglocke ist u. s. w., es steckt ein verborgener Hohn in solchen Fragen.

Als eigentlicher Lalenort Krains gilt im Volksmunde der Markt Reifnitz. Gewiss ohne Schuld. Die betriebsamen Reifnitzer kommen mit ihren Sieben und Holzfässchen weit herum und sind daher überall bekannt. Sie fallen auf durch ihre merkwürdig gezwängt klingende slowenische Mundart (mit ganz geschlossenen *u*- und *o*-Lauten) und ihre spitzfindigen Gesichter. Die Slowenen erzählen von den Reifnitzern allerlei Schildbürgergeschichten und auch die Gott-

---

[1] Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, 128—140.

[2] Am Urquell, 3, 28 f. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, 5, 466.

[3] Alwin Schultz, Deutsches Leben im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte, 1 ff.; Vgl. Bechstein, Mythe, Sage, Märchen und Fabel, 2, 141 ff., und die zu den einzelnen Schwänken angegebene Literatur.

scheer haben darum ihre alten Volksschwänke auf Reifnitz, das ihr nächster größerer Nachbarort ist, übertragen. Sie singen auch ein kurzes Spottlied auf die Reifnitzer (Nr. 134), worin sie deren Holzwaren, die auf Eseln in die Fremde befördert werden, erwähnen. Die Gottscheer haben aber außerdem in ihrer Sprachinsel ein Schilda; das ist das kleine, 132 Einwohner zählende Hornberg. Auch hier wird wie anderwärts nur ein Zufall die Wahl dieses Ortes bewirkt haben. Zwar behaupten viele Gottscheer, man erkenne von weitem jeden Hornberger an den Gesichtszügen, an der Redeweise und am ganzen Gehaben und bezeichnend ist auch die Geschichte, die ein Pfarrer in Hornberg erlebt und mir erzählt hat:

In diesem Orte stand neben der Kirche (wie überall in Gottschee) eine prächtige Linde. Eines Tages kam der Pfarrer dahin und merkte, dass der blühende Baum gefällt war. Als er nach dem Grunde fragte, meinte ein Hornberger, sie hätten befürchtet, dass ein Windstoß die Linde auf die Kirche werfen und so diese beschädigen könnte. „Einen solchen starken Wind gibt es gar nicht“, meinte der Geistliche. „Ja, was thun wir aber,“ versetzte der Hornberger, „wenn ein noch stärkerer Wind kommt?“ Dieser Logik gegenüber verstummte der Pfarrer.

Natürlich haben die Hornberger all die Streiche, die die Gottscheer von ihnen erzählen, nicht ausgeführt. Denn fast alle die Schwänke sind fremden Ursprungs, die meisten sehr alt. Einige stehen schon im Schildbürgerbuch des 16. Jahrhunderts (1—4, zum Theil 5—7, 26), andere werden auch von den sieben Schwaben (10) oder von Münchhausen (9) erzählt. Die meisten sind über das ganze deutsche Gebiet hin bis nach Schwaben, Schleswig-Holstein, Pommern und Siebenbürgen nachweisbar.[1]

---

[1] Die Parallelen, die ich zu den einzelnen Schildbürgergeschichten gebe, ließen sich natürlich bedeutend erweitern. Doch genügt es, wenn mehrere weit entfernte deutsche Landschaften genannt werden, um das Alter, die weite Verbreitung und den deutschen Ursprung dieser von den Gottscheern (zum Theil auch von den Slowenen) erzählten Schwänke nachzuweisen.

Ist nun auch die Mehrzahl der nun folgenden Schwänke ihrem Inhalt nach schon bekannt, so ist doch, meiner Ansicht nach, ihre wörtliche Wiedergabe in der schlichten Form, in der sie in der Gottscheer Sprachinsel erzählt werden, nicht ohne Wert. Sie weichen alle von den bereits bekannten Fassungen in mehr oder minder wichtigen Punkten ab, sie sind auf heimische Verhältnisse übertragen, zum Theil wohl auch durch wirkliche Ereignisse abgeändert oder angeregt, und darum durchwegs mit örtlicher Färbung versehen und durch volksthümliche Anschaulichkeit ausgezeichnet. Statt Reifnitz und Hornberg setze ich, um niemanden zu verletzen, Schilda ein.

1.[1] In Schilda ließ man einst ein schönes, neues Haus aufbauen. Leider hatte man vergessen, daran auch Fenster anzubringen. Als nun das Haus fertig war und der Eigenthümer die Wohnung beziehen wollte, war es darin stockfinster. Sogleich wurde der Ortsshupon (Schultheiß) gebeten, die Dorfinsassen zu veranlassen, dass sie in das neue Gebäude, das die Zierde der ganzen Ortschaft sein sollte, das Tageslicht hineintrügen. Bereitwilligst kamen nun diese herbei, die einen mit Schaufeln, die andern mit Säcken. Einer hielt immer den Sack, der andere schaufelte aus Leibeskräften Licht hinein. Wenn man glaubte, der Sack sei schon voll Tageslicht, wurde er schnell zugeschnürt, damit es nicht entweiche. Als man aber in der finsteren Wohnung die Säcke entleerte, blieben die Zimmer, zum Erstaunen aller, so finster wie zuvor. Nun erst kam man darauf, Fenster anzubringen und der Eigenthümer konnte sein Haus beziehen.

2.[2] Eine Magd in Schilda schöpfte einst mit einem

[1] Dasselbe Motiv im Schildbürgerbuch (in Bobertags Ausgabe) Nr. 9, 10 und 12. Natürlich in ganz anderer, viel breiterer Ausführung. Auch die Kisdorfer trugen den Tag in Säcken in ihr neues Rathhaus. (Bechstein, 143.) Ähnliches geschah in Darsikow in Pommern (Jahn, Volkssagen, 518 ff.), Zanow in Pommern (Knoop, Nr. 197), vgl. auch Müllenhoff, 96, Birlinger, 1, 441.

[2] Schildbürger, 11. Hier wird der Jüngling erst nach dem Zuschneiden um Rath gefragt. Er weiß nichts über den Krebs zu sagen. Da dieser einen Schildbürger zwickt, wird er gleich zum Wassertode

Schaff Wasser aus dem Bache. Zu ihrem Erstaunen sah sie am Boden des Schaffes ein Thier, das sie nicht kannte. Es war ein Krebs. Sie trug ihn in die Stube und legte ihn auf den Tisch. Bald erfuhren sämmtliche Schildbürger von dem sonderbaren Ding mit den zwei Scheren. Niemand aber wusste, was für ein Wunderding das sei. Nun erinnerte man sich eines siebzehnjährigen Jünglings, der als der klügste unter allen Schildbürgern galt. Zu ihm wurde schnell geschickt, damit er komme und das Ding besehe. „Ei, das ist ja ein Schneider mit zwei Scheren," sagte er, „solche habe ich schon oft gesehen, bin ja ein weltprobierter Mann, in Altfriesach hütete ich drei Jahre hindurch Böcke und auch bei der Kulpa war ich schon dreimal. Dort sah ich viele solcher Schneider, wie sie badeten." So sprach der kluge Jüngling. Nun wollte sich der Ortsshupon eine neue Hose machen lassen und breitete seinen Stoff auf dem Tische aus. Auf den Stoff wurde der Krebs als Schneider gelegt. Neugierig schauten die Umstehenden zu. Doch dieser Schneider schnitt nicht, sondern kroch nur nach rückwärts auf dem Stoffe umher. „Er zeigt nur an, wie man zuschneiden soll", sprach der erfahrene Jüngling. „Zuschneiden muss ein anderer." Schnell suchte man eine Schere und nun schnitt man, wohin der Krebs kroch, bis zuletzt der ganze Stoff in kleine Flecke zerschnitten war.

Als nun der Ortsvorsteher sah, dass aus dem so arg zugerichteten Stoffe unmöglich mehr eine Hose verfertigt werden könne, gerieth er in Zorn und sprach: „Dieser Schneider hat noch nicht ausgelernt, er versteht sein Handwerk noch nicht. Was hat er bei uns zu schaffen?" Zugleich gab er den Befehl, den Kerl zu verbrennen. „Nein," sagte seine Frau, „wenn wir ihn verbrennen, ist er zu schnell hin. Wir werfen ihn lieber in die Rinshe, wo er ersaufen muss, das Ersaufen ist ein bitterer Tod." Ihr Rath

---

verurtheilt. Ähnliches erzählt man von den Darsikowern (Knoop, Nr. 228), von den Büsumern (Müllenhoff, 95 f.), von den Wolkendorfern (Haltrich, 138). Ein Aal wird zum Wassertode verurtheilt in Fockbeck (Bechstein, 143, Müllenhoff, 96 f.) und in Zanow (Knoop, Nr. 203).

wurde befolgt. Der Krebs wurde in einem Korbe nach Gottschee gebracht und bei der steinernen Brücke in die Rinshe geworfen.

3.[1] Die Schildbürger-Kirche ist schon sehr alt, so dass ihr Dach mit Moos und Gras bewachsen ist. Ein geiziger Insasse hätte nun gern seinem Stiere dieses Gras vergönnt. Er that ihm darum einen Strick um den Hals, warf den Strick über das Kirchendach und zog nun aus allen Kräften daran und hob den Stier in die Höhe. Dieser hatte noch nicht das Dach erreicht, als er schon seine Zunge weit aus dem Maul herausstreckte, denn der Hals war ihm zu fest zusammengeschnürt. Der Schildbürger und seine zusehenden Landsleute aber meinten, der Stier sei schon sehr hungrig und habe ein großes Verlangen nach dem Grase. Als er endlich auf das Dach gebracht wurde, konnte er nicht mehr fressen, denn er war verendet. Nun bereute der geizige Schildbürger seine thörichte That.

4.[2] Die Schildbürger ließen einst einen tiefen Brunnen graben. Als er nun fertig war, wollte man den Brunnengräber wieder an das Tageslicht befördern. Aber wie es anstellen? Eine Leiter wollte man nicht hinunterlassen, weil man fürchtete, sie zerdrücke den Arbeiter in der finsteren Tiefe. Endlich hatte einer einen guten Einfall: Quer über die Öffnung des Brunnens wurde eine dicke Holzstange gelegt. Nun hielt sich der stärkste Schildbürger mit beiden Händen fest daran und ließ den Körper frei in den Brunnen hangen. „Nun", sprach er, „komme einer her und klettere an mir hinab, bis er sich an meinen Füßen festhalte." Es geschah. „Nun

---

[1] Im Schildbürgerbuche, Nr. 32. Hier thut es die ganze Gemeinde und zieht zuerst des Schultheißen Kuh auf eine Mauer hinauf. Dasselbe geschah in Obernau (Birlinger, 1, 442), in Fockbeck (Müllenhoff, 97), in Darsikow (Knoop, Nr. 283), in Schöppenstedt (Kuhn, 152), in Wolkendorf (Haltrich, 138), in Tirol und anderwärts mündlich verbreitet.

[2] Schildbürgerbuch. In der „Vorrede an den Leser", S. 310. Hier thun sie den Streich, um zu erproben, wie tief der Brunnen werden würde. Dasselbe wird von den Beleschdörfern in Siebenbürgen (Haltrich, 132), von den Teterowern in Mecklenburg (Bartsch, 1, 249) und von den Bopfingern in Schwaben (Birlinger, 1, 434) erzählt.

komme ein zweiter her und thue desgleichen", sprach er weiter. Es geschah ebenfalls. So kletterte auch ein dritter hinab, bis er sich an den Füßen des zweiten festhielt. Auf diese Art sollte ein vierter, fünfter und sechster hinabsteigen, bis diese Menschenleiter an den Boden des Brunnens reichte. An dieser sollte dann der Brunnengräber emporklettern und die einzelnen Schildbürger wieder zurückkehren. Der Einfall war also ganz gut. Doch was geschah? Kaum kletterte der dritte Schildbürger hinab, als schon dem obersten, der die Stange hielt, das Körpergewicht der frei Hangenden zu schwer wurde. „Mandr (Männer)," rief er, „wartet ein bisschen, ich muss mir in die Hände spucken, um fester anpacken zu können." Aber o weh, als er die Hände losließ, um darauf zu spucken, konnte er die Querstange nicht mehr erreichen. Alle drei Bauern fielen in die finstere Tiefe und giengen, wie der Brunnengräber, jämmerlich zugrunde.

5.[1] Einst wurde in Schilda eine Ortsshuponwahl abgehalten. Aber es kam zu keinem Ergebnisse, denn jeder Insasse wäre gern Schultheiß geworden. Endlich einigte man sich dahin, dass derjenige als gewählt erscheinen sollte, der sein Weib in der Finsternis von hinten erkennen würde. Das gab viel Kopfzerbrechen. Nur einer fand ein Mittel: er rieb den Leib seines Weibes tüchtig mit Knoblauch ein. In der Nacht wurden nun sämmtliche Schildbürger Weiber auf eine Wiese geführt, wo jede ihren Kopf in einen Heuschober stecken musste. Keinem gelang es, sein Weib zu erkennen, außer dem Findigen, der dem Knoblauchgeruch nachgieng. Der wurde nun Ortsvorsteher.

---

[1] Auch im Schildbürgerbuche, 17, wird eine komische Schultheißenwahl erzählt. Wer den besten Reim vorbringt, soll Schultheiß werden. — Das Bestreichen des Körpers mit Knoblauch üben die Südslawen als Schutz gegen die Hexen aus. (Krauß, Südslawische Hexensagen, 37.) In Zanow in Pommern mussten die Weiber den Kopf in das Heu stecken. Von hinten sollten sie von den Männern erkannt werden. Der Nachtwächter erkannte seine Frau an den rothen Haaren. (Knoop, Allerhand Scherze, 97; ähnlich bei Kuhn, 38 f.)

6.[1] Die Schildbürger hätten sich im Winter gerne vor Wind und Kälte geschützt. Da spannten sie im Spätherbst um das ganze Dorf ein Netz und glaubten, Wind und Kälte werde nicht hindurchdringen. Den ganzen Winter lebten sie nun der Einbildung, es sei in Schilda viel wärmer als sonst. Niemand aber durfte das Dorf verlassen, damit nicht beim Durchbrechen des Netzes ein kalter Wind hereinwehe. Im Frühjahre giengen sie täglich zum Netze und steckten den Zeigefinger hindurch, um zu fühlen, ob es draußen noch kalt sei. Als sie endlich eines Tages keine Kälte mehr zu verspüren glaubten, entfernten sie das Netz. Nun erst giengen sie an ihre Feldarbeiten, die sie schon längst hätten verrichten sollen.

7.[2] Einem Fuhrmann, der ein überaus schönes, prächtiges Füllen besaß, begegnete einst ein Schildbürger. Dieser wollte dem Fuhrmanne das Füllen abkaufen, denn es gefiel ihm sehr. Der Fuhrmann aber wollte es um keinen Preis hergeben, worüber der Schildbürger sehr traurig wurde. Auf seinem Wagen hatte der Fuhrmann einen großen Kürbis. So etwas hatte der einfältige Schildbürger noch nicht gesehen und fragte, was es sei. „Das ist ein Pferde-Ei,“ versetzte der Fuhrmann, „daraus kann man ein schönes Füllen ausbrüten.“ Der Schildbürger war darüber sehr erfreut und kaufte den Kürbis um eine hübsche Summe. Zu Hause angelangt, legte er ihn auf den warmen Ofen und setzte sich darauf, um es auszubrüten. Tag und Nacht saß

---

[1] Die Schildbürger (Nr. 13) hiengen vor die Ofenthür ihres im Freien stehenden Rathsofens ein Hasengarn, damit die Hitze nicht entweiche. Die Bopfinger (Birlinger, 1, 410) spannten ein Seil um die Stadt, dass die Winterkälte nicht hineindringe.

[2] Die gleiche Geschichte wird von den Zigeunern und den Zendrischern in Siebenbürgen erzählt. (Haltrich, 115, 138); vom Rottweiler Bürgermeister (Bechstein, 142), von Zanow (Knoop, Allerhand Scherze, 97), von Darsikow (Knoop, Nr. 239), aus der Uckermark (Kuhn, 330 f.). Mehrfach aus Schwaben, vgl. Birlinger, 1, 436 f., 143. Einen ähnlichen Streich (aus Käse Kälber ausbrüten) erwähnt das Schildbürgerbuch, 321, und hat Hans Sachs zu einem Schwank verwendet.

er auf dem vermeintlichen Pferde-Ei und wartete mit Ungeduld auf das Auskriechen des Füllens. Zur Zeit der Heumahd nahm er es einmal in seinen Heuantheil und legte es an die Sonne. „Dies große Ei braucht viel Wärme,“ sprach er, „vielleicht wird es die Sonne leichter ausbrüten, als ich.“ Nach Sonnenuntergang nahm er es, um es wieder mit seinem Leibe zu wärmen. Plötzlich fiel es ihm aus der Hand und rollte in eine tiefe Grube, wo durch das entstandene Geräusch ein Hase aus seinem Schlafe aufgeschreckt wurde und dann davon eilte. Der Schildbürger hielt den Hasen für sein junges Füllen und lockte es, um es zur Rückkehr zu bewegen, doch es hatte längst das Weite gesucht. Der Schildbürger war sehr traurig darüber, tröstete sich jedoch bald, als er in der Grube neben dem zerbrochenen Kürbis eine Menge kleiner Kürbiskörner fand, die er für junge Pferde-Eier hielt.

8.[1] Einmal giengen sämmtliche Schildaer Bauern in den Wald, um die Bären, die ihnen auf ihren Feldern sehr viel Schaden anrichteten, zu verscheuchen. Als sie am Abend wieder in ihr Dorf zurückkamen, stellten sich alle im Kreise auf dem Dorfplatze auf, um sich zu zählen. „Denn“, sagten sie, „vielleicht ist einer abgängig, vielleicht ist jemandem ein Unglück zugestoßen.“ Und richtig, als man zählte, fehlte einer. Man zählte öfter und immer noch fehlte einer, da der Zählende jedesmal vergaß, sich selbst mitzuzählen. Alle riefen: „Wer mag es sein? Ich bin hier, ich fehle nicht.“

Als man sich nun nicht mehr zurechtfinden konnte, stellte der Klügste unter ihnen den Antrag: „Gehen wir hinaus zu unserem Bach und stecken wir unsere Nasen in den Sand, so viele Tüpfel im Sande zu sehen sind, ebensoviel sind unser.“ Dieser Antrag wurde einstimmig an-

[1] Dasselbe berichtet der Volksmund von den Büsumern, nachdem sie im Meer gebadet hatten, und ähnliches von den Schildbürgern (sie steckten die Finger in den steifen Brei); vgl. Bechstein, 143, Müllenhoff, 94 f.; von den Zanowern (Knoop, Nr. 199), von den Bopfingern (Birlinger, 1, 438).

genommen. Man gieng hinaus und nun wurde erst recht gezählt. Es gab soviele Nasentüpfel, als am Morgen Schildbürger in den Wald gezogen waren. Lärmend vor Freude kehrten sie in das Dorf zurück.

9.[1] Schilda hatte in früheren Zeiten viel von den Bären zu leiden. Diese waren schon so zudringlich geworden, dass sie im Dorfe herumliefen, wie heutzutage die Hunde. Aber fangen konnte man sie nicht und auf sie zu schießen, wagte auch niemand. Endlich hatte ein dortiger Bienenzüchter einen guten Einfall. Er stellte seinen Wagen auf den Dorfplatz und bestrich die Deichsel mit Honig. Bald kam ein Bär in das Dorf, roch den süßen Honig und lief schnell hinzu. Gierig fraß er davon und steckte auch die Wagendeichsel in seinen Rachen, als ob er sie verschlingen wollte. Da sprang der Eigenthümer des Wagens heran und schob diesen rasch vorwärts, damit die Deichsel noch tiefer in den Rachen des Bären dringe. Der Bär ließ es geschehen, denn er dachte nur an den süßen Honig. Der kluge Schildbürger aber schob so lange, bis die Deichsel durch den Körper des Bären gedrungen war und hinten herauskam. Schnell steckte er den Setznagel in die Deichsel, der Bär konnte nun nicht mehr zurück und war gefangen. Der Bauer schlug darauf tüchtig mit einem Dreschflegel auf den Bären los, bis dieser verendete.

10.[2] Die Schildbürger hätten gerne die Kunst des Schwimmens erlernt, aber sie wagten sich nicht in das Wasser, weil sie sich vor dem Ersaufen fürchteten. Sie wollten daher diese Kunst auf trockenem Lande erlernen. Auf Anrathen ihres Bürgermeisters giengen sämmtliche Bauern auf das Feld, wo das Heidekorn (Buchweizen) in vollster Blüte stand. „Hier“, sagten sie, „ertrinken wir ge-

---

[1] Wird bekanntlich auch in Münchhausens Abenteuern erzählt.

[2] Die sieben Schwaben sahen bekanntlich ein Flachsfeld für einen See an und schwammen durch. Die Wolkendorfer in Siebenbürgen sahen ein Haritschfeld für das rothe Meer an. (Haltrich, 138.) Ähnlich schwammen die Darsikower durch das blaue Meer. (Knoop. Nr. 231.)

wiss nicht, hier können wir das Schwimmen erlernen.“ Auf ein gegebenes Zeichen legten sich nun alle auf das Heidekorn und schickten sich zum Schwimmen an. Alle aber fielen infolge ihres Körpergewichtes sogleich zu Boden. „Gut, dass wir nicht in das Wasser gegangen sind,“ sprachen sie, „wir wären alle ertrunken.“

Nach einem anderen Berichte kamen sie einmal zufällig zu einem Bohnenacker, hielten ihn für einen Teich und schwammen durch.

11.[1] In Schilda wurde einst Kirchweih abgehalten. Viele Leute aus den benachbarten Pfarren hatten sich zu dem Feste eingefunden. Da aber die Kirche in Schilda sehr klein ist, so mussten viele Andächtige während der Messe außerhalb der Kirche stehen. Dazu kam noch ein furchtbares Gewitter, das die frommen Beter in die umliegenden Häuser verscheuchte. Dies verdross die Schildbürger. Damit nun beim nächsten Kirchweihfeste alle Theilnehmer in der Kirche Platz hätten, wollten sie diese erweitern. Eines Morgens machten sich sämmtliche Bauern auf, giengen in die Kirche und versuchten mit ihren Rücken die Kirchenmauern auseinander zu schieben. Vor Anstrengung stand ihnen der Schweiß auf der Stirne. Da zogen sie die Röcke aus und breiteten diese um die Mauern der Kirche (eine Klafter entfernt) aus, damit sie später sehen könnten, um wie viel die Kirche größer geworden sei. Dann schoben sie wieder von innen aus allen Kräften bis

---

[1] Die Romöer (Müllenhoff, 94) wollten ihre Kirche um zwei Ellen verschieben und setzten eine rothe Jacke als Ziel. Da sie ihnen von einem Schelm gestohlen wurde, dachten sie, ihr Plan wäre vollführt. Das gleiche unternahmen die Bopfinger mit ihrem Rathhause, die Buchheimer mit ihrer Kirche (Birlinger. 1, 434 und 449). Die Marienburger (in Siebenbürgen) wollten ihre Kirche vom Berge in das Dorf tragen. Ein Fremder war bereit. sie zu tragen, wenn sie sie ihm auf den Rücken höben. Die Marienburger schoben nun den ganzen Tag lang aus allen Kräften die Rückwand der Kirche. Der Fremde war unterdessen verschwunden. (Haltrich, 135.) Die Winninger in Pommern wollten ihre Kirche auf eine Anhöhe hinauf schieben. (Knoop, Allerhand Scherze, 86.)

zum späten Abend und glaubten mit Bestimmtheit, die Kirche sei größer geworden. Während nun die Schildbürger in der Kirche mit großer Anstrengung arbeiteten, kamen Zigeuner in das Dorf, eigneten sich die ausgebreiteten Röcke an und machten sich aus dem Staube. Als am Abend die klugen Schildbürger die Röcke nicht mehr fanden, sprachen sie: „Wir haben zu fest geschoben, die Röcke sind schon unter die Kirchenmauern gekommen, doch das schadet nichts, wenn nur die Kirche größer geworden ist.“ Und sie waren alle froh.

12.[1] In Schilda wurde einmal Messe gelesen. Die Frau, die die Messe gezahlt hatte, wollte dem Geistlichen, wie es Brauch ist, auch ein Frühstück verabreichen. Sie kochte Kaffee, doch ohne ihn zu mahlen. Sie schüttete die ganzen Kaffeebohnen in das siedende Wasser und gab, um ihn wohlschmeckender zu machen, ein Stück Speck in den Topf. Der Geistliche hatte schon lange in der Stube auf das Frühstück gewartet. Endlich erschien die Frau mit einer großen Schüssel und sprach zum Geistlichen: „Ich koche den Kaffee schon so lange, ich weiß nicht, wie es kommt, dass die Bohnen nicht weich werden wollen. Doch hoffe ich, dass er Euch gut schmecken wird, denn ich habe einen großen Trumen[2] (Stück) Speck hineingegeben.“ Der Geistliche lachte und dachte sich seinen Theil. Ob er mit Appetit gegessen, erzählte er nicht weiter.

13. Eine andere Frau wollte dem Geistlichen ein nobles Frühstück vorsetzen. Sie kaufte Krebse und schlachtete jeden mit der Hacke. Doch zu ihrem Erstaunen blutete keiner. Sie kochte sie nun und alle wurden roth. Da sprach sie zum Geistlichen: „Als ich sie geschlachtet hatte, blutete keiner, das ganze Blut blieb in ihrem Leibe. Die Hitze hat es ihnen nun zur harten Haut herausgetrieben, das ist doch wunderbar.“

[1] Im Schildbürgerbuche, 24, werden dem Kaiser auch komische Gerichte vorgesetzt. Ganze Kaffeebohnen setzte auch eine Frau in Giesebitz (Pommern) ihrem Mann vor. Dieser meinte, die Bohnen wären nicht ordentlich gar geworden. (Knoop, Allerhand Scherze, 27.)

[2] Mhd. drum, allgemein bayrisch trum.

14. In der Franzosenzeit anno 1809 waren die Schildbürger in großer Angst. Sie fürchteten, Napoleon werde in ihre Ortschaft kommen und diese plündern. Damit er nicht hin fände, nahmen sie den Wegweiser „Nach Schilda“ weg, trugen ihn in eine tiefe Grube und bedeckten ihn mit Laub. Und richtig, kein Franzose hat Schilda gesehen. Erst nach Beendigung des Krieges holten sie den Wegweiser wieder aus der Grube hervor und stellten ihn auf seinen Bestimmungsort.

15. Die Schildbürger wollten wissen, wie die Seele des Menschen aussehe. Sie steckten darum einen Sterbenden in einen Sack, um dessen Seele zu fangen. Nachdem er verschieden war, durchsuchten sie den Sack genau und fanden am Boden versteckt einen Schwabenkäfer, der sich zufällig in die Ecke verkrochen hatte. Diesen Käfer hielten sie nun für die Seele des Verstorbenen.

16. Die Bilche galten den Schildbürgern stets als Leckerbissen. Einst hatten sie ein junges Exemplar gefangen und sieben Jahre gemästet. Als er fett genug war, und sie ihm den Garaus machen wollten, gieng er ihnen durch in den Wald. Die Schildbürger eilten ihm nach, bis er sich in eine hohle Buche versteckte. „Wir werden ihn schon herauskriegen“, sagten sie. Doch der Eingang in das Bilchloch war hoch oben, nahe den Ästen. Da die Buche sehr dick war, konnten sie nicht hinaufklettern. Eine Leiter war nicht zur Hand, so mussten sie sich auf eine andere Art helfen: Der stärkste unter ihnen stellte sich an den Buchenstamm; auf dessen Schultern trat ein zweiter, auf diesen ein dritter, bis endlich der vierte mit der Hand in das Baumloch greifen konnte. „Mandr, ich hab' ihn schon“, rief er voll Freude. Da glitt der unterste aus, der zweite und dritte fielen herab, während der vierte hoch oben mit der rechten Hand in dem Loche hangen blieb. „Wie sollte man nun den Mann wieder herunterkriegen?“ dachten die drei Schildbürger und hielten Rath miteinander. Eiligst wurde in das Dorf um eine Leiter geschickt, doch sie war zu kurz, um dem Armen zu helfen. Da führte der

Zufall dessen Bruder, einen Holzknecht, herbei. Der wusste Rath. Er stieg auf die letzte Sprosse der Leiter und hieb mit seiner Hacke dem Bruder die in der Höhle steckende Hand ab. Der so Befreite fiel zu Boden und sprach: „Eine Hand mehr oder weniger. Mein Bruder hat mir geholfen, über einen Bruder steht nichts auf."

17. Ein Schildbürger fuhr einst in die Heuantheile, um ein Fuder Heu aufzuladen. Auf der Hinfahrt blieb der Wiesbaum in einer Dornenhecke hangen. Da der Bauer ihn nicht mehr losmachen konnte, hackte er ein Stück ab und fuhr mit dem halben Wiesbaume weiter. Nachdem das Heu aufgeladen war und man das Fuder binden wollte, war der Wiesbaum zu kurz. Da legte sich der Schildbürger auf Anrathen seines Weibes auf das Fuder, um den Wiesbaum zu ergänzen. Nun band man das Fuder und das Bindseil kam so fest um den Hals des Mannes, dass er nicht mehr reden konnte. Er machte den Mund auf, als ob er lachen wollte und streckte die Zunge heraus. Seine Kinder, die hinter dem Wagen einherliefen, sprachen: „Vater, Ihr habt leicht lachen, Ihr fahrt, wir aber müssen laufen." Der Vater konnte nicht antworten; zu Hause angekommen, war er bereits todt. Das Bindseil hatte ihm die Kehle zugeschnürt.

18.[1] Ein Bettler kam einst nach Schilda. Es war gerade Weihnachtszeit. Auf dem Wege fiel ihm eine in Stalzern erbettelte Blutwurst aus dem Sacke, ohne dass er es merkte. Es dauerte nicht lange und ein Schildbürger gieng vorüber. Er hatte noch nie etwas von einer Blutwurst gehört, eine solche weder gesehen, noch gegessen. Er blieb stehen, betrachtete sie neugierig und dachte: „Was ist denn das für ein Thier? Es hat ja hinten und vorne Hörner, vielleicht bringt es noch manches Unheil über

---

[1] Die Kisdorfer hielten eine Sense für ein gefährliches Thier. (Müllenhoff, 96.) In Eichelau verlor ein Lumpensammler seinen Sack. Diesen hielten die Eichelauer für einen Bären, hieben und stachen darauf los. (Birlinger, 1, 415.)

Schilda." Eiligst lief er heim und erzählte, was er gesehen. Bald giengen mehrere Männer, unter ihnen der Ortsshupon, mit Doppelgewehren versehen hinaus, um das Thier zu erlegen. Langsam schlichen sie heran, damit es sie nicht bemerke, davoneile oder gar sie angreife, und feuerten dann aus ihren Flinten tüchtig auf das vermeintliche Thier. Nachdem es ganz zerschmettert und unschädlich gemacht war, besahen sie es näher und sprachen: „Ei, wie viele Eier hat dieses Thier in sich gehabt!" (Nämlich die Reiskörner in der Blutwurst.) „Was hätte das Junge gegeben! Gut, dass wir dieses Thier erlegt haben." Jubelnd kehrten sie in ihr Dorf zurück und erzählten von ihrer That.

19. Einst fiel in Schilda so hoher Schnee, dass von der Kirche nur mehr das Dach zu sehen war. Die Insassen wollten nun, dass die Kirche wieder wachse. Da gab der Ortsshupon den Befehl, jeder Bauer müsse eine Fuhre Dünger zur Kirche führen. Bereitwilligst vollzogen sie den Befehl. Die Kirche wurde nun tüchtig gedüngt, indem rings herum auf den hohen Schnee der Mist geworfen wurde. Infolge der Wärme schmolz natürlich der Schnee, bald waren die Mauern der Kirche wieder zu sehen und die Schildbürger meinten, ihre Kirche sei infolge des reichlichen Düngers wieder gewachsen.

20. In ihre Glockenstube konnten die Schildbürger nicht gelangen, da keine Treppen hinaufführten. Eine Leiter wollten sie nicht anbringen; dazu waren sie zu gescheit. „Denn", sagten sie, „ein Wind könnte sie umwerfen und einen von uns erschlagen." Nun rissen einmal die Glockenseile, da sie schon sehr alt waren. Wenn die Leute nun noch läuten wollten, so mussten sie die hohe Linde neben der Kirche emporklettern und von dort in den Thurm steigen. Da aber die Schildbürger fürchteten, ein starker Wind könnte die Linde auf die Kirche schleudern und diese beschädigen, so hieben sie den alten, ehrwürdigen Baum um. Um jetzt noch läuten zu können, nehmen sie mehrere lange Feuerhaken und schlagen mit diesen vom Boden aus fest auf die Glocken los.

21.[1] Mit einem Holzapfel fütterte einst ein Schildbürger eine Sau zwei Jahre lang und hoffte, dass sie sehr fett würde. Aber wie fütterte er sie? Den Holzapfel band er an eine Schnur und ließ ihn in den Stall hinunter. Wollte nun die Sau den Apfel erwischen, so zog er ihn schnell empor in der Meinung, die Sau werde durch den bloßen Anblick gesättigt werden. Natürlich wurde die Sau täglich elender, endlich so zaundürr, dass sie bei einer kleinen Spalte aus dem Stalle entweichen konnte. Der Schildbürger hatte das arme Geschöpf, das zu seinem Erstaunen vor Hunger und Schwäche schon nach einigen Schritten zusammengebrochen war, bald eingeholt, schlachtete es und hieng es an die Wand. Plötzlich kam ein Windstoß, das Schwein fiel herab in das Netz einer Spinne und blieb dort hangen. Das war gewiss eine fette Sau für — eine Spinne. Der Schildbürger suchte die Sau, fand sie aber nicht mehr, die Spinne hatte sie bereits gefressen.

22. Ein Schildbürger gieng einst in den Wald, um eine Buche, die am Rande einer tiefen Grube stand, zu fällen. Da er fürchtete, der hohe Baum könnte in die Grube fallen, aus der er dann nicht mehr herauszubringen wäre, nahm er ein langes Seil, kletterte auf den Baum und band es um den Wipfel. Das andere Ende des Seiles aber band er um den Hals seines Pferdes, damit dieses die Buche beim Fallen von der Grube wegziehe. Doch was geschah? Der Schildbürger hatte so dumm in die Buche gehackt, dass sie in die Grube fallen musste und dem Pferde, das in entgegengesetzter Richtung zog, den Kopf vom Rumpfe riss. Der Schildbürger weinte über dieses Unglück. Bald aber tröstete er sich wieder und sprach: „Ziehen wird das Pferd freilich nicht mehr, da ihm das Ding fehlt, wo man das Kummet hinauf thut (er wusste nicht, dass dieses Ding Kopf heißt), aber Töpfe auf den Markt tragen wird es doch noch können."

---

[1] Zu vergleichen wäre etwa der bekannte Schwank von dem Schneider, der seinem Pferde das Essen abgewöhnen wollte.

23. In der Nacht ritt einst ein Schildbürger auf seinem dürren Gaul durch einen Hohlweg. Nur mit knapper Noth konnte sich das Pferd zwischen den Felsen durchwinden, während Sattel und Reiter stecken blieben. Der Schildbürger glaubte, er befinde sich noch immer auf seinem Pferde und trieb es mit Schlägen und Schimpfworten weiter, doch es bewegte sich nicht. Erst am Morgen sah er, dass er auf dem bloßen Sattel sitze, während das Pferd schon längst das Weite gesucht hatte.

24. Ein Schildbürger ritt einst auf seinem Schimmel bei einem Zaune vorbei. Da wollte er was besorgen, ohne absteigen zu müssen. Er hielt das Pferd an, stellte sich mit dem linken Fuße auf den Sattel, mit dem rechten auf den Zaun. Während er nun das Seinige besorgte, dachte er sich: „Wenn jetzt jemand käme und ‚hü, Schimmel!‘ riefe, das wäre eine nette Bescherung.“ Die Worte „hü, Schimmel!“ aber sprach er ohne zu wollen laut aus. Der Schimmel folgte sofort dem Befehle seines Herrn und der Reiter fiel in den D—.

25. Die Schildbürger wollten einst ihren Dorfteich räumen, d. h. den angesetzten Sand und Schlamm entfernen. Sämmtliche Ortsinsassen giengen in die Lache und wühlten mit ihren Füßen den Boden auf in der Meinung, der Schlamm werde sich im Wasser auflösen. Dann ließen sie das Wasser abrinnen und hofften damit auch den Schlamm zu entfernen. Zu ihrem Erstaunen blieb der Boden des Teiches wie vorher mit Schlamm und Sand bedeckt.

26.[1] Die Schildbürger säeten Salz in der Hoffnung, ein Salzkraut zu gewinnen. Es wuchsen aber nur Brennnesseln. Der Bürgermeister kannte dieses Kraut nicht und berührte es. Als ihn nun die Nesseln brannten, meinte er, eine Schlange steche ihn und lief laut schreiend in das Dorf zurück.

---

[1] Im Schildbürgerbuche, 14 und 16. Viel breiter. Die Schlange ist hier nicht erwähnt. Salz säeten auch die Darsikower (Knoop. Nr. 232), die Zanower (Jahn. Volkssagen Nr. 642), die Bopfinger (Birlinger, 1, 438) u. a.

27. Die Schildbürger haben auf ihrer Kirche den Thurm nur angeschraubt. Ahnen sie, dass ein starker Wind kommt, so schrauben sie ihn ab und bewahren ihn in einer Scheune.

28.[1] Ein Schildaer Mädchen wurde von seiner Mutter in den Wald geschickt mit der Mahnung: *ahin nindrt et um* (nirgend an). Das Mädchen aber verstand: *ahin im unt im um,* stieß an einen Baum und erschlug sich.

Daneben gibt es noch andere Schildbürger-Schwänke, von denen ich nur Andeutungen erfahren habe. Dass die Schildbürger eine Zeitlang alle fünf Tage den Bürgermeister wechselten, dass ein Bock ihnen die Bassgeige zertrümmerte, dass ein Schildbürger die Welt probieren wollte, nach Karlstadt kam, einen Spiegel zerschlug, eingesperrt wurde und befriedigt wieder heimkehrte. Und ähnliches mehr.

Die Volksräthsel der Gottscheer sind meist in der Art jener Räthsel, die im alten Schildbürgerbuche (Nr. 25) dem Kaiser vorgelegt werden. Sie klingen nämlich absichtlich sehr zweideutig, haben aber eine ganz harmlose Lösung. Beispiele sind mir wohl erlassen. Außerdem werden aber auch Räthsel aus dem Naturleben aufgegeben. Z. B.

A baisr okr,	Ein weißer Acker
shbuərz gəshânət,	Schwarz besäet,
a baishr mon,	Ein weiser Mann,
dar giət shânən kon.	Der gut säen kann.

Lösung: Papier, Schrift, Schreiber.

Auch sonst ähnlich bekannt, vgl. Rochholz, 266 f.: Zingerle, 279, 99.

A dürai miətr,	Eine dürre Mutter,
a griəndr wuətr,	Ein grüner Vater.
kügəlatə kindr.	Runde Kinder.

Lösung: Die Weinrebe.

A püclatr wuətr,	Ein buckliger Vater,
a hölai miətr,	Eine hohle Mutter,
gəschtrainaitai kindr.	Geschälte Kinder.

Lösung: Eine Tretmühle für das Getreide.

[1] Radics, 227. Die obige Formel ist bei Hexenausfahrten üblich, vgl. Grimm, Mythologie, [4], 906; Kuhn, 68 und 478.

Ähnliche Räthsel bei Simrock, Das Deutsche Räthselbuch, 3, 74 f.

Roat nîdr,	Roth nieder,
griən aúf,	Grün auf,
plûb drîbr,	Blau drüber.
gâl draúf.	Gelb drauf.

Lösung: Flachs.

Vgl. Zingerle, 273, 31.

Sehr alt ist das nachfolgende Räthsel. Es ist schon vor dem 10. Jahrhundert in lateinischer Sprache belegt und heute noch in der Schweiz bekannt. Vgl. Rochholz, 237. Es lautet:

Shîch i's,	Seh ich's
Shò nim i's et.	So nehm ich's nicht.
Shîch i's et,	Seh ich's nicht.
Shò nim i's.	So nehm ich's.

Lösung: Eine hohle Nuss.

Betheuerungsformeln der Gottscheer sind z. B. *taúshnt kâfmos mearlain* (Kaufmaß Möhren); *taúshnt nokintə* (nackte) *mandr; taúshnt belwə* (Wölfe) u. ä. *'S ischt a schontə* (Schande) *in ol shîbm pforən* u. a.

Scherzhafte Antworten sind z. B. auf die Frage: *Buhin pischtü gəbân?* (Wo bist du gewesen?) *Hin af də keurə.* (Bis zur Wendung.) — *Bues trûgəschtü?* (Was trägst du?) *Buəs et mug gean.* (Was nicht gehen kann.)

Nun noch einige Bauern- und Wetterregeln:

Schmoarônsch roat,	Morgens roth,
Schubônsch koat.	Abends Koth.
Schubônsch roat,	Abends roth,
Pochət də haúschwrâ shichr proat.	Bäckt die Hausfrau sicher Brot.

Das heißt, da wird es schön und sie muss für die fleißigen Feldarbeiter Brot backen.

Ist zu Gregori (12. März) Sonnenschein, so zeigt das ein warmes Jahr, viel Hirse und Wein an.

Wenn sich die Katze putzt, muss man achten, nach welcher Richtung sie sich wendet. Wendet sie sich dem Süden zu, so kommt der *Jaúk* (Südwind, slow. jug) u. s. w.

Beim Wiegen singen die Gottscheer Mütter: *Prütai ninai, prütai nanai,* oder *zün prütai, zün tschütschai! Prüte* (ein Wort unbekannter Abstammung) heißt gottscheerisch die Wiege, *tschütschn* heißt in der Kindersprache schlafen.

VIII.

Volkslieder.

Unter den verschiedenen Gattungen der Volkspoesie ist die des Volksliedes in der Sprachinsel Gottschee am reichsten vertreten. Unsere Volksliedersammlung bildet darum auch den Mittelpunkt der ganzen Darstellung und erheischt eine besondere Aufmerksamkeit der Untersuchung. Unter den vielen neueren Sammlungen noch lebender Volkslieder der einzelnen deutschen Landschaften nimmt sie eine eigenartige Stellung ein. An Zahl der Nummern bleibt sie freilich hinter den meisten Sammlungen zurück. Sie erstreckt sich ja nur auf ein kleines Gebiet. Viele Lieder dürften gerade in den letzten Jahrzehnten, da der Einfluss der Fremde stärker als ehedem fühlbar ward, verloren gegangen sein. Manches harrt noch verborgen des Finders. Doch der moderne Volksliederschatz anderer deutscher Landschaften gewährt nicht diesen Eindruck des Alterthümlichen und Eigenartigen. Keiner weicht in der Form so von allen übrigen ab, nur wenige bieten in den Einzelheiten so viel des Neuen dar, als der Gottscheer Liederschatz.

Das deutsche Volkslied blühte bekanntlich im 15. und 16. Jahrhundert von neuem auf in erstaunlicher Fülle, in unvergleichlichem Reichthume. Die gelungensten und beliebtesten Erzeugnisse wurden schon in jener wanderfrohen Zeit von Ort zu Ort getragen, setzten sich überall fest, so dass wir noch heute viele alte Balladen und Liebeslieder in jedem Strich deutscher Lande nachweisen können. Wer also in neuerer Zeit in Gegenden mit reichem Verkehr, etwa in Mitteldeutschland, sammelt, fördert meist schon bekannte

Lieder, höchstens mit neuen Varianten, zutage, selten ein Lied, das ohne Parallele dasteht. In Gegenden aber, die vom Verkehre weiter abliegen, wo die landschaftliche Umgebung, die Lebens- und Erwerbsverhältnisse auch besondere Zustände erzeugen, also etwa in der Schweiz, in den innerösterreichischen Alpenländern, da bietet auch der Volksliederschatz, das dichterische Spiegelbild dieser Zustände, einen eigenartigen Charakter dar.

In erhöhtem Grade ist dies in den Sprachinseln der Fall. Hier wird einerseits alles reiner und ungeminderter bewahrt, als in den der Ausgleichung stärker ausgesetzten Gegenden, anderseits wird hier die alte volksthümliche Poesie theilweise unter fremdnachbarlicher Einwirkung zu einer eigenthümlichen Entwicklung geführt.

Gerade auf dem Gebiete des Volksliedes finden wir bei den Siebenbürger Sachsen ganz ähnliche Verhältnisse, wie bei den Gottscheern. In beiden Sprachinseln werden die Lieder völlig in der Mundart gesungen (das Volkslied abgelegener Gegenden ist überhaupt in der Regel mundartlich),[1] in beiden wird die Ballade bevorzugt, in beiden gewähren die Lieder durch die Form (meist dreizeilige Strophe), durch Auffassung und Darstellung einen alterthümlicheren Eindruck, als die entsprechenden deutschen Parallelen, in beiden erscheint der überlieferte Stoff auf heimische Orte und Zustände übertragen. Hier wie dort können wir mehrere Altersschichten der eingewanderten, sowie der im Lande selbst entstandenen Lieder unterscheiden. Die siebenbürgisch-sächsischen Lieder einerseits, wie die Gottscheer Lieder anderseits haben sich untereinander in Form und Inhalt immer mehr angeglichen und zeigen eine Reihe poetischer Redewendungen zu immer wiederkehrenden, auch gedankenlos an unpassenden Stellen verwendeten Formeln erstarrt.

Der erste Eindruck des Gottscheer Liedergutes ist dem der Mundart entsprechend. Ein fremdartiges Bild,

---

[1] Vgl. Hauffen, Das österreichische Volkslied, 2 ff., 17 ff.

in der reimlosen Form insbesondere von allem abweichend, was wir sonst in der deutschen Volkspoesie kennen. Bei näherem Zusehen aber ergibt sich der Hauptstock als gut deutsch. Für den Inhalt der Lieder, für die Motive, die Auffassung, für die typischen stilistischen Erscheinungen lassen sich meist sehr nahe, oft wörtlich übereinstimmende Parallelen aus anderen deutschen Landschaften beibringen. Viele der bekanntesten deutschen Volksballaden und Liebeslieder, so von der Liebesprobe, vom wiederkehrenden Gatten, von der verkauften Müllerin, vom Brautmörder, von der Wirtin Töchterlein, der Kindesmörderin, den zwei Gespielen, dem Jungbrunnen, dem treulosen Liebchen, dem alten Weib u. s. w. werden auch in Gottschee gesungen. Aber manches hat sich hier alterthümlicher erhalten, als im Mutterlande, viele Lieder sind unter den neuen örtlichen Verhältnissen in Form und Inhalt anders ausgebildet worden. In Stil, Syntax, Metrum und Melodie haben sie ihre ganz besonderen deutlich hervortretenden Merkmale. Endlich ist ein geringer slawischer Einschlag erkennbar.

Nicht alle Gottscheer Lieder sind untereinander gleichartig. Die Verschiedenheit des Alters äußert sich schon in der Form. So müssen der Abstammung nach mehrere Gruppen unterschieden werden. Die größte Gruppe bilden jene Lieder, die schon lange, schon seit Jahrhunderten in der Sprachinsel gesungen werden. Etwa hundert Nummern, also zwei Drittel unserer Sammlung, müssen dazu gerechnet werden.[1] Einige der ältesten haben die Gottscheer sicher schon bei der Einwanderung in der Mitte des 14. Jahrhunderts mitgebracht. Möglich ist diese Annahme für die Lieder, die sich an die Kudrundichtung anschließen: Nr. 44, 46—50, bei den Resten der Heimkehrlieder Nr. 56 bis 58, beim Lied von den zwei Königstöchtern Nr. 53, von der treuen Liebe Nr. 55; denn diese Stoffe waren in Deutschland nachweislich schon im 14. Jahrhundert be-

[1] Nr. 1—19, 23—25, 28, 31—33, 41, 44, 46—59, 61—63, 67—73, 78 f., 115, 119, 126 und die meisten der S. 134 genannten, in Gottschee entstandenen Lieder.

kannt.[1] Deutscher Einfluss reichte auch in der Folgezeit ununterbrochen bis nach Gottschee. Oberkrain und Unterkrain waren ja erfüllt von deutschen Niederlassungen. Die Landeshauptstadt Laibach, mit der die Gottscheer in Handelsbeziehungen standen, war im 16. Jahrhundert so gut wie eine deutsche Stadt. Im ganzen Lande waren die adeligen Grundbesitzer und ihre Gefolgschaften, vielfach waren Kaufleute und Söldner Deutsche. So konnte also deutsches Liedergut immer von neuem nach Gottschee dringen. Ferner verlieh Kaiser Friedrich III. im Jahre 1492 den Gottscheern das Recht, mit ihren Erzeugnissen in fremden Gegenden Handel zu treiben. Von da ab begann der lebhafte Hausierhandel der Gottscheer.[2] Sie zogen nun vorerst in die Nachbarländer, nach Kroatien, Kärnten und Steiermark, doch bald auch weiter dem Norden zu. Gerade in dem sangesfrohen 16. Jahrhundert waren sie also schon viel auf deutschem Gebiete und konnten alle die neuen Lieder kennen lernen und in ihre Heimat bringen. Die meisten Volkslieder dürften auch im 16. Jahrhundert nach Gottschee gekommen sein. Viele sind ja erst in dieser Zeit entstanden, oder doch für eine ältere Zeit nicht zu belegen. Dass aber die meisten schon lange in der Sprachinsel sind, ergibt sich daraus, dass sie die noch später zu erörternden Gottscheer Eigenthümlichkeiten zeigen. Oft lassen sie sich als eine ältere Fassung der in Deutschland für das 16. oder erst für das 19. Jahrhundert belegten Parallelen erweisen. Sie haben die alte dreizeilige Strophe, sie haben alte Motive oder die Angabe des Grundes bewahrt, was in den entsprechenden deutschen Liedern schon ausgefallen ist. (Z. B. Nr. 68—70.) Oder es vereinigt ein Gottscheer Lied alle alten Züge, die in den verschiedenen deutschen Parallelen nur vereinzelt vorkommen (z. B. Nr. 11).

Aus welcher deutschen Landschaft die Gottscheer sich jedes einzelne Lied geholt haben, lässt sich natürlich nicht nachweisen, weil die meisten Lieder nahezu gleichlautend

[1] Den näheren Nachweis sieh unten in den Anmerkungen.

[2] Vgl. oben S. 38 f.

überall zu finden sind. In den Verhältnissen lag es, dass sie manches durch Vermittlung der Nachbarländer erhielten, und so stehen auch einzelne Gottscheer Lieder noch heute den kärntnischen, steirischen oder allgemein österreichischen Fassungen näher, als denen im Reiche (z. B. Nr. 70, 79). In vielen Fällen kann man dies aber nicht aufdecken, weil die Alpenländer, besonders Kärnten und Steiermark, nur noch wenig alte Balladen bewahrt haben.

Dieser Gruppe von alten allgemein verbreiteten deutschen Volksliedern, die in Gottschee gleichmäßig einer eigenthümlichen Umbildung unterzogen wurden, schließt sich eine kleinere zweite Gruppe von Liedern an, die wahrscheinlich in der Sprachinsel selbst entstanden sind. Mit größerer oder geringerer Sicherheit sind hieher zu rechnen die Lieder Nr. 20—22, 29, 34—40, 60, 64, 76, 93, 103 f., 107, 109—113, 118, 120, 122, 124, 133 f. Der Umstand, dass sie in der deutschen und in der südslawischen Volkspoesie keine Parallelen haben, ist natürlich nicht allein beweisend; denn die Parallelen könnten ja verloren gegangen sein. Aber sie beziehen sich auch auf bestimmte Bräuche und Verhältnisse der Sprachinsel, oder sie geben sich deutlich als Schilderungen örtlicher Ereignisse, oder als Erzeugnisse der augenblicklichen Laune. Die jüngeren enthalten auch Reime, die nur in der Gottscheer Mundart als solche empfunden werden (Nr. 107, 120). Diese Lieder nebst der später zu besprechenden dritten Gruppe der aus dem Slowenischen oder Kroatischen stammenden Lieder vermehren thatsächlich das bisher bekannte deutsche Volksliedergut. Eine vierte Gruppe bilden die jüngeren Lieder, die erst in neuerer Zeit (in unserem Jahrhundert) aus deutschen Ländern in die Sprachinsel gekommen sind und hier nur wenig oder gar nicht in den Gottscheer Stil umgesetzt wurden und ganz oder halb schriftdeutsch gesungen werden.

Die Lieder der ersten drei Gruppen werden völlig in der Mundart gesungen. Die Mundart der Lieder ist etwas alterthümlicher, als die heute noch lebende Umgangssprache. Die Nebensilben werden vielfach (aus metri-

schen Gründen) voll ausgesprochen. Im Artikel, Pronomen, bei den Präpositionen werden die heute üblichen Abkürzungen vermieden. Der Wortschatz enthält vieles, was der Sprache des täglichen Lebens bereits verloren gegangen ist. Die Lieder der ersten drei Gruppen (auch die südslawischen Ursprunges) sind in der Auffassung, im Stil, in der Syntax, in der metrischen Form untereinander ganz gleich gestaltet und geben gemeinsam das von den allgemein deutschen Volksliedern in einzelnen Zügen so merkwürdig abweichende Bild des eigentlichen Gottscheer Liedes.

Das alte Volkslied der Gottscheer ist durchwegs feiertägliche Poesie. Die Legenden, Balladen und episch-lyrischen Liebeslieder höheren Stils bilden eine große Mehrheit und stehen noch heute im Vordergrunde des lebenden Volksgesanges. Schon der typische Eingang der meisten Lieder ist überaus feierlich. Der Held oder die Heldin steht früh morgens auf, betet, wäscht sich, nimmt ein Frühstück, lässt sich ein Pferd satteln (die Heldin kleidet sich schön an) und zieht so wohlgerüstet aus, um ein ungewöhnliches Ereignis zu erleben oder eine außerordentliche That zu vollziehen. Wie eine höchst ehrwürdige Sache werden die Lieder gesungen, mit festlicher Erhebung, mit sichtbarer innerer Ergriffenheit. Außerdem hat das entsagungsvolle, harte, von Leiden aller Art bedrängte Leben, das die Gottscheer Landleute ehedem führen mussten, ihren Liedern einen nicht gerade traurigen, aber einen entschieden gedämpften Ton verliehen. Das geängstigte Herz wagt nicht, im Liede frei aufzujubeln. So fehlt jeder lose Scherz, jede schalkhafte Wendung, jeder Freudenausbruch. Zumeist werden ernste Ereignisse besungen: Abschied, Entführung, Todesfälle, Mord, die Wiederkehr des todten Freiers. Fremden Liedern wird in Gottschee gerne ein tragischer Ausgang angefügt oder doch der scherzhafte Schluss genommen (z. B. Nr. 80, 81, 123 und 129).

Vertrauensvolle Frömmigkeit ist ein weiteres Merkmal der Gottscheer Lieder. „Was Gott will haben, ist leicht

gethan“ (Nr. 18—21), oder „In Gottes Namen, in Jesu Namen“ (Nr. 18, 21, 22, 32): das ist ihr Wahlspruch. Die legendenhafte weiße Taube, die beim Tode der Märtyrer zum Himmel schwebt, erscheint auch in weltlichen Liedern (Nr. 66, 70).[1] Selbst Trinklieder werden mit frommen Sprüchen eröffnet (Nr. 135). Groß ist die Zahl der geistlichen Lieder und Legenden und unter ihnen befinden sich die schönsten der Sprachinsel eigenthümlichen Volksdichtungen. Neben allgemein verbreiteten Marienlegenden, die Scenen aus dem Evangelium oder spätere Erdenwanderungen Marias schildern, haben die Gottscheer auch noch besondere Marienlieder. Sie rufen ihren Namen bei der Ernte an (Nr. 8). Maria versieht dem betrübten Bräutigam auf der Hochzeit die Stelle der verstorbenen Eltern (Nr. 17), sie ertheilt der tanzenden Jugend eine ernste Ermahnung (Nr. 15). Sie wird überhaupt sehr streng geschildert: sie verzeiht dem Frevler nicht (Nr. 12 f.), oder sie verzeiht zwar, aber will es nicht vergessen (Nr. 15).[2]

Wunderschön sind die Legenden vom heiligen Georg und vom heiligen Leonhard, zu denen ich keine Parallele finden konnte (Nr. 20 und Nr. 22). Wie hier, so wurden auch in anderen Legenden (Nr. 21, 23 f.) volksthümliche Motive auf beliebte Heilige übertragen, ohne dass in deren Leben ein bestimmtes Ereignis dazu veranlasst hätte. Die Legende vermengt sich auch mit historischen (Nr. 29) und mit Märchenmotiven (Nr. 18), sie greift in das Gebiet der Ballade über (vgl. Nr. 31 und Nr. 62).

Auch in den weltlichen Liedern werden die Dinge gewöhnlich vom Standpunkte des Frommen aus angesehen. Verlust der Unschuld nehmen auch Jünglinge sehr ernst

---

[1] Vgl. Grimm, Mythologie, [4], 690 f. Nachträge. 246.

[2] In Marie von Ebner-Eschenbachs Erzählung „Glaubenslos?“ sagt eine Bäuerin: „Verzeihen — ja, vergessen — nein.“ Darauf der Geistliche: „Verzeihen, nicht vergessen, die Lieblosigkeit hat diesen Ausspruch erfunden, die Gedankenlosigkeit plappert ihn nach.“ Und die Gottscheer legen diesen Ausspruch Maria in den Mund. wie verschieden doch die Ansichten sind!

(Nr. 103, 121) und selbst der Kuckuck ist im Gottscheer Liede nicht ein leichtsinniger Ehebrecher (wie in deutschen Liedern), sondern ein betrógener Liebhaber, der sich zu Tode betrübt (Nr. 94). Verwandtschaftliche Liebe wird allgemein innig und wahr empfunden und selbst die Stiefmutter nimmt sich der fremden Kinder warm an (Nr. 126). Selbstverständlich wird, wie im allgemeinen deutschen Volksliede, so auch hier die Liebe als bedeutsamste Angelegenheit des Lebens aufgefasst und in unwandelbarer Treue bis über den Tod hinaus bewahrt.

Im Gegensatze zu den übrigen deutschen Volksliedern vermeiden die Gottscheer Lieder jedes derbe Wort, jede unschickliche Situation. Die anstößigen Wörter in Nr. 95 und 120 stehen ganz vereinzelt da. Die Sittsamkeit der Rede erklärt sich daraus, dass in Gottschee ausschließlich Frauen das alte Volkslied singen. Nur neuere Lieder, wie gerade Nr. 120 und die schriftdeutschen Nummern, werden von Burschen gesungen.

Ein weiteres bezeichnendes Merkmal der Gottscheer Lieder ist die Schlichtheit der Darstellung und die Nüchternheit der Auffassung. In den Balladen ist zwar auch hier zuweilen von Königen und Rittern, von Prinzessinnen und Gräfinnen, von Schlössern und Edelsteinen die Rede, doch meist wird alles glänzende Beiwerk vermieden. Wie die Gottscheer im Leben einfache, sparsame Leute sind, so geben sie auch in ihren Liedern nur das einfache Gerippe der Fabel ohne weitere Ausschmückung der Einzelheiten. So wird die Darstellung verständlich, aber auch zuweilen nüchtern und prosaisch. Das Lied vom heimkehrenden Gatten (Nr. 56) ist gleichsam nur ein dürftiger Auszug der deutschen Möringer Ballade. Die singenden Frauen kommen oder kamen doch in früheren Zeiten aus ihrem armseligen Bergdorfe nicht heraus, so blieb ihr Gesichtskreis sehr beschränkt und was ihnen nicht verständlich war, das blieb auch aus dem Liede weg. So verwandeln sie den Ritter (ein ihnen unbekannter Stand) in einen Richter (Nr. 70a), oder in einen Recruten oder modernen Soldaten

(Nr. 55, 59). Der Ritter der deutschen Parallele, der sich als Pilger verkleidet, wird im Gottscheer Lied zum Bettler (Nr. 56), der geigende König in der slowenischen Quelle wird bei den Gottscheern zum schlichten Geiger (Nr. 96). Das Edelfräulein oder die Königstochter, die in den deutschen Liedern von der Zinne ihrer Burg dem Sange des Verführers lauscht, wird zum Bauernmädchen am Dachfenster (Nr. 70). Auch das Haus des Sultans wird geschildert als wäre es eine Gottscheer Bauernhütte mit einer Line, einem *höf* (Stall im Hause) und einem Getreidekasten (Nr. 74a). Die typische Figur aber ist ein alter Mann, der an Stelle verschiedener Persönlichkeiten in den deutschen Parallelen im Gottscheer Lied die Handlung eröffnet oder fortführt (Nr. 58, 79).

Mit dem Gesagten sind wir schon zum Theile in eine negative Charakteristik hineingerathen. Sie muss fortgesetzt werden. Denn nicht nur das, was einer Volkspoesie eigenthümlich zukommt, sondern auch das, was ihr fehlt, ist für sie bezeichnend. Die Gottscheer, die nicht in den Alpen, sondern in einem waldigen Mittelgebirge wohnen, weichen darum im Charakter, in der Lebensführung und in den Liedern von den übrigen bayrisch-österreichischen Stammesgenossen vielfach ab. Sie haben keine Alm- und Schützenlieder, und was sehr bemerkenswert ist, keine Schnaderhüpfeln, die doch sonst in ganz Deutsch-Österreich und darüber hinaus verbreitet sind. Die kecke Lebenslust und die jauchzende Stimmung der Schnaderhüpfeln sagt ihrem herben Wesen nicht zu und so erschallen auch keine Jodler auf den Berghängen der Sprachinsel. Auch die übermüthige sinnliche Art, mit der alle Seiten des Liebeslebens in den Liedern der Älpler in Erscheinung treten,[1] fehlt hier ganz. Wir hören nichts vom Fensterln, vom heimlichen Liebesgenuss, nichts vom Schmollen und Trutzen, von den Ränken und Neckereien, von der gegenseitigen stürmischen Hingabe der Liebenden. Aber auch von dem

[1] Hauffen. Das österreichische Volkslied, 8—17.

alten allgemein deutschen Volksliede fehlen in Gottschee mehrere Gruppen, so die leichtsinnigen Schlemmer- und Buhllieder, die Maireigen und die Tagelieder, die mannigfaltigen Ehebruchslieder. Es fehlen die Lieder von Nonnen und Mönchen, von Bergleuten, Schiffern u. s. w., denn in der Sprachinsel gibt es kein Kloster, keine Schiffahrt und erst seit der neuesten Zeit ein Bergwerk.

Die Gottscheer Lieder versetzen alle fremden, außergewöhnlichen Ereignisse ganz in die Heimat, sie haben daher ein sehr starkes Localcolorit. Sprachinseln sind auch im Culturleben sehr abgeschlossen. Und wie sich in den Liedern der Charakter des Stammes widerspiegelt, so auch dessen äußere Verhältnisse. Darum könnte man aus den Liedern förmlich ein Culturbild des alten Gottschee auslösen. Die Lieder begleiten, wie im 6. Capitel gezeigt wurde, alle kirchlichen und weltlichen Volksfeste und geben Gelegenheit, einzelne der verschwundenen Bräuche (z. B. bei der Hochzeit) noch jetzt zu erkennen. Die mythischen Erscheinungen des Volksglaubens, die Hexen, die lange Schlange u. s. w. erscheinen auch im Liede. Einzelheiten des Gottscheer Hauses (besonders die Line und das mittlere Fenster) und die heimische Tracht werden im Liede oft und jedesmal als selbstverständliche, allein denkbare Zustände erwähnt.[1]

Der Name Gottschee wird als selbstverständlicher Ort der Handlung gar nicht erwähnt: nur der Sultan zieht aus der Türkei ins „Gottscheer Land“ (Nr. 73). Dagegen werden einzelne Gottscheer Orte häufig angegeben, so der Nesselthaler Boden (Nr. 76), die alte Kirche, d. h. Mitterdorf (Nr. 73), Kukendorf und Mückendorf (Nr. 119). Die Vortheile und Nachtheile einzelner Gegenden werden gegen einander abgewogen, so das unfruchtbare Rodine und das gesegnete Maierle und Schemitsch (Nr. 112 f.). Die nächste Nachbarschaft, besonders Reifnitz, spielt mit hinein (Nr. 67). Das den Liebsten erwartende Mädchen schaut über den Reifnitzer

---

[1] Vgl. S. 55.

Boden aus (Nr. 55). Aus Kroatien werden die Orte Ogulin (Nr. 29, 67) und Karlstadt (Nr. 64, 94, 119) erwähnt, aus Krain neben Reifnitz die neue Stadt (d. h. Rudolfswerth Nr. 69), Möttling (Nr. 67), Oberkrain (Nr. 95) und wiederholt Laibach (Nr. 28, 71, 95, 119). Laibach hat den Beinamen weiß. Auch in der slowenischen Volkspoesie heißt es bela Ljubljana und wird allgemein im Volksmunde als das weiße Laibach bezeichnet. Den Städten wird gerne, namentlich bei den Südslawen, dieses Beiwort gegeben. Die Nähe der Türkei kommt natürlich auch in den Liedern der Gottscheer, wie in jenen der Südslawen zur Geltung. Türken entführen Gottscheer Mädchen (Nr. 73, vgl. auch Nr. 71), die Christen nehmen dafür Vergeltung (Nr. 74 f.). Kämpfe mit Türken erwähnen zwei Lieder (Nr. 29, 76).

Ohne historischen Hintergrund schildern die Soldatenlieder aus einer späteren Zeit den Abschied der Recruten, die ins „große Heer“ müssen (Nr. 90—91a, vgl. auch Nr. 89 und 77). Kirchtage (das zugleich Jahrmarkt bedeutet) werden wiederholt in den Städten abgehalten: mit Pferd und Maulthier reitet man dahin (Nr. 64, 119, 69). Ein „Kaufmaß“ gilt als Getreidemaß (Nr. 111), für die Bezahlung gibt es auch noch allgemeinere Bewertung: ein „Hut“ oder eine „Kappe voll Geld“ (Nr. 68, 73). Hirse und Weizen sind die häufigsten Getreidegattungen (Nr. 64, 93, vgl. auch Nr. 133). Feldarbeit wird wiederholt geschildert (Nr. 20 f. u. a.). Von der wichtigsten Beschäftigung, dem Hausierhandel, schweigen die Lieder (der Gegenstand ist wohl nicht poetisch genug), nur die Freude der wandernden Männer über die Heimkehr ertönt in einem Sonnwendliede (Nr. 35). Das Bier kommt gar nicht vor, die Gottscheer Lieder kennen nur den Wein, wie ihnen ja auch der Biergenuss bis in unser Jahrhundert herein ganz fremd war. Auch im älteren deutschen Volksliede ist, nebenbei bemerkt, das Bier ein seltener Gast, während der Wein in der poesievollsten Weise immer wieder verherrlicht wird. Die Volkslieder entstanden eben im Süden und Westen deutschen Gebietes, im 15. und 16. Jahrhundert ausschließlich Weingegenden.

Die eigentlichen deutschen Bierländer der älteren Zeiten lagen im Norden und Osten, wo nur wenige Volkslieder geschaffen wurden.

Auch der Stil der Gottscheer Lieder hat eine ganze Reihe stark hervorstechender Kennzeichen. Freilich sind alle typischen Formeln der Gottscheer Lieder im allgemeinen deutschen Volksliede ebenfalls nachweisbar. Sie sind also alle deutsch und echt volksthümlich. Doch die außerordentliche Häufigkeit ihres Auftretens in einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Liedern, die Art ihrer Verwendung und bestimmte Abweichungen des Wortlautes unterscheiden sie deutlich von den Formeln der übrigen deutschen Volkslieder. Im deutschen Volksliede hat sich bekanntlich ein ganz besonderer Stil entwickelt. Die einzelnen Dichter sangen eben im Sinne und Geschmack des ganzen Volkes und bedienten sich hiebei der allen gemeinsamen Mittel der poetischen Technik und erzielten dadurch die unmittelbarste Wirkung. Hatte ein volksthümliches Lied von Haus aus auch eine individuelle Ausdrucksweise, so wurde diese (sie gieng ja durch den Mund von Tausenden) allmählich verwischt; die altbekannten typischen Formeln traten bald an die Stelle der neuen, auffälligen Redewendungen. Die jüngeren Volkslieder richten sich immer nach älteren, beliebten, wirksamen Mustern. So finden wir in all den Tausenden von Volksliedern auf dem ganzen deutschen Gebiete in den gleichen poetischen Situationen immer die gleichen glücklich geprägten Formeln, die gleichen Reimbindungen, Bilder und typischen Wendungen. Die Volkslieder pflanzen sich ja nur auf dem Wege der gedächtnismäßigen, mündlichen Überlieferung fort und so ist es begreiflich, dass die Sänger auch beim Vortrage neuerer Lieder geläufige Verse und ganze Strophen aus altbekannten Liedern herübernehmen.

Dieser Zwang der Analogie muss natürlich auf dem beschränkten Raum einer Sprachinsel viel stärker wirken. Hier werden immer die gleichen wenigen Lieder gesungen, die sich daher nacheinander richten und einander immer

ähnlicher werden müssen. Kommt nun ab und zu ein neues Lied in das Land (wie es ja bei den Gottscheern der Fall war) so wird es, und mag es noch so originell sein, von der Mehrheit der im Lande bereits ansässigen Lieder beeinflusst; es muss ihren Stil, ihre metrische Form annehmen, sowie ein neuer Ansiedler sich im eigenen Interesse der Selbsterhaltung nach den Sitten und Bräuchen des Landes richten muss. Noch viel consequenter als bei den siebenbürgisch-sächsischen Liedern ist dieser Zwang bei den Gottscheer Liedern durchgeführt worden.

Dies merken wir gleich in der auffälligsten Weise am Eingangsvers. Es gibt im deutschen Volksliede eine Reihe von typischen Eingangsversen, von denen mehrere auch in Gottschee vertreten sind. Mehr als zwei Drittel aller alten Gottscheer Lieder beginnen mit den Versen: „Wie früh ist auf“ (nun folgt der Name des Helden und danach): „Er (sie) steht des Morgens gar früh auf“. Einen ähnlichen Anfang zeigen eine Reihe deutscher Volkslieder. „Es wollt' (oder sollt') ein Mädchen früh aufstehen.“ Sie geht früh in den Wald. Dort wird sie von der Haselstaude gewarnt, oder sie verfällt der Verführung, oder sie findet ihren todtwunden Geliebten.[1] Ähnliche Eingänge sind: „Wenn ich des Morgens früh aufsteh“[2] — „Es wollt' ein junger Geselle (Jäger, Bauer, Müller u. s. w.) des Morgens früh aufsteh'n“[3] — „Ich wollt' einmal recht früh aufsteh'n“ u. ä.[4]

Diese Formeln stehen also vor Liedern verschiedenen Inhalts. In der Regel erscheint es durch die erzählte Handlung begründet, dass der Held früh aufsteht. Auch die Siebenbürger Sachsen haben diesen Eingang oft.[5] Bei den

[1] Erks Liederhort, Nr. 96a–96i; Böhme, Nr. 42; Hruschka und Toischer, S. 117 und 119; Simrock, Nr. 195; Tobler, 1, 118; Schlossar, Nr. 305 u. a.

[2] Mittler, Nr. 683, 1529.

[3] Böhme, Nr. 98; Schlossar, Nr. 207.

[4] Erks Liederhort, Nr. 96d, 96e, 466; Mittler, Nr. 442.

[5] Schuster, 46 f., 69, 138 u. a.

Gottscheern aber steht er als erstarrte Formel am Eingang fast aller alten Lieder, unbehindert ob er durch den folgenden Inhalt berechtigt erscheint oder nicht. Auch am Eingang der Legenden („Wie früh ist auf Maria") und allegorischen Gedichte („Wie früh ist auf der Sonntag" Nr. 34). Sicherlich hat ein einziges Gottscheer Lied alle übrigen zur Nachahmung verlockt. Vermuthlich die Ballade von der schönen Meererin. Sie gehört zu den ältesten Gottscheer Liedern, sie ist noch heute in vielen Fassungen (Nr. 44—50) verbreitet, das beliebteste und häufigst gesungene Lied in der Sprachinsel; hier hat auch der typische Eingang seine sachliche Berechtigung, denn in der Kudrundichtung wird schon berichtet, dass die schöne Wäscherin am frühen Morgen zum Meeresufer geht, um zu waschen. Auch die Ballade von der verkauften Müllerin (Nr. 68) hat schon in einzelnen deutschen Parallelen einen ähnlichen Eingang.[3] Von da gieng er allmählich auf die anderen Lieder über.

Auch die weiteren Zeilen nach den erwähnten zwei Eingangsversen sind in vielen Gottscheer Liedern einander gleich. Ist es eine Heldin, so heißt es hernach gewöhnlich, dass sie sich bekreuzigt, wäscht, schön anzieht und dann ins Freie geht (Nr. 13 f., 25, 5, 28, 32, 62, 71 f., 98, 123 u. a.). Auch von Männern wird dies zuweilen berichtet (Nr. 19, 22, 57, 68). Doch gewöhnlich werden Balladen von jungen Männern damit eröffnet, dass der Held früh aufsteht, die Mutter weckt, sich von ihr ein Frühstück und das Mittagessen kochen lässt. Dann weckt er die Knechte, dass sie ihm das Pferd satteln und reitet von dannen (Nr. 64 f., 95, 119, 18, 61 u. a.). Diese Stellen sind auch im einzelnen fast wörtlich gleich. Die Aufforderung geschieht immer mit dem Worte: G e h t, kocht mir, oder sattelt mir. Die Ausführung mit den Worten: B e h e n d geschah es. Dabei ist die Analogiewirkung so stark, dass der Held in Nr. 64, obwohl er verheiratet ist, nicht seine Frau (wie in Nr. 21),

[3] Vgl. E r k s Liederhort, Nr. 58b.

sondern seine Mutter wegen des Frühstücks weckt, und dass in Nr. 94 auch dem Kuckuck die Mutter Frühstück und Mittagessen kocht. Leise Anregung zu dieser weiteren typischen Ausführung des Eingangs mögen vielleicht südslawische Lieder gegeben haben. Ein kroatisches Lied z. B. beginnt damit, dass ein Mädchen am frühen Morgen aufsteht, sich die Haare schön kämmt und dann ins Freie zieht;[1] ein slowenisches andererseits beginnt: St. Ulrich stand früh morgens auf und weckte seine Mutter.[2] Einen ziemlich verwandten Eingang hat auch ein rumänisches Lied.[3]

Die wenigen alten Gottscheer Lieder, die in diesem Punkte ihre eigenen Wege gehen, haben auch typische Eingänge, die aus den deutschen Volksliedern bekannt sind. So mit dem unpersönlichen Pronomen: „Es waren zwei Liebe“ (Nr. 54). „Es waren zwei Gespielen“ (Nr. 115). „Es reitet ein Ritter auf und nieder“ (Nr. 70b). „Es zieht eine Mutter ihr Töchterchen auf“ (Nr. 69) und viele ähnliche; dann die ebenfalls häufige Wendung: „Dort steht.“ „Dort steht ein ebener Boden“ (Nr. 81). „Dort steht ein zerissener Stall“ (Nr. 1). „Dort steht eine grüne Linde“ (Nr. 55, 121, 15) u. a.[4]

Nach diesen Eingängen wird nun gewöhnlich auch noch der Beginn der eigentlichen Handlung in typischen Zeilen berichtet. Ist der Held zum Ausgang wohlgerüstet, so heißt es dann: „Er (sie) zieht dahin am Wege breit“,

[1] Krauß, Sitte und Brauch. 160.

[2] Janežič, 42, Grün, 136.

[3] In den Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn. 1, 395. Grünes Blatt vom Ahornbaum — Muttersöhnchen ist Valjan — Sonntag früh erhebt er sich — Wäscht die schwarzen Augen sich — Vor dem Heiligenbild sich neigt — Geht zum Stalle unverweilt — Seinen Braunen er besteigt.

[4] Dieser Eingang ist in deutschen Volksliedern sehr häufig, vgl. Böhme, Nr. 184b, 39, 166. 117. 176. Aber auch die südslawischen Lieder beginnen gerne mit Stoji. Stoji lepo polje (Es steht ein schönes Feld), Stanko Vraz, 95. 97, 105. 121 u. a.; Stoji zelena lipica (eine grüne Linde), Scheinigg. Nr. 62.

oder „Er reitet dahin am Wege breit." Hat er nicht ein bestimmtes Ziel, so besteht das Ereignis in einer Begegnung. Darum folgt dem eben erwähnten Vers in der Regel: „Und ihm (ihr) begegnet der alte Mann (der liebe Gott u. s. w.)" (Nr. 18, 26, 33 f., 41, 68 f., 75 u. v. a.). Der eine von beiden eröffnet das Gespräch: „Also spricht da der (alte Mann)", ein Vers, der fast in allen alten Liedern steht. Da die Begegnung immer am frühen Morgen stattfindet, so ist die Eröffnung des Gespräches häufig ein Morgengruß mit folgendem Zwiegespräch, *A:* „Guten Morgen, guten Morgen du (alter Mann" u. a.). *B:* „Schönen Dank, schönen Dank Ihr (Herren u. a.). Ach, guten Morgen hab' ich gar wenig." *A:* „Wie so, wie so, du ...?" und *B* gibt den Grund seiner Trauer an. Dieses Gespräch steht auch in den Balladen von der schönen Meererin. Da in der Kudrundichtung schon diese Formel angedeutet ist (vgl. unten die Anmerkungen zu Nr. 44 ff.), so stand sie wahrscheinlich zuerst in diesen Balladen und ist von da, wie der Eingangsvers, allmählich auf andere Gottscheer Lieder übergegangen (Nr. 52, 56 f., 61, 68, 34).[1] Ist der Held bei seinem Ziel angelangt, so muss er sich bemerkbar machen. Ist er feindlicher Gesinnung oder bringt er traurige Botschaft, „So klopfet er so greulich an". In anderen Fällen klopft er „schön" oder „freundlich" (Nr. 2 und 2a, 11, 68 f., 95).[2] Häufig erfolgt darauf die Frage: „Wer ist heute noch so spät davor" (Nr. 11, 68, 95).

Haben also viele Lieder einen typischen Eingang, der oft tief in die eigentliche Handlung hineingreift, so gibt es auch typische Schlussformeln. Die häufigsten sind die zwei (noch unten in den Excursen zu besprechenden)

[1] Eine Zurückweisung des Morgengrußes, allerdings in anderer Form, finden wir z. B. bei Mündel Nr. 3. „Ich wünsch dir einen guten Morgen und auch einen guten Tag." — „Du brauchst mir ja keinen guten Morgen zu wünschen und auch keinen guten Tag."

[2] Vgl. ähnlich in einer holsteinischen Parallele zu Nr. 11 bei Müllenhoff. 496. An der Himmelsthür „Da klopften sie ganz leise an", hingegen an der Höllenthür „Da klopfte sie ganz grausam an".

Schlüsse: Bei glücklichem Ausgange die Liebesbetheuerung „Du bist mein und ich bin dein", bei unglücklichem Ausgange die Erwähnung der Blumen, die auf die Gräber der Liebenden gepflanzt werden.[1]

Es hat natürlich nicht jedes Lied alle diese Formeln, doch meistens eine ganze Reihe davon, so dass für den besonderen Inhalt oft nur wenig Raum übrig bleibt. Die meisten alten Lieder sind zum vierten oder dritten Theile aus typischen Versen zusammengesetzt, wodurch sie einander so gleichartig werden.

Auch die verhältnismäßig geringe Zahl von Beiwörtern wird typisch verwendet. Das häufigste Beiwort ist schön, das fast vor jedem weiblichen Namen steht. Aber auch Jünglingen wird zuweilen dieses Beiwort verliehen (Nr. 65, 72) statt des sonst üblichen jung.[2] Schön werden ferner Dinge, die man ehren will, zubenannt: die Schule, die Ehre, der Gottesweg, und erfreuliche Dinge: das Frühstück, das Mittagessen, der Jahrmarkt, aber merkwürdigerweise auch die Todesbotschaft (Nr. 59). Sehr häufig ist auch das Beiwort weiß. Weiß sind natürlich immer die Hände, aber auch andere Körpertheile, dann die Leiche, die Kirche, die Mühle, Haus und Schloss, die Wäsche, das Bett, die Frau, der Engel, Städte wie Laibach und Karlstadt. Als Gegensätze stehen nebeneinander: Die weiße Kirche und der grüne Friedhof (Nr. 39, 117). Die weiße Hirse und der rothe Weizen (Nr. 41, 64, 93, 133). Die Steigerung schneeweiß wird beigelegt der Hand, dem Hals, der Wäsche, dem Kleid, der Haube, dem Brief u. a. Merkwürdig ist es, dass gerade die Titelhelden der Lieder so oft als klein bezeichnet werden. Nicht nur Mädchen, Kinder, Vögel, der Schneider (Nr. 60) werden klein genannt, sondern auch der Geiger in Nr. 96, der eigentlich König Matthias ist, und der Kaufmann in Nr. 75, der sich die Sultanstochter er-

[1] Die im alten deutschen Volksliede so bekannte Schlusswendung: Wer hat dieses Liedlein gesungen, Ein Reiter oder zwei Hauersknaben u. s. w. fehlt in Gottschee vollständig.

[2] Sogar: sie hat geboren einen „jungen" Sohn, Nr. 98.

werben will.[1] Grün sind natürlich der Baum, die Linde (und andere Bäume), der Majoran, der Garten, die Alm, das Gras, der Wald (daneben häufiger finster) u. a. Roth, der Weizen, die Ochsen, der Sand. Der Wein ist roth oder kühl. Kühl sind ferner der Brunnen, Wasser, Wind, Erde, Schatten. Grau sind Wolf und Stein. Schwarz sind die Augen und der Pfarrer. Kohlschwarz die Augen, die Erde, der Mantel, die Amsel. Der Hut, der Berg und das Ross sind immer hoch, das Meer und der Weg immer breit, die Rosen und der Tag licht, der Steig schmal, das Heer groß. Heiß wird geweint, süß oder schön gesungen. Die Messe, die Predigt, das Kreuz sind heilig. Dieses Beiwort wird auch tautologisch den mit Sanct verbundenen Namen vorgesetzt. *Dar hailigə schain Martin, dar hailigə schainte Goria* u. a. Bemerkenswert ist die Verwendung von edel. Der Mond scheint edel (Nr. 54), die einzelnen Kleidungsstücke sind edel, d. h. fein, in Nr. 72.[2] Besondere Gottscheer Beiwörter sind *pisat* (bunt, slow. pisan); bunt ist das Schiff (Nr. 49 und 133), die Decke (Nr. 67), das Pferd (Nr. 111); ferner *schaiblain* (rund); so wird immer der Tisch unter der Linde bezeichnet (Nr. 15, 55a, 71, 121). Ein sonst nicht belegtes Wort ist rothsilbern für die Weizenähre (der Halm rothgolden Nr. 8).

Zwei mit verschiedenen Beiwörtern versehene Begriffe werden gerne innerhalb eines Verses zueinander in Gegen-

---

[1] Damit hängen zusammen die auffälligen Diminutive, z. B. *engischtle*, Hengstchen.

[2] Im allgemeinen finden die Beiwörter in den deutschen Volksliedern eine ähnliche Verwendung. Schön, grün, finster, weiß und schneeweiß, grau, schwarz, kühl wie oben. Ebenso schönes, süßes Singen und heißes Weinen. Der hohe Hut zuweilen (z. B. Süß, 81; Hruschka und Toischer, 87; Meier, 334). „Heilig“ vor Sanct ist auch im Deutschen volksthümlich: Heiliger St. Märten (vgl. Pfannenschmiedt, 219). Heiliger St. Veit (Zingerle, 157), Hilge sunte Anna, hilge sunte Veit (Grimm, Anmerkungen zu den Märchen, 221). Die Gottscheer setzen zu den Heiligennamen auch Herr, z. B. *Schaint Lienart hear* (Nr. 22). Auch das ist deutsch-volksthümlich, z. B. Herre Sanct Johann (Uhland, Schriften, 3, 401).

satz gebracht. Am häufigsten ist der Vers: „Am breiten Weg, am schmalen Steig“ (Nr. 6 f., 32, 71, 64 u. a.).[1] Ähnlich „Am breiten Weg, am engen Rain“ (Nr. 71), „Auf dem langen Acker, auf dem schmalen Ackerstreif“ (Nr. 21, 52), „O du lange Ewigkeit, du kurze Welt“ (Nr. 122) und ohne Gegensatz: „Zum breiten Meer, zum tiefen See“ (Nr. 44—50).

Zweigliedriger Bindungen gibt es genug in den Gottscheer Liedern, doch treten die meisten nur je einmal auf. Öfters finden wir: Zeit und Weile (Nr. 99, 118), Knechte und Mägde (das zugleich Burschen und Mädchen bedeutet Nr. 21, 77, vgl. auch Nr. 121), Himmelreich und Paradies (Nr. 5, 9, 43), immer und ewig (Nr. 68, 96), halsen und küssen (Nr. 63, 95), essen und trinken (Nr. 25, 56, 71), geht und steht[2] (Nr. 28, 77). Eine dreigliedrige Form ist außer der Dreifaltigkeit (z. B. Nr. 9) noch Vater, Mutter und die ganze Freundschaft (Nr. 80, 81).[3]

Mehrere zweigliedrige Bindungen entstehen dadurch, dass die zweite Hälfte eines Verses im nächsten wiederholt und ein verwandter Begriff hinzugefügt wird. Beispiele hiefür finden sich fast in jedem älteren Gottscheer Lied. Also Nr. 53:

> Sie werden Euch geben ein Gläschen Wein,
> Ein Gläschen Wein, ein Stückchen Brot.

Oder Nr. 21, 95 u. a.:

> Geht, kochet mir das Frühstück schön,
> Das Frühstück schön, die Mahlzeit dazu.

Nr. 22:

> Aus mir werden sie machen einen Altartisch,
> Einen Altartisch, einen Predigtstuhl.[4]

[1] Den gleichen Vers haben z. B. Hoffmann Nr. 6, Simrock Nr. 44 u. a.

[2] Vgl. Mittler, Nr. 1099.

[3] Die gleiche Formel in deutschen Volksliedern, z. B. Mündel, Nr. 129, 166; Mittler, Nr. 1432, 1455.

[4] Ähnlich, nur viel seltener in deutschen Liedern; z. B. Mittler, Nr. 799: „Dass mir mein Schatz hat Urlaub gegeben — Hat Urlaub mir gegeben und meiner nicht gedacht.“ — „Darunter will ich tragen

Die Wiederholung eines halben Verses wird zuweilen mehrere Zeilen hindurch fortgesetzt, wobei die neu hinzukommende Hälfte gewöhnlich eine Steigerung bedeutet. Z. B. Nr. 103.

So feiern sie das Johannisfest eine kleine Weile,
Eine kleine Weile bis Mitternacht,
Bis Mitternacht, bis zum lichten Tag.

Es gibt auch noch andere Formen, einen Theil des Verses in der nachfolgenden Zeile zu wiederholen. Z. B. Nr. 121:

Den jungen Wein, den schenket Ihr.
Den jungen Wein, den trinket Ihr.

Oder in Nr. 77:

Er muss gehen ins große Heer,
Ins große Heer mag er nicht gehen.

Befehle, Grüße, Wünsche, Anrufungen werden gewöhnlich wiederholt: „Nun gib mir, nun gib mir!“ „Geh heim, geh heim!“ „Mach auf, mach auf!“ „Frisch auf, frisch auf, mein Hengst!“ „Schweig stille, schweig stille, du Turteltaube!“ „Grüß Gott, grüß Gott!“ „Hoi Schwesterl, Schwesterl liebes mein!“ u. v. a.

Wiederholungen ganzer Absätze entstehen endlich dadurch, dass innerhalb eines Liedes zwei gleiche oder ähnliche Situationen mit den gleichen oder ähnlichen Worten wiedergegeben werden. Die Frage und die Antwort, der Befehl oder der Wunsch und die Ausführung werden mit denselben Worten erzählt. Also z. B. in Nr. 75 die Frage: „Führst du mich noch lang als Mädchen oder führst du mich zu dir?“ und die Antwort: „Ich führ' dich nicht mehr lang als Mädchen, Ich führ' dich auch nicht zu mir.“ Und in Nr. 98 zuerst der Auftrag: „Und wenn wir gehen ins

groß Herzeleid — Groß Herzeleid und ein getreuen Muth.“ Nr. 982: „Ich hab' einen Schatz und der ist weit — Und der ist weit, er ist nicht hier.“ — Auch in südslawischen Liedern, vgl. Krauß, Sitte und Brauch, 160 und 186: „Ein jugendfrisch Mägdlein früh am Morgen aufstand — Früh am Morgen aufstand, glatt das Haar sich kämmte.“

weiße Bett, So schlag du dreimal mir um die Mitte, Und ich werde sein ein schöner Junker.“ Und ebenso die Ausführung. Oft wird das gleiche Gespräch mit mehreren Personen hintereinander wiederholt (Nr. 24, 37 u. a.). Oder mehrere Personen kommen mit ähnlichen Wünschen, die sie fast gleichlautend vorbringen (Nr. 69). Oder der zweite Theil der Lieder ist die Ausführung der Andeutungen des ersten Theiles (Nr. 114). Oder wird die Rückfahrt mit den gleichen Versen (natürlich in umgekehrter Reihenfolge), als wie die Hinfahrt geschildert (Nr. 46) u. a.

Solche Wiederholungen finden sich ja überall in der Volkspoesie, in den homerischen Epen ebenso gut, wie in den Balladen der Serben, sparsamer angebracht auch in den deutschen Volksliedern, am reichlichsten in den Gottscheer Liedern. Man bedenke: Eingang und Schluss sind, wie oben gezeigt wurde, meist aus typischen Zeilen zusammengesetzt. Innerhalb eines Verses sind häufig einzelne Wörter wiederholt; innerhalb eines Liedes folgen ganze Verse und Absätze einander zwei- und mehrmals. Dazu kommt, dass beim Singen in der Regel fast jeder Vers wiederholt wird und danach der Refrain kommt. So ist es möglich, dass sich lange Lieder aus nur wenigen verschiedenen Versen zusammensetzen. Dieser Umstand fördert natürlich die gedächtnismäßige Überlieferung oder ist, besser gesagt, wohl durch sie erzeugt worden. Bei manchen Gottscheer Liedern, wie z. B. Nr. 72, 78, 111 u. a., braucht man nur wenige Zeilen und den Inhalt in großen Zügen sich zu merken und kann das ganze umfangreiche Stück singen.

Die Bilder und Vergleiche werden in den Gottscheer Liedern in einer verneinenden Form vorgeführt. Zuerst das Bild, dann die Berichtigung. Z. B. Nr. 62:

Von dort her zieht ein Nebel,
Es ist nicht ein Nebel, es sind deine Brautleute.

(Ähnlich Nr. 10 und 74.) Oder in Nr. 5 und Nr. 9:

Vom Himmel fällt ein kühler Thau,
Es ist nicht ein kühler Thau, es sind Marias Thränen u. a.

Diese Form des Vergleiches ist der südslawischen Volkspoesie besonders eigenthümlich, sie fehlt aber auch im deutschen Volksliede nicht ganz.[1]

Es erübrigt nun noch eine Reihe von Motiven, Redewendungen und sachlichen Bezeichnungen zu besprechen, die in Gottscheer Liedern ab und zu vorkommen, ihnen aber nicht eigenthümlich zugehören. Es sind Typen der allgemeinen deutschen Volkspoesie. Auch auf diesem Gebiete zeigt sich die enge Verwandtschaft des Gottscheer Liederschatzes mit den allgemein deutschen Liedern und gelegentlich ein kleiner südslawischer Einschlag. Vor allem gehören hieher solche Redewendungen, die an bestimmte Situationen und Motive gebunden sind. So an alle Stadien der Entführung. Kommt der Geliebte in der Nacht an, so fragt er: „Schläfst du oder wachst du?" und sie antwortet: „Ich schlafe nicht, ich wache" (Nr. 54 und 85).[2] Ist das Mädchen bereit mit ihm zu gehen, so nimmt sie der Entführer bei der „schneeweißen" Hand und schwingt sie auf sein Ross (Nr. 54, 70, 70a, 71, 73) oder er nimmt sie um die Mitte (Nr. 75, 82); Räuber nehmen sie bei der

[1] Im Slowenischen, z. B. bei Grün, 93: („Woher kommt der dichte Nebel?") „Es ist fürwahr kein Nebelrauch, das ist nur türkischer Rosse Hauch." Vgl. Stanko Vraz, 12, 51; Janežič, Nr. 1 u. a. Viel häufiger im Serbischen, z. B. der Anfang des Klaggesanges von der edlen Frauen des Asan Aga, nach einem längerem Bilde: „Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne, 's ist der Glanz der Zelten Asan Agas" u. a. In deutschen Volksliedern seltener, z. B. Uhland, Nr. 21 A: (Drei vöglein wolgestalt) „So sind es nit drei vöglein, es sind drei frewlin fein", oder bei Hoffmann, 187: „Es gehet ein Storch auf jener Wiesen, Es ist kein Storch, es ist mein Lieb."

[2] Von den deutschen Parallelen gebe ich auf den nachstehenden Seiten natürlich nur wenige Beispiele. Gerade bei dem oben erwähnten typischen Zwiegespräch würde der Nachweis aller Parallelen ganze Blätter füllen. Es steht in einigen deutschen Liedern vom todten Freier (Erks Liederhort, Nr. 197 f.), in den Liedern vom geschwätzigen Gesellen (Simrock, Nr. 47; Uhland, Nr. 107; Böhme, Nr. 75 f.); in den Liedern vom unrechten Liebhaber (Simrock, Nr. 183; Uhland, Nr. 85; Hoffmann. Nr. 57), vgl. auch Simrock, Nr. 134; Grimms Märchen, Nr. 38 u. a.

weißen Hand und führen sie in den finstern Wald (Nr. 68).[1] Am Ziele angelangt, breitet der Entführer seinen Mantel aus und setzt das Mädchen drauf (Nr. 70, 70a).[2] Häufig ist auch die Redewendung: „Er hat das Wort kaum ausgeredet, da u. s. w. (Nr. 63, 79, 98, 124 u. a.)[3] Der Sterbende im Liede Nr. 37 sagt: „Dort im grünen Garten, will ich euch alle warten.“ Diese Reimbindung ist so typisch, dass sie mitten in dem nicht gereimten, mundartlichen Liede mit dem hochdeutschen Vocal *a*, statt des Gottscheerischen *ω*, gesungen wird. Der grüne Garten bedeutet hier: Friedhof. Der Rosengarten erscheint in der Bedeutung: Himmel in Nr. 5—7, 9, 43, als gewöhnlicher Hausgarten Nr. 55 und 62.[4] Typisch ist endlich die Wendung: Wer ihn will haben, der wird ihn versorgen (Nr. 28, 41, 45, 47).

---

[1] So und ähnlich in vielen deutschen Entführungsballaden. Böhme, Nr. 436; Hruschka und Toischer, Nr. 119; in mehreren Fassungen der Nummern 41, 42 und 70b in Erks Liederhort; bei Uhland, Nr. 88, 252A, 330 u. a.; Mittler, Nr. 6, 220, 1012, 1462 u. a., vgl. Zeitschrift für deutsches Alterthum 29, 139. Die letzterwähnte Formel meist bei Entführungen mit böser Absicht.

[2] In den meisten Entführungsballaden, so fast in allen Fassungen der Nummern 41, 42 und 71, außerdem in Nr. 34 in Erks Liederhort. Der Mantel gilt als so selbstverständlich bei der Verführung im Freien, dass in einem alten Liede (Uhland, Nr. 106) ein Jüngling nur deshalb seine Absicht nicht erreicht, weil er zu sparsam ist, um seinen neuen, theuren Mantel auf das Gras zu legen. Seiner Sparsamkeit verdankt die Jungfrau die Erhaltung ihrer Ehre.

[3] Vgl. Erks Liederhort, Nr. 42c; Hoffmann, Nr. 25; Peter, 209. Auch siebenbürgisch, so im Siebenbürgischen Correspondenzblatt, 9, 64, bei Witstock, Sagen und Lieder aus dem Nösner Gelände, 13. Slowenisch bei Stanko Vraz, 23.

[4] Eine der häufigsten volksthümlichen Grabschriften ist: Hier lieg ich im Rosengarten, Und thu auf Vater und Mutter warten (Hörmann, Grabinschriften und Marterln, 1, 4 f., 10, 14; 2, 22 f.; Wilibald Müller, 426; Hruschka und Toischer, 94). Über Rosengarten = Friedhof, vgl. Böckel, XVIII. Ähnliche Reimpaare, wobei aber Rosengarten nur einen Ort der Freude bedeutet, finden wir oft in Volksliedern, so Mittler, Nr. 903; Peter, 237; Lewalter, 1, 17; Simrock, Nr. 166; Seidl, Almer, 3, 81; bei den Deutschungarn, Wiener Sitzungsberichte, 27, 197; Uhland, Nr. 154, auch Nr. 52

Sehr oft wird in den Gottscheer Liedern die Fristbestimmung von sieben Jahren gewöhnlich noch mit einer kurzen Nachfrist angegeben. Das Volkslied liebt ungerade Zahlen, die als glückbringend betrachtet werden. Neben der Zahl 3 ist es besonders die Zahl 7, die auch nach biblischem Vorbilde sehr beliebt ist. Sieben Jahre und drei Tage bleibt die Meererin in der Fremde (Nr. 47 f., nur sieben Jahre in Nr. 46). Sieben Jahre und drei Tage bleibt der Bräutigam aus (Nr. 55, drei Jahre in Nr. 55a) und ebensolang braucht das Liebchen des todten Freiers, um vom Friedhofe heimzufinden (Nr. 54). Sieben Jahre und sieben Tage spielt der Geiger vor dem Höllenthor (Nr. 96), die gleiche Zeit bleibt der heilige Alexius dem Vaterhause fern (Nr. 25, der Legende nach 17 Jahre), sieben Jahre und sieben Tage bleiben Soldaten im Heere (Nr. 52, 58, sieben Jahre in Nr. 50 f., 57 und 77). Die ältere militärische Dienstzeit betrug 12 Jahre, doch die typische Zahl sieben fordert im Volksliede ihr Recht. (Vgl. noch Nr. 19 und 99.) Sieben Jahre vergehen der Verbannten so rasch wie sieben Tage (Nr. 46).[1]

Wie die alten deutschen Volkslieder, so haben auch Gottscheer Lieder häufig ein scheinbar überflüssiges es eingeschoben. Z. B. *I gean əs ahin*, Ich gehe dahin; *əs ischt əs et dr prâch ashô̂*, Es ist nicht der Brauch so; *i tüən əs, liəbr, bochn,* ich thue, Lieber, wachen u. a. Im Deutschen

u. a. Rosengarten für Himmel häufig. so Simrock. Nr. 66; Peter, 349. Vgl. noch das Deutsche Wörterbuch, 8, 1197; Perger, Pflanzensagen, 233; Uhland. Schriften, 3, 439; Germania, 26. 70 ff.

[1] Jakob Grimm, Rechtsalterthümer, 213 f.; Böckel, CL. In einigen Fassungen des Lenorenliedes bleibt der todte Freier 7½ Jahre weg. Viele deutsche Volkslieder erzählen von siebenjährigen Werbungen (Böhme, Nr. 50; Mittler, Nr. 133, 170, 190, 212, sieben Jahre und drei Tage, Böhme, Nr. 92a; Herrmann und Pogatschnigg Salonausgabe, 49; sieben Jahre und drei Wochen. Hoffmann. Nr. 2: also wie Jakob um Rachel). Sieben Jahre und einen Tag dauert die Liebe, Böhme, Nr. 433. Siebenjähriger Dienst bei Hoffmann, Nr. 109 (ebenda, wie oben: Die sieben Jahre dünkten ihm wie sieben Tage) u. v. a. Slowenisch, 7½jährige Frist bei Stanko Vraz. 159, 169: Janežič, Nr. 51.

Wörterbuche, 3, 1138 f., finden wir mehrere ähnliche Stellen aus deutschen Volksliedern beigebracht und die annehmbare Vermuthung ausgesprochen, dass dieses *es* für älteres *sich* eingetreten sei.

Über die *Metrik* der Gottscheer Lieder sei nur das Wichtigste erwähnt. Die neueren Lieder haben den metrischen Bau, wie er aus der Fremde kam, unverändert beibehalten; die alten Lieder haben auch in diesem Punkte ihre Eigenthümlichkeiten. Der Vers der alten Lieder hat immer vier Hebungen. Die Senkung ist frei, sie kann ein- bis dreisilbig sein oder (allerdings sehr selten) ganz fehlen. Der Rhythmus ist fast ausnahmslos jambisch, fast jeder Vers hat einen einsilbigen (seltener zweisilbigen) Auftakt. Die Zahl der Silben in den einzelnen Versen kann also sehr verschieden sein. Es ergeben sich wiederholt bedeutende metrische Unebenheiten, die aber nur eine akademische Bedeutung haben, da die Lieder niemals gesprochen, sondern nur gesungen werden und die Melodie alle Unebenheiten des Textes ausgleicht. Der musikalische Rhythmus bleibt sich im ganzen Liede gleich und ihm müssen sich die Worte unterordnen. Ob nun die Melodien einen geraden oder einen ungeraden Takt haben, in der Regel kommt auf einen Takt eine Hebung + Senkung. Also ein $^2/_4$, $^3/_4$ oder $^3/_8$ Takt entspricht einem Versfuß. Hat die Melodie $^4/_4$ Takte (also $^2/_4 + ^2/_4$) oder $^6/_8$ Takt (gleich $^3/_8 + ^3/_8$), so kommen natürlich zwei Hebungen auf einen Takt, das ist ja nur eine äußerliche Verschiedenheit der Bezeichnung. Dem metrischen Auftakt des Verses entspricht auch in der Regel ein Auftakt in der Melodie. Da zwei Silben auf eine Note oder umgekehrt eine Silbe auf zwei Noten gesungen werden, da auch silbenbildendes l, m, r u. s. w. ohne Vocal einer Note entsprechen, so können natürlich Verse von verschieden viel Silben die gleiche Melodie haben, wenn nur die Zahl der Hebungen dieselbe bleibt. Der Ausgang ist verschieden, stumpf also mit der Hebung auf der letzten Silbe, oder klingend mit der Hebung auf der vorletzten Silbe.

Die Gottscheer haben ferner eine Reihe von Hilfsmitteln, um Verse mit zu wenig Hebungen der Melodie anzupassen. Silben, die in der Umgangsprache abgestoßen werden, singt man mit vollem Vocal; unorganisches *e* wird angefügt, wenn es die Melodie erfordert, z. B. *shäinə*, *moarə*, für *shäin, moar* (in Nr. 45); *deh* oder *deho* wird in die Wörter eingeschoben oder ihnen angefügt, namentlich dann, wenn der gleiche Vers wiederholt wird, der zweite Theil der Melodie aber mehr Noten enthält, als der erste (z. B. *Martinedeho* in Nr. 18, vgl. auch Nr. 64). Den gleichen Zweck erfüllen Flickwörter, wie *na*, *nar*, *lai*, *böl* und wohl auch das oben erwähnte *əs*.

Die Strophen sind in der Regel zwei- oder dreizeilig, entsprechend den zwei- oder dreitheiligen Melodien. Alle Strophen eines Liedes sind einander gleich gebaut und werden nach der gleichen Melodie gesungen. Das Durchcomponieren der Texte ist ja dem Volksgesange immer fremd gewesen. Die zweizeilige Strophe besteht entweder aus der Wiederholung des einen Verses oder aus einem Vers und dem gleichlangen Refrain oder (seltener) aus zwei verschiedenen Versen. Die dreizeilige Strophe besteht aus der Wiederholung des einen Verses und dem Kehrreim, oder aus zwei verschiedenen Versen und dem Kehrreim, oder (seltener) aus dem einen Vers und aus dem zweimal gesungenen Kehrreim, immer vorausgesetzt, dass der Kehrreim einen ganzen Vers füllt. Keines der älteren Lieder hat mehr als dreizeilige Strophen. Wenn sich in einzelnen Liedern der Text wegen der regelmäßigen Wiederkehr bestimmter Wendungen zu Strophen von vier und mehr Zeilen gliedern lässt, so ist diese Eintheilung ganz unabhängig von der eigentlichen auf der Melodie beruhenden zwei- oder dreitheiligen Strophe (z. B. 6, 118, 120, 133). Der Text bekümmert sich wenig um die Strophengliederung. Es ist also nicht mit der Strophe zugleich der Gedanke abgeschlossen; auch der Satz kann von Strophe zu Strophe weiter gehen. Da in jeder Strophe der Inhalt ja meist nur um einen Vers weiterkommt, so ist es nicht gut anders

möglich. In Liedern, für die uns die Melodie nicht überliefert ist, können wir die Strophengliederung aus dem Texte allein gar nicht erkennen. Wenn ein Theil eines Verses im nachfolgenden Verse wiederholt wird, dann vermeidet es der Sänger an solchen Stellen, jenen Vers zweimal zu setzen und geht gleich zum nächsten Vers über (z. B. Nr. 29, 45, 58, 95, 119 u. a.)[1]

Der Kehrreim steht bei sehr vielen Gottscheer Liedern. Er ist ja von jeher ein Kennzeichen des Volksgesanges. Ursprünglich und zum Theile noch heute ist der Kehrreim für den Chor berechnet, der dadurch den Vortrag des Vorsängers unterbricht. Wie anderwärts, so ist er auch in Gottschee sehr mannigfaltig. Er besteht zuweilen nur aus wenigen Lauten der Empfindung: *Jo, jo,* oder *Aube, Aube,* und wird jedem oder jedem zweiten Vers angefügt und hat dann keine Bedeutung für den Strophenbau. Meist aber füllt er einen ganzen Vers und einen ganzen Abschnitt der Melodie und beschließt jede Strophe. Auch dann besteht er zuweilen nur aus sinnlosen Rufen: *Hai didl dai a* (Nr. 56) und kann in verschiedenen Fassungen des gleichen Liedes oft sehr verschieden sein. Z. B. im Liede Nr. 120 entweder: *Tralladi radi rallala,* oder *Turl tümpa, tümpa, tümp* (ähnlich Nr. 108). In den Legenden und geistlichen Liedern besteht der Kehrreim gewöhnlich aus einer Anrufung Jesu oder Mariä oder des betreffenden Heiligen. Auch im Kehrreim der weltlichen Lieder wird gerne der Name des Helden genannt. „*Dai scheanə, dai jungə mêrarin*“ (Nr. 46—50) oder „*ai, ai, Neashizle*“ (Nr. 114). Enger hängt er mit dem Text zusammen, wenn er aus einer immer wiederkehrenden Frage besteht (Nr. 118) oder aus einigen Worten, die die Stimmung des ganzen Liedes bezeichnen. Z. B. *Ar schpringət ùnt lonzət ùnt bischplt shò schean* (Nr. 119) oder: *O dü longai cabiköt, dü kürzai barlt* (Nr. 122).

[1] Ähnliches auch im deutschen Volksliede, z. B. Hoffmann, Nr. 5. Der zweite Vers jeder Strophe wird wiederholt. In Strophe 10 und 11 nicht, weil der dritte Vers ohnehin schon einen Theil des zweiten wiederholt.

Was bisher aus der Metrik der Gottscheer erörtert wurde, findet sich in der Hauptsache ebenso in den allgemein deutschen Volksliedern,[1] so die Freiheit der Senkungen, der jambische Rhythmus, der Kehrreim. Auch ähnliche Nachhilfen, um Melodie und Worte einander anzupassen, finden wir z. B. bei den schlesischen und deutschböhmischen Liedern.[2] Von der zwei- und dreizeiligen Strophenform allerdings macht der heutige Volksgesang nur selten Gebrauch und das nur in sehr alten Liedern. Die Siebenbürger Sachsen haben in ihren alten Liedern auch zumeist zwei- oder dreizeilige Strophen. Was aber das Gottscheer Lied von allen übrigen auf das auffälligste unterscheidet, das ist seine völlige Reimlosigkeit. Die deutschen Volkslieder haben zu allen Zeiten den Endreim. Freilich wird er nicht immer rein und consequent angewendet. Vielfach sind es nur Assonanzen oder nur eine Übereinstimmung der Consonanten (hin : geh'n, grün : schön, trug : tag u. s. w.), vielfach Reime, die nur in der ursprünglichen Mundart des betreffenden Liedes rein waren. Gepaarte und gekreuzte Reimbindungen stehen regellos nebeneinander, vielfach sind Verse, ja ganze Strophen ohne Reim. Im ganzen aber sind alle deutschen Volkslieder gereimt. Die alten Gottscheer Volkslieder hingegen haben weder Reim noch Assonanz, noch überhaupt den geringsten Ansatz dazu. Eine Ausnahme bildet nur in einzelnen Liedern die Schlussformel:

> Ich bin dein, du bist mein,
> Das kann und mag nicht anders sein.

Aber auch hier wird der Reim nicht als nothwendig oder erwünscht empfunden, denn eine Variante zu Nr. 110 weicht ohneweiters davon ab und setzt als zweiten Vers:

[1] Vgl. Paul, im Grundriss der germanischen Philologie, 2, 1, 194 ff.; Böhme, XXVI f.; Stolte, Metrische Studien über das deutsche Volkslied. Crefeld 1882. Eine Metrik des deutschen Volksliedes fehlt uns noch.

[2] Triebsen, dusen für trieb, du u.s.w. (Hruschka und Toischer, 129; Hoffmann, 91; Peter, 280).

„Das andre helf uns Gott." Und auch in schriftdeutschen gereimten Liedern, die später in Gottschee aufgenommen wurden, wird der Reim nach und nach ohne ersichtlichen Grund fallen gelassen (z. B. Nr. 42). Nur in wenigen jüngeren Liedern (Nr. 107, 120) finden wir mundartliche Reime.

Wie mag nun die Reimlosigkeit der Gottscheer Lieder erklärt werden? Wir dürfen nicht annehmen, dass sie ein alterthümlicher Zug sei und dass die Gottscheer in der Mitte des 14. Jahrhunderts einige alte reimlose Lieder mitgebracht hätten. Denn das deutsche Volkslied zeigt, soweit wir es zurück verfolgen können, also schon im 12. Jahrhundert den Endreim, und auch die Siebenbürger Sachsen, die schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts ausgewandert sind, haben nur gereimte Volkslieder. Von den südlawischen Nachbarn können die Gottscheer diese Eigenthümlichkeit auch nicht angenommen haben, denn die Lieder der Südslawen sind ebenfalls gereimt. Auch die besonderen Lieder der österreichischen Alpenwelt haben durchwegs den Reim, der ja z. B. im Schnaderhüpfel ganz unentbehrlich ist, weil hier die Pointe oft gerade im Reimwort liegt. Zwei andere Gründe aber dürfen für die Reimlosigkeit der Gottscheer Lieder angenommen werden. Der erste liegt darin, dass die Vocale in der Gottscheer Mundart einer starken Veränderung gegenüber dem übrigen Oberdeutschen ausgesetzt sind. Viele Reime der deutschen Lieder wurden in der Gottscheer Mundart alsbald nicht mehr als Reime empfunden, und so wurden mit diesen auch die übrigen durch die Mundart nicht beirrten vereinzelten Reime fallen gelassen. Der zweite Grund dürfte in der Vortragsweise liegen. In den meisten Liedern wird jeder Vers wiederholt, dann folgt der Kehrreim und erst danach der nächste Vers. Bei dem langsamen Vortrage vergeht so von einem Reimwort bis zum anderen eine so lange Zeit, dass der Reim nicht mehr gefühlt wird. Es fehlte also vollständig das Bedürfnis danach und so wurde der Reim allmählich fallen gelassen.

Über die Melodien der Gottscheer Lieder wurde schon einiges erwähnt. Sie haben $^4/_4$ oder $^3/_4$ Takt und be-

stehen aus zwei oder drei Absätzen. Die eine kurze Melodie bleibt für alle Strophen gleich, höchstens dass ein Viertel in zwei Achtel umgeändert wird, wenn es der Text fordert. Die Lieder werden oft von einem Sänger allein, so wie die meisten unten mitgetheilt sind, gesungen. Sobald zwei Sänger die Lieder vortragen, singen sie nicht ein-, sondern zweistimmig. Die zweite Stimme, die von jedem leicht getroffen wird, bildet gewöhnlich die Terz zur ersten Stimme, beim Abschluss die Sext, seltener die Quint. Als Beispiel zweistimmigen Gesanges sind Nr. 4, 11, 44, 59, 111, 115 u. a. mitgetheilt worden. Ebenso werden anderwärts zweistimmige Volkslieder gesungen.[1] Nur die jüngeren Gottscheer Lieder haben die gleichen oder ähnliche Melodien, wie ihre deutschen Parallelen (Nr. 4 entspricht Ditfurth 1, 52: Nr. 55a ist gleich Hoffmann, Nr. 22; Nr. 79 gleich Hoffmann, Nr. 31; Nr. 125 gleich Tschischka und Schottky, 60).

Die Melodien geistlicher Lieder sind durch liturgische Gesänge beeinflusst (z. B. Nr. 36, 43 u. a.). Die alten Lieder haben andere Melodien, als die deutschen Parallelen und, wie mir scheint, auch alterthümlichere; doch muss das Urtheil darüber Fachleuten überlassen werden. Das Zeitmaß des Vortrages ist immer langsam. Feierlich und gleichförmig ruhig werden die Weisen gesungen. Nur scherzhafte Lieder, wie z. B. Nr. 114 werden in rascherem Tempo vorgetragen.

Wie bereits erwähnt wurde, stammen mehrere Gottscheer Balladen und Lieder, etwa zwanzig, also wohl ein Zehntel des gesammten Liedergutes, aus dem Südslawischen. Es sind die Nummern: 26, 45, 63, 65, 74, 75, 77, 80 f., 90, 92, 96—101, 121, 123 (66, 94, 108). Die meisten davon sind aus dem Slowenischen frei übertragen, andere sind in einzelnen Motiven mit kroatischen oder serbischen Volksliedern näher verwandt.[2] Haben Slowenen und Gottscheer ein Lied gemeinsam, so ist der slawische

[1] Vgl. z. B. die zweistimmigen Melodien zu den fränkischen Volksliedern bei Ditfurth.

[2] Den besonderen Nachweis liefere ich in den Anmerkungen bei den einzelnen Liedern.

Ursprung nur dann erwiesen, wenn das betreffende Lied in Deutschland unbekannt ist und seiner äußeren und inneren Form nach einen südslawischen Charakter zeigt. Denn es kommt ja auch das Umgekehrte vor, dass ein ausgesprochen deutsches Lied der Gottscheer von den Slowenen übernommen wurde. Bei dem starken Verkehr der Gottscheer mit ihren sie rings umlagernden südslawischen Nachbarn ist es sehr begreiflich, dass sie auch Lieder und Sagen von ihnen erlernt haben. Die Volkspoesie wandert an den Grenzen von Ländern und Stämmen unausgesetzt hinüber und herüber. Die Wenden und die Czechen singen viele deutsche Balladen, die Siebenbürger Sachsen erzählen walachische Märchen, die Volkspoesie der Magyaren ist ganz durchwoben von slawischen Fäden. Man bedenke die besonderen Verhältnisse der Gottscheer. Der Mann kam nach langer Abwesenheit von seiner Wanderschaft heim und sang den Seinen die Lieder vor, die er in der Fremde gehört hatte. Da musste es die zu Hause verbliebene Frau auch verlocken, ihm mit neu erlernten Liedern zu antworten. Wo anders sollte sie diese hernehmen, als von den slowenischen und kroatischen Nachbarn. Die Südslawen sind bekanntlich überaus reich an Volksliedern und es ist eher erstaunlich, dass die Gottscheer nur so wenig davon aufgenommen haben. Ein Beweis mehr, dass sie schon früh eine Fülle deutscher Volkslieder besessen haben, die fremdes Gut nicht recht aufkommen ließen.

Die Gottscheer haben die slowenischen Lieder nicht einfach übersetzt, sondern völlig überarbeitet. Schon in der äußeren Form. Die slowenischen Lieder haben im Gegensatze zu den deutschen in der Regel trochäischen Rhythmus oder das Versmaß:

_ ◡ _ ◡ _ ◡ _

Ferner meist Endreim oder Assonanz, und zwar paarweise. Ein Kehrreim ist selten. Die Gottscheer haben nun auch die slowenischen Lieder in ihre oben geschilderte äußere Form gekleidet, erzählen den Inhalt mit den typischen Gottscheer Formeln, eröffnen und schließen diese

Lieder mit ihren auch sonst üblichen Eingangs- und Schlussversen. Auch im Inhalte wird manches anders gewendet und zuweilen ein frommer oder tragischer Abschluss den weltlich und heiter schließenden Liedern der Slowenen angefügt (z. B. Nr. 63, 81).

Ein aus dem Slowenischen stammendes Gottscheer Lied, Nr. 98, hat auch den slowenischen Kehrreim beibehalten: Mare, bog pomagaj! „Mare, Gott helf' uns!" So seltsam dies sein mag, es steht nicht ohne Beispiel da. Auch ein bekanntes deutsches historisches Lied, das „von den krainerischen Bauern" (Uhland, Nr. 186; Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen, 3, 188), hat einen slowenischen Kehrreim: stara pravda, „Das alte Recht", und: le vkup, le vkup vboga gmaina, „Nur zusammen, nur zusammen, arme Gemeinde."[1] Das Lied erzählt ein Ereignis aus dem Aufstande der windischen Bauern vom Jahre 1515.[2] Der deutsche Sänger benützt die slowenischen Kriegsrufe der Bauern als Kehrreim. Gemischt Deutsch und Slowenisch ist ferner unser Lied Nr. 140, dann eine Reihe von kärntischen Vierzeilern (Scheinigg, Nr. 17, 573 und S. 115) und ein Laibacher Kinderreim, bei dem die deutschen Wörter eine Übersetzung der slowenischen geben.

Miza, Tisch,
Riba, Fisch,
Kaša, Brein (Brei),
Lustig sein.[3]

Fremdsprachige Verse oder Kehrreime in deutschen Volksliedern sind auch sonst keine seltene Erscheinung. Lateinisch-deutsch sind viele Nummern der Carmina burana, alte geistliche Volkslieder und Trinklieder. In modernen

[1] Nicht: „ins Feuer, Gemeinde", wie Liliencron falsch übersetzt.

[2] Liliencron setzt das Ereignis in das Jahr 1516, was schon von Franz Martin Mayer im Archiv für österreichische Geschichte, 65, 101, berichtigt wurde.

[3] Mit dem Schlussvers „Milch muss sein", „Mein muss sein" oder „Lass mi sein" wird dieser Kinderreim auch in Kärnten gesungen (Pogatschnigg und Herrmann, 2, 7; Scheinigg, Nr 669).

Volksliedern finden wir wiederholt französischen Kehrreim, so natürlich im Elsass (Mündel, Nr. 169), aber auch anderwärts (Ditfurth, 2, Nr. 55). Ostpreußische Kinderreime zeigen oft polnische Zeilen u. s. w.[1]

Es sei nebenbei bemerkt, dass die Slowenen in ihren Volksliederschatz auch manches von deutschem Gut aufgenommen haben. Sie singen die deutschen Balladen vom ausgesetzten Kinde (vgl. die Anmerkungen zu Nr. 79), von der Liebesprobe (vgl. zu Nr. 55), vom schwatzhaften Gesellen (Stanko Vraz, 121; Simrock, Nr. 47), von der Warnung der Jungfrau (unten zu Nr. 121), vom Grafen Friedrich (Janežič, Nr. 1), sie singen ferner vierzeilige Viže, die in Inhalt und Form ganz den deutschen Schnaderhüpfeln gleichen,[2] endlich sind ihre Lieder ganz durchsetzt von deutschen Wörtern und Redewendungen.

Eine vierte Gruppe der Gottscheer Lieder bilden jene, die erst in letzter Zeit aus Deutschland in die Sprachinsel gekommen sind. Dazu gehören die Nummern 42 f., 82—85, 87—89, 102, 116 f., 125, 127—129, 132, 136—138. Sie sind daran zu erkennen, dass sie alle die besonderen Eigenthümlichkeiten der alten Gottscheer Lieder in Metrum und Stil nicht theilen. Sie sind ganz oder zum Theil schriftdeutsch, sie haben schriftdeutsche Reime, verschiedene längere Strophenformen, und es fehlen ihnen die typischen Formeln. Je später die Lieder ins Land kamen, desto leichter haben sie sich dem Einflusse der älteren Lieder und dem Zwange der typischen Formulierung entzogen. Einige von den jüngsten stimmen wörtlich mit den deutschen Parallelen überein (so z. B. Nr. 127, 138). Sie werden zumeist von dem männlichen Theile der Bevölkerung in der Form gesungen, in der sie aus der Fremde gekommen sind. Gelegentlich findet man auch in älteren Liedern Ausdrücke

---

[1] Vgl. Frischbier, Preußische Volksreime und Volksspiele, Nachlese, Königsberg 1892. — Auch in englischen Weihnachtsliedern kommen französische Verse und der Ruf Noël vor. Vgl. Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder, 398.

[2] A. Grün, XV f., 140 f.

die ungottscheerisch sind, so in Nr. 47 *zərük* (zurück) für *hintrshich*, oder *ringle* (Ring) für *wingrle*. Die Sängerinnen bemühen sich nämlich gerade, wenn sie einem Aufzeichner vorsingen, hochdeutsche Wörter anzubringen, um sich so verständlicher zu machen.[1]

Zu den jüngeren Liedern gehören auch die Kettensprüche Nr. 127—132. Sie sind (vielleicht außer Nr. 130) deutschen Ursprunges, zum Theil in die Mundart übertragen, sonst aber ihren deutschen Parallelen fast wörtlich gleich geblieben. Auch das oben (S. 72) erwähnte Spottlied auf Martin Luther ist den Kettensprüchen beizuzählen. Viel gesungen werden auch die Kinderlieder, die Lieder zum Auszählen *(austenzn)* bei Kinderspielen u. ä.; die einen in der Mundart, die andern schriftdeutsch, weil sie ja zum Theil durch die Schule den Kindern beigebracht werden. Die meisten Nummern sind gereimt und den in andern deutschen Gegenden gesungenen Kinderreimen fast wörtlich gleich, dürften also noch nicht lange im Lande sein. Wahrscheinlich sind durch diese jüngeren Kinderlieder ältere verdrängt worden.

Die Kenntnis und der Gesang alter Lieder scheint in Gottschee im allgemeinen zurückzugehen. Wenigstens sind in der Stadt und in den nördlichen Orten, die dem Verkehre stärker ausgesetzt sind, so in Mitterdorf, wenig alte Lieder mehr bekannt. Sie erhielten sich am besten im Unterland (Nesselthal, Lichtenbach, Kummersdorf) und im Hinterland (Rieg u. s. w.). Die Frauen sind viel liederkundiger als die Männer, besonders die alten Frauen. Nicht als ob die jungen Mädchen die Lieder nicht wüssten, aber es fehlt ihnen die Ruhe und Geduld, sich beim Gesange auf das ganze Lied zu besinnen. (Wie kurz ist z. B. Nr. 49, die Fassung der Meererinballade, die von einem jungen Mädchen herrührt.) Sobald sie alt geworden sind, taucht in

---

[1]) Im Jahre 1884 sangen mir in Rieg zwei Mädchen das Lied Nr. 70 vor. Den Vers 55 sang die eine: *I boin əs lai üm diselbigə tondə* Da schlug sie die andere kräftig auf den Rücken und rief: „*diselbigə* ist nicht gottscheerisch, *dai haligə* muss man sagen.“

Stunden ruhiger Beschaulichkeit der ganze Schatz alter Erinnerungen auf und sie singen, theilweise durch eigene Phantasie dem Gedächtnisse nachhelfend, die Lieder, wie sie sie von ihren Müttern ehedem gehört hatten. Wenn nur die ältesten Frauen liederkundig wären, dann müssten die deutschen Volkslieder schon vor hundert Jahren ausgestorben sein, denn schon die ersten Sammler haben nur von den ältesten Mütterchen Lieder singen gehört. In Rieg, in Obermösel, in Lichtenbach habe ich Frauen und Mädchen in mittleren Jahren kennen gelernt, die fünfzig Lieder und mehr singen konnten. In den Sechziger Jahren lebte noch in Rieg ein Dienstmädchen, das sich der Kenntnis von zweihundert Liedern rühmte. Von den Sängerinnen der unten mitgetheilten Lieder sind zwei im Alter von achtzig und sechzig Jahren vor kurzem gestorben; mit ihnen wäre manches alte Lied verloren gegangen, hätte es nicht Herr Lehrer Perz aufgezeichnet. Mehrere der Lichtenbacher Lieder rühren von den Frauen Gertrud Tschinkel, Gertrud Wetz, Magdalena Vogrin her und von dem blinden Mädchen Margarete Kump, die ich alle selbst singen hörte. Auch wenn mehrere miteinander singen, bleibt die Weise in der Regel zweistimmig, nur beim Abschluss ist ein Drei- oder Vierklang üblich. Singen Männer mit, so pflegen sie im Brummbass eine tiefere Octave anzuschlagen. Mit merkwürdiger Sicherheit wird immer der richtige Ton getroffen, die Harmonie und Reinheit niemals verletzt. Der Wohlklang, die feierlich vorgetragene ernste Melodie, die von allen Schöpfungen der Kunstmusik völlig abweicht, erzielen einen erhebenden Eindruck. Diese Fertigkeit ist den Leuten förmlich angeboren, ihre Gesänge gleichen Naturerzeugnissen. Auch in Bezug auf den Text. Wie oft versichert eine Sängerin, dass sie das Lied gar nicht kenne, dass sie nicht wisse, wie der Inhalt sei. Sobald sie aber zu singen anfängt, löst sich das ganze Lied ohne Stocken und Zaudern von ihren Lippen los. Sie singt scheinbar ganz unbewusst; ihr persönlicher Wille zu singen und Worte aneinander zu fügen, ist gar nicht zu bemerken. Es ist, als ob das Lied von

selbst ertönen würde. Weichen beim Zusammensingen die Worte der Einzelnen untereinander ab, so entsteht über die Varianten ein heftiger Streit. Dass mehrere Fassungen nebeneinander ihre Berechtigung haben können, wird geleugnet, jede Abweichung gilt als Fehler und niemand gibt nach. Die Varianten sind auch im allgemeinen nicht bedeutend. Weichen zwei Fassungen wesentlich voneinander ab, so stammen sie gewiss aus ganz verschiedenen Gegenden (z. B. Nr. 28, 44—50, 55, 70, 71). Bei mangelndem Gedächtnisse wird ein Lied in Prosa aufgelöst zur Sage, ein Beispiel hiefür ist Nr. 25.[1]

Gemeinsamer Gesang findet statt im Winter bei ländlichen Arbeiten, beim Rübenstoßen, beim Spinnen, beim Lesen von Erbsen und Linsen, beim Auslösen der Maiskörner u. s. w. Im Sommer und Herbst bei der Feldarbeit, des Abends in der Dorfstraße. Am bekanntesten sind noch heute in allen Theilen der Sprachinsel die verschiedenen Fassungen der Meererinballade. Sehr beliebt ist das Necklied Nr. 120, das auch in der Stadt vielfach gesungen wird. Die Behauptung einzelner Rieger Burschen, sie hätten es vor mehreren Jahren gemeinsam gedichtet, enthält insoweit ein Fünkchen Wahrheit, als das Lied seiner mundartlichen Reime wegen gewiss in neuerer Zeit in der Sprachinsel entstanden ist. Durch die Gottscheer Hausierer und durch fremde Arbeiter wurden in den letzten Jahren viele bekannte Kärntner und Steirer Lieder, sowie Erzeugnisse der Wiener „Volkssänger“ ins Land gebracht, wo sie eifrige Pflege finden.

Localpatriotismus war den Gottscheern vor wenigen Jahrzehnten noch ganz fremd; das Landvolk war sich früher auch seiner Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Volke kaum bewusst. Das ist jetzt alles glücklicherweise anders geworden, und nach dem Erwachen des freudigen Stolzes über ihre Heimat und ihre deutsche Abstammung bedurften sie auch eines besonderen vaterländischen Liedes. In ihrem alten

---

[1] Das gleiche berichtet Müllenhoff von Schleswig-Holstein, XXX f.

Volksliederschatze fehlt jeder localpatriotische Zug, aber ein Lied, das Professor Obergföll nach der Weise des deutschen Weiheliedes verfasst hat, füllte diese Lücke vollständig aus. Die „Gottscheer Hymne“ ist thatsächlich zum Volkslied geworden. Auch der einfachste Mann kennt sie; überall wo Gottscheer fröhlichen Herzens oder in gehobener Stimmung beisammen sitzen, in der Heimat oder in der Fremde, wird sie angestimmt. Die Hymne lautet:

Wahlspruch: Tief unten aus der Wendenmark.
Da schallt uns frohe Kunde:
Ein deutscher Volksstamm, kühn und stark,
Reicht euch die Hand zum Bunde!

1. Vom Rinnsequell zum Kulpastrand
Soll unser Lied ertönen;
Hoch lebe das Gottscheerland,
Hoch seinen deutschen Söhnen!

2. Uralt ist unsres Stammes Ruhm,
Wie unsrer Wälder Eichen;
Gott schirm dich, deutsches Herzogthum,
Steh fest, magst nimmer weichen!

3. Osmanenblut, Franzosenblut
Hat unser Land gefärbet,
Den unverdross'nen deutschen Muth,
Den haben wir ererbet.

4. Ob auch manch feiger Feindeswicht
Uns lästern mag und hassen,
Wir werden deutsche Sitte nicht
Und deutsche Art nicht lassen.

5. Drum, Brüder, schließet fest den Bund
Für unsre deutsche Sache!
Wir schwören es mit Hand und Mund,
Zu halten treue Wache!

6. Erhebet euch in voller Schar,
Ruft, dass es wiederhalle:
„Hoch lebe Östreichs Doppelaar,
Hoch Habsburg!“ es erschalle.

7. Drum, Brüder, reicht die Hand zum Bund,
Die Gläser füllt zum Rande,
Lasst schallen es von Mund zu Mund:
„Hoch dem Gottscheerlande!“

Später wurde dem großen Gottscheer Wohlthäter Johann Stampfl (vgl. oben S. 46) zu Ehren eine Strophe hinzugefügt:

Und nochmals schenkt die Gläser voll!
„Heil Stampfl!“ lasst uns singen.
Dem Besten der Gottscheer soll
Ein donnernd Hoch erklingen!

Und die in Amerika lebenden Gottscheer singen das Lied mit der neuen Schlusstrophe:

Wir wollen ja nicht bleiben hier,
Wir wollen heim noch kehren,
Wir lieben das Gottscheerland,
Wir halten's hoch in Ehren.

Ja, die dritte Strophe des Liedes wurde sogar von den Siebenbürger Sachsen nachgeahmt. Im Festsaale des Schützenhauses bei Kronstadt lautet einer der Wandsprüche:

Osmanenblut, Magyarenblut
Hat unser Land gefärbet,
Den echten, treuen, deutschen Muth,
Den haben wir ererbet.

Ich erwähne dies als ein ganz junges Beispiel dafür, dass neue volksthümliche Lieder ähnliche Schicksale haben können, wie alte Volkslieder.

EXCURSE.

1. Die Vertretung von Niemals im Volksliede.

Es ist bekannt, dass die mittelhochdeutschen Dichter das bloße niht vermieden haben. Sie setzten, um es zu verstärken, ein Bild, einen sinnfälligen Ausdruck hinzu. Sie sagten: niht ein blat, niht ein bast, niht ein strô, ähnlich mit Spreu, Wicke, Tropfen, Ei u. a. Auch in positiver Wendung: für „nichts" sagten sie „ein Wind, ein Rosenblatt, ein Röselein" (in Italien fiore).[1] Wie wir heute noch sagen: „Nicht um Haaresbreite, nicht einen Zoll, der Teufel (für niemand) weiß es" u. a.

Im Volksliede taucht der Gedanke Niemals in entscheidenden, gesteigerten Höhepunkten der Handlung auf: beim Abschied, bei der Zurückweisung, der Verfluchung Da erscheint das bloße Wörtchen niemals dem dichtenden und singenden Volke zu schlicht, zu eindruckslos, zu prosaisch und es umschreibt die Negation in poesievoller Weise, bald im Scherz, bald im Ernst, jetzt heiter neckend, dann ergreifend, vernichtend. Statt „das wird niemals geschehen", sagt das Volkslied „das wird nicht geschehen, bis..." und nun wird ein unmöglicher Vorgang, eine Verkehrung des Naturlaufes angesagt, meist aus der Welt der Bäume und Blumen. In einer deutschböhmischen Ballade klagt ein Jüngling, dem die Geliebte gestorben ist:

> Bis der Birnbaum wird Äpfel tragen,
> Dann soll mein Trauern ein Ende haben.[2]

---

[1] Jakob Grimm, Deutsche Grammatik, 3, 728 ff.; Uhland, Schriften, 3, 320; J. Zingerle, in den Wiener Sitzungsberichten, 39, 414 ff.

[2] Hruschka und Toischer, 91.

Ein ähnliches Bild in einem schwäbischen Liede:

So weenig as e Bierebaum
En Apfele kriegt,
So weenig haut mai Schetzle
Mi aufrichti gliebt.[1]

Westfälisch: „Bis dass der Birnbaum Kirschen thät tragen“,[2] Kuhländisch: „Wenn alle Weiden voll Kirschen stehen.“[3] Zuweilen wird im Liede das verhüllende Bild vom Sprecher selbst erbarmungslos enthüllt und gedeutet.

Mein Schätzlein, mein Kätzlein,
O, warte nur ein Jahr,
Und wann die Weiden Kirschen tragen,
So nehm ich dich fürwahr.

Die Weiden tragen kein Kirschen.
Die Königskerz ist kein Licht,
Also kannst du gedenken,
Dass ich dich nehme nicht.[4]

In den zahlreichen Abschiedsliedern der Siebenbürger Sachsen ertönt immer wieder die Frage: „Wann werde ich wiederkehren, wann werde ich euch wiedersehen?“ und darauf regelmäßig die Antwort: „Bis der Birnbaum rothe Rosen bringt, bis die schwarzen Raben weiße Federn tragen. Ach, rothe Rosen, die bringt er nicht, ach, weiße Federn, die tragen sie nicht.“[5] Wie das erste, so ist auch das zweite Bild der Siebenbürger weit verbreitet. In mehreren nordischen Balladen wird als Frist der Wiederkehr angegeben: „Bis die Raben weiß werden,“[6] und ähnlich in neugriechischen Liedern: „Bis die Raben zu Tauben werden.“[7] Daneben werden auch noch andere unerhörte Dinge vorgebracht, so in einem kuhländischen Abschiedsliede:

Wenn das Feuer den Schnee entzündt,
Wenn der Krebs Baumwoll spinnt,
Wenn alles Wasser wird zu Wein

---

[1] Mittler, Nr. 1129.

[2] Reifferscheid, 115, 173.

[3] Meinert, 11.

[4] Des Knaben Wunderhorn, 2, 789.

[5] Schuster, 23, 25 ff., 30, 76 f., 544.

[6] Uhland, Schriften, 3, 217.

[7] Schmidt, Neugriechische Märchen, 155; Lelekas, 35. Vgl. auch Böckel, CL.

Und Berg und Thal zu Edelstein
Und ich darüber Herr werd' sein.
Wirst du, fein's Mädle, mein eigen sein.[1]

Am Schluss eines mundartlichen siebenbürgisch-sächsischen Liedes stehen zwei schriftdeutsche Strophen:

Ach Trauern, ach Trauern, wann wirst ein Ende haben?
Wenn alle Berge sich zusammen werden schlagen.

Die Berge schlagen sich zusammen nicht,
Mein Trauern hat ein Ende nicht.[2]

Oder ähnlich „Bis alle Wasser zusammen gehen" oder „Bis alle Wasser sich verlaufen."[3] In dem Gottscheer Liede Nr. 29 sagt der Soldat, er werde heimkommen, bis die Äste einer Linde in Ogulin und einer Ulme in Reifnitz (zwei weit entfernte Orte) zueinander reichen.

Zueinander reichen werden sie nimmermehr
Und zurück komme ich nimmermehr.[4]

Ähnlich sagt in dem Gottscheer Liede Nr. 86 der Liebende, er werde wiederkommen, bis alle Äste einer Linde zueinander reichen werden. Oder in einer schottischen Ballade: „Wann Sonn' und Mond auf dem Grün tanzen und das wird nimmer sein",[5] oder die bekannte Zeitbestimmung: „Zu Pfingsten auf dem Eise" und viele andere.[6]

Nun sucht aber in volksthümlichen Liebesliedern der abgewiesene oder abweisende Theil das Bild ins Leben umzusetzen, das Unmögliche möglich zu machen. Das ver-

[1] Meinert, 28.

[2] Schuster, 51.

[3] Erks Liederhort, 96 ff.

[4] Vgl. etwa in Pergers Pflanzensagen, 287. Bis der Schatten der Linde von Limm im Argau bis auf die Habsburg reicht, wird die Welt untergehen.

[5] Uhland, ebenda, 217.

[6] Natürlich kommen ähnliche Umschreibungen auch in anderen Literaturen vor, etwa in Vergils Eklogen, 1, 59 ff. Vergil ahmt ja hier die Volkssprache nach.

hüllte Niemals entpuppt sich dann als Neckerei. So kündigt in einem westfälischen Liede ein Bursche dem Mädchen an, er werde erst wieder kommen,

Wenn's schneiet rothe Rosen
Und regnet kühlen Wein,
So lang sollst du mein harren.
Herzallerliebste mein.

Nach längerer Abwesenheit kehrt der Jüngling wieder, in den Händen einen Kranz von Rosen und einen Becher Wein, er stolpert und lässt beides fallen,

Da schneiet's rothe Rosen,
Da regnet's kühlen Wein.

Das gleiche Bild und die gleiche Lösung ist im deutschen Volksliederschatz sehr verbreitet.[1] Verwandt ist das ebenfalls weit verbreitete Lied von den „Winterrosen". Ein Mädchen will die Liebe ihres Werbers nicht erwidern, bis er ihr nicht drei Rosen bringt, die zwischen Weihnachten und Ostern erblüht sind. Der Werber lässt sich nun im Winter von einer Malerin kunstvoll drei Rosen malen und gewinnt das Mädchen.[2]

Durch einen Scherz wird so der angesagte unmögliche Vorgang scheinbar durchgeführt. Doch die Volkslieder berichten auch, dass das unerwartete Wunder wirklich geschieht und das angedrohte Niemals vollends seine Kraft verliert. Das ist der Fall, wenn trockene Stäbe, wenn dürre Bäume wieder grünen. Am bekanntesten ist dieses Wunder in der von vielen Volksliedern erzählten Tannhäuser-Sage.[3] Papst Urban IV. spricht zu Tannhäuser: So wenig der Stab in meiner Hand grünen wird, oder: so wenig dieser

---

[1] Reifferscheid, Nr. 11. Parallelen dazu, ebenda S. 149 f. Erks Liederhort, Nr. 454—455, 546, 585 u. a.

[2] Hoffmann, Nr. 112. Erks Liederhort, Nr. 151 ff. Das wird nachgeahmt von Baumbach in einem Liede vom Pflaumenbaum, der Äpfel trägt. Mit tragischem Schluss in Heinrich Stillings „Linde". Mittler, Nr. 127.

[3] Erks Liederhort, 1, 39—51.

Stock Rosen trägt, können deine Sünden vergeben werden. Tannhäuser zieht in den Venusberg zurück. Nach drei Tagen aber beginnt der Stab zu grünen. Das Motiv ist in Legende und Sage uralt. Der alttestamentliche Aaronstab trug Knospen und Mandeln, der Stab des heiligen Josef erblühte über Nacht, um ihn vor anderen Jünglingen als Gemahl der heiligen Jungfrau zu bezeichnen.[1] Die Stäbe der Heiligen Christophorus, Fingal, Pantaleon, Johannes von Tondern und vieler anderer ergrünten ebenfalls. In der Karl-Sage ergrünen die Lanzen fränkischer Jungfrauen.[2] In der Legende „Die drei grünen Zweige" ergrünt das Holz eines Sünders, um die göttliche Verzeihung zu erweisen.[3] Zu Pfifflingheim bei Ulm erwuchs ein Stab zu einer Ulme, um Luthers Lehre zu bekräftigen.[4] In einer schwedischen Sage erlangt ein Nix durch einen grünenden Stab die Versicherung seiner Erlösung.[5] Scherzhaft ist das Motiv in einem kärntnischen Schnaderhüpfel verwendet:

I werd di schon liab'n,
Wann die Zaunstecken blüh'n,
Wann die Drau aufwärts rinnt,
Nacher liab i di g'schwind.[6]

Häufiger wird in Volksliedern das Erblühen dürrer Bäume berichtet. In einer Fassung der Ballade von der schönen Meererin (Nr. 47) zeigt deren Entführer auf einen dürren Kirschbaum und sagt zu ihr: So wenig dieser Baum Laub wird tragen, kehrst du wieder heim zu deinem jungen Sohn. Am nächsten Morgen aber ist der dürre Baum blütenweiß, da muss er die Meererin heimführen. In Nr. 48 ist es ein alter Baumstamm, der plötzlich Laub trägt; in dem Liede Nr. 67 verflucht eine Mutter ihre Söhne. Sie

---

[1] Erich Schmidt, in Nord und Süd, 1893, 183.
[2] Perger, 284.
[3] Grimm, Märchen, Anhang: Kinderlegenden Nr. 6.
[4] Perger, 317.
[5] Grimm, Mythologie ^{4}, 781.
[6] Pogatschnigg und Herrmann, ^{2}, 1, 95.

sollen erst erlöst werden, „bis der dürre Kirschbaum Früchte tragen wird, das aber wird nimmer sein“.[1]

Endlich erscheinen in vielen deutschen Sagen dürre Bäume, die unerwartet in großen Zeiten, um wichtiges Zeugnis abzulegen, wieder ergrünen.[2]

Eine andere Art der Umschreibung des Niemals tritt ein, wenn die Größe eines Hochgefühles, die Schönheit eines Ortes geschildert werden soll und der Volksdichter außerstande ist, es zu thun. Moderne Schriftsteller lieben in solchen Fällen das Wörtchen „unbeschreiblich“. Die Volkslieder sagen hingegen: Die Freuden der Liebe z. B. können niemals geschildert werden, und nun folgt eine typische Wendung, die mit mannigfachen Varianten in zahlreichen Liedern wiederkehrt.

Ich wollt, der Himmel wär' Papier
Und alle Sternlein schrieben hier,
Sie schrieben wohl mit siebzig Händ', (oder: die liebe lange Nacht),
Und schrieben doch der Lieb' kein End'.

Diese Formel ist uralt und unvergleichlich verbreitet. Sie steht schon im Talmud und im Koran, in späteren jüdischen und in mittellateinischen Schriften, meist für die Größe und Weisheit Gottes, in altfranzösischen und mittelhochdeutschen Dichtungen zu geistlichen und weltlichen Zwecken verwertet, gewöhnlich in der Fassung: Wenn der Himmel Papier, das Meer Tinte, die Gräser Federn und alle

---

[1] In einem slowenischen Hochzeitsliede nehmen die Eltern von der Tochter Abschied: Wann wirst du wiederkehren?

K'suha hruška razcvete	(Wenn ein dürrer Birnbaum erblüht,
Ondaj nazaj pride.	Dann kehrt sie wieder.)

Koritko, 3, 59.

[2] So der Birnbaum im Walserfeld, der wieder ergrünen wird, wenn Karl der Große aus dem Untersberg kommt, Perger, 272 f., ähnliches ebenda, 276, 287, 294. Dürre Bäume erblühten auch, wenn die Leichname Heiliger vorbeigetragen wurden, ebenda, 317 f. Ferner ergrünen Bäume, um für Unschuldige Zeugnis abzulegen, vgl. Birlinger, 1, 319; Vernaleken, 119; Müllenhoff, 140 f.; Kuhn, 107; Grimm, Sagen Nr. 264 u. a.

Menschen Schreiber wären. Wie die deutschen Volkslieder, so verwenden diese Formel auch neugriechische, südslawische, rumänische, ungarische Volkslieder für die Schilderung der Liebe, des Schmerzes, des Glückes, des Rachegefühles u. s. w., meist mit der Schlusswendung: wenn alle Sterne Schreiber wären.[1] In einer Gottscheer Marienlegende (Nr. 10) nun werden die Freuden des Himmels so angedeutet: Und wenn alle Vögel Schreiber, alle Blätter Papier, alle Gräser Federn und das ganze Meer Tinte wäre, man könnte sie nie zu Ende schildern. Merkwürdigerweise werden nur hier die Vögel als Schreiber bezeichnet.

Die keckste und witzigste Ausmalung des Niemals finden wir in den zahlreichen deutschen Lügenliedern und Lügenmärchen, in den Liedern von den unmöglichen Dingen. Wenn sich z. B. Liebende untereinander necken:

Und soll ich dir von Haberstroh
Spinnen die feine Seide,
So musst du mir von Lindenlaub
Ein neu Paar Kleider schneiden.

oder:

Und soll ich dir die Brücke schlagen
Von einem kleinen Reise,
So musst du mir die Sterne zählen,
Die an dem Himmel scheinen.

Damit hängen zusammen die schier unerschwinglichen Aufgaben, die die launenhaften Frauen des Mittelalters von ihren ritterlichen Verehrern verlangten, damit die Märchen von Nirgendheim; denn auch das Schlaraffenland ist in seinem Kerne nur die phantasievolle Ausmalung der Negation Nirgends.[2]

Es ist nun interessant zu beobachten, wie sich unsere Kunstdichter, vor allem unsere Classiker an Stellen verhalten, die ein stark betontes Niemals verlangen. Hier

---

[1] Vgl. Reinhold Köhler in der Zeitschrift: Orient und Occident, 2, 546 und 559; Anton Herrmann in den ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn, 1, 12—19; Köhler und Herrmann, ebenda, 1, 211—213 und 312—323; Reifferscheid, 174 ff.; Gustav Meyer, 65; Krauss, Sitte und Brauch, 130; Alemania, 11, 57; Tobler, 2, 175; Erks Liederhort, Nr. 586, 589.

[2] Über die Lügendichtungen des Volkes handelt ausführlich: Uhland, Schriften, 3, 213—240.

wird eine verstärkte Wirkung nicht durch Umschreibungen, sondern gewöhnlich durch mehrfache Wiederholung der Negation erstrebt. Wenige Beispiele dürften ja genügen. Also Gretchens bekanntes Lied in Goethes „Faust“:

> Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer,
> Ich finde sie nimmer und nimmermehr.

Der Tempelherr in Lessings „Nathan“, III, 9, versichert:

> Allein — sie wiedersehen — das werd' ich nie!
> Nie, nie! —

In Schillers „Jungfrau von Orleans“ fragt Lionel: „Werd' ich dich wiedersehen?“ Johanna erwiedert: „Nie, niemals!“ In der „Braut von Messina“, II, 3: „Zu ihr mich bringen? Nimmer, Nimmermehr!“ Und gar fünfmalige Wiederholung im „König Lear“, V, 3, wo der König zur todten Cordelia spricht:

> O, du kehrst nimmer wieder,
> Niemals, niemals, niemals, niemals, niemals.

2. Du bist mein, ich bin dein.

Nicht um eine poetische Umschreibung, sondern um eine schlichte, aber ganz fest geprägte Formel handelt es sich bei diesem zweiten Beispiele. Es ist ja bekannt, dass schon Wernher von Tegernsee um 1170 ein Liebeslied niedergeschrieben hat mit dem Eingange: Dû bist mîn, ich bin dîn. Diese Formel kehrt nun, das ist schon von anderen nachgewiesen worden,[1] unendlich häufig in der deutschen Volkspoesie wieder. Meist am Schlusse einer Liebesversicherung als letzter stärkster Ausdruck. Und diese Formel hängt so innig mit dem deutschen Volksleben zusammen, dass auch Kunstdichter die enge Gemeinschaft Liebender und das Bewusstsein ihres sicheren Glückes am besten mit dieser volksthümlichen Formel wiedergeben. Und

---

[1] Bolte, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum, 34, 161 ff. und im Anzeiger, 17, 343; R. M. Meyer, ebenda, 29, 133; Strauch, im Anzeiger, 19, 94; vgl. auch Hauffen, 13.

so finden wir sie denn vom 12. bis 19. Jahrhundert immer wieder bei den Minnesängern und in der höfischen Epik, bei Hans Sachs und in den Dramen englischer Komödianten, bei Schiller und Heyse. Endlich in der geistlichen Poesie deutsch und lateinisch für die innige Versenkung in Gott. Aus einer Andeutung in Luthers Tractat von Ehesachen 1530 hat Bolte die Ansicht gewonnen, diese Worte seien eine alte deutsche Rechtsformel bei Verlobungen gewesen. Ähnlich also wie etwa „das Treten auf den Fuß", das in so vielen deutschen Volksliedern erwähnt wird,[1] ein altdeutscher, zum Theile noch heute erhaltener Brauch bei Trauungen ist. Die Ansicht Boltes kann ich bekräftigen durch mehrere Belege aus deutschen Volksliedern, die uns zeigen, dass die Worte „du bist mein, ich bin dein", von einem oder dem anderen Theil der Liebenden gesprochen als ein Heiratsversprechen galten und bindende Kraft hatten. Mit dieser Formel wird die Unabänderlichkeit und die Unzertrennbarkeit des geschlossenen Bündnisses ausgedrückt. So lautet der Schluss eines steirischen Liebesgespräches:

Du bist mein,
Ich bin dein,
Hochzeit soll sein.

Der Schluss eines hessischen Volksliedes:

Du bist mein und ich bin dein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

Ein oft angewendeter Spruch auf gemalten Ostereiern in Iglau:

Ich bin dein, du bist mein,
Alle Tag kann Hochzeit sein.

In dem oben erwähnten Liede von den Winterrosen weist das Mädchen den Bewerber zuerst zurück mit den Worten:

Ich bin nicht dein, du bist nicht mein.
Bis du mir bringst drei Rosen.

---

[1] Uhland, Nr. 29; Erks Liederhort, Nr. 429; Simrock, Nr. 111; Mittler, Nr. 786—788; Böhme, Nr. 133; Des Knaben Wunderhorn, 2, 88 f., mit weiteren Literaturangaben.

Nachdem der Jüngling ihren Wunsch erfüllt hat, beschließt sie das Lied mit den Worten:

> Jetzt bist du mein und ich bin dein.
> Beisammen wollen wir bleiben,
> Bis uns der Tod wird scheiden.

In der Ballade von der schönen Bernauerin weist diese die Männer zurück, die sie vom Herzog, ihrem Gemahl, trennen wollen. Sie spricht zweimal die Formel, um anzuzeigen, dass sie mit dem Gatten rechtmäßig verbunden ist:

> Der Herzog ist mein und ich bin sein,
> Der Herzog ist mein und ich bin sein,
> Sind wir gar treu versprochen, ja versprochen.

Ein siebenbürgisch-sächsisches Tanzliedchen lautet:

Ech bün deinj,	Ich bin dein,
Teâ büßt meinj,	Du bist mein
Ûnd esi sâl et	Und so soll es
Äinjde seinj.	Immer sein.[1]

In Gottschee wird während des Hochzeitmahles von den Brautleuten das kurze Lied (Nr. 110) gesungen mit dem Schlusse:

> Ich bin dein und du bist mein,
> Das kann und mag nicht anders sein.

Den gleichen Schluss finden wir bei den Gottscheer Balladen Nr. 63, 71 b, 95. Es sprechen ihn Liebende, die sich für immer verbinden unter Umarmungen und Küssen.[2] In dem Märchen von den zwölf Jägern erkennt der König am Ring seine erste echte Braut, küsst sie und spricht: „Du bist mein und ich bin dein, und kein Mensch auf der Welt kann das ändern.“ Im Märchen von der klugen

---

[1] Schlossar, Nr. 175; Mittler, Nr. 832; Wilibald Müller, 404; Hoffmann, Nr. 112; Simrock, Nr. 322; Schuster, 109.

[2] Ähnlich ist der Schluss in Nr. 55: „Es kann und mag nicht anders sein, Wir beide müssen beinander sein.“ (Kann und mag, vgl. Uhland, Nr. 76 d.)

Bauerntochter sagt der König zu seiner Frau, als er sich zum zweitenmal mit ihr vermählen lässt: „Liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein.“[1] Und Faust spricht zu Helena in einem Augenblicke hoher Liebeserregung:

Ich bin dein und du bist mein,
Und so stehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders sein.[2]

Um einen Blick auch auf die südslawische Volkspoesie zu werfen: Der Schluss eines slowenischen Liedes beim Fensterln lautet:

Ti si moja, jes sim tvoj,	Du bist mein, ich bin dein,
Se zaročil bom s teboj.	Verbinden werd' ich mich mit dir.[3]

Bei kroatischen Trauungen wird der Satz gesprochen: Od vjenčanja do groba ja tvoj a ti moja. (Von der Trauung bis zum Grabe bin ich dein und du mein.)[4]

3. Blumen auf Gräbern.

Fünf Gottscheer Lieder verschiedenen Inhaltes (Nr. 59, 60, 62, 63 und 80a) haben den gleichen Schluss: Zwei Liebende, die gleichzeitig verstorben sind, werden zu beiden Seiten einer Kirche begraben; aus seinem Grabe wächst eine Rebe, aus ihrem eine Rose. (In 80b ist es eine rothe und eine gelbe Rose.) Die beiden Pflanzen wachsen über die Kirche empor und umarmen sich, wie zwei Liebende. Das ist ein alter und weitverbreiteter Zug der Volkspoesie, die hier die liebenden Seelen der Verstorbenen in den

[1] Grimm, Märchen, Nr. 67 und 94.

[2] Faust, 2. Theil, 3. Act, V. 5092 ff.

[3] Koritko, 3, 89.

[4] Eine Parallele zu dieser Formel findet sich auch in einer alten antijesuitischen Schrift „Wundergeburt“ etc. (vgl. Englert, in der Alemannia, 20, 104). Hier sagt Belzebub zum Papst: „Denn ich bin dein und du bist mein, Ewig wir ungeschieden sein.“ Noch größer wäre die Zahl jener Stellen, an denen diese Formel mit Änderungen verwendet wird, z. B. in Marie von Ebner-Eschenbachs „Nach dem Tode“: „So gehörst du mir... So bin ich dein“ u. a.

Pflanzen weiter leben lässt. Am bekanntesten ist dieses Motiv aus dem Schlusse der Tristan-Sage. Tristan und Isolde starben auch gleichzeitig. König Marke lässt nun, so erzählen alle deutschen Fassungen der Sage, auf Tristans Grab eine Weinrebe, auf Isoldens Grab einen Rosenstock pflanzen; beide wachsen auf und umschlingen sich, wie in inniger Liebe. Von der Gottscheer Darstellung weicht die Tristan-Sage insoferne ab, als hier die Pflanzen nicht von selbst aufwachsen, sondern erst darauf gesetzt wurden, was jedenfalls eine spätere Änderung ist,[1] und dass die Gräber nicht an Kirchenmauern liegen. Die französischen Fassungen der Sage lassen nur eine Rebe oder zwei Epheuranken von selbst emporschießen; nach der altnordischen Fassung ruhen die Liebenden zu beiden Seiten einer Kirche, eine Eiche und eine Linde wachsen aus den Gräbern und umarmen sich über dem Kirchendache.

Die gleiche oder eine ähnliche Situation findet sich sehr häufig am Schlusse slawischer Liebeslieder. In serbischen Liedern umarmen sich eine Kiefer und eine Rose, oder eine Föhre und eine Rebe am Grabe der Liebenden,[2] in einem bosnischen und in einem bulgarischen Liede Rebe und Rose,[3] in einem wendischen Liede zwei Reben.[4] In zwei slowenischen Balladen, die Parallelen zu unseren Gottscheer Nummern 59 und 97 bilden, umarmen sich Rose und Rebe, oder Rose und Lilie über dem Kirchendache.[5] Ähnlich in einem schottischen Liede Rose und Linde, in einem schwedischen Rose und Lilie.[6] Weiter ab stehen ein neu-

---

[1] So meint Grimm, Mythologie, [4], 690. Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg haben in ihren Tristan-Dichtungen irrthümlich die Rose auf Tristans Grab, die Rebe auf Isoldens Grab pflanzen lassen.

[2] Talvj, 1, 68; Kapper, 2, 334.

[3] Krauß, Sitte und Brauch, 330; Krauß, Sagen und Märchen, 2, LI.

[4] Haupt und Schmaler, 2, 50.

[5] Koritko, 4, 73; Stanko Vraz, 123; Janežič, Nr. 12 und 75.

[6] Vgl. Koberstein, 86 f.

griechisches, ein ungarisches, ein schwedisches und ein Bretagner Volkslied.[1]

Im deutschen Volksliede ist dieser Schluss der Tristan-Sage und der slawischen Liebeslieder unbekannt. Die Gottscheer bilden also hierin eine Ausnahme. Wohl aber ist dieses Motiv von den Blumen, die auf Gräbern Liebender erblühen, in anderer Form im deutschen Volksliederschatz sehr häufig. Koberstein hat in einem schönen Aufsatze[2] von dem Fortleben abgeschiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt gezeigt, wie in der deutschen Volkspoesie die Verstorbenen durch Blumen auf Gräbern ihre Wünsche und Bitten, Drohungen und Anklagen kundthun, ihre Unschuld erweisen, den Mörder bezeichnen u. a. Besonders auf dem Grabe von Liebenden, die durch frühen gewaltsamen Tod dahingerafft wurden, erblühen Rosen, Lilien und andere Blumen mit und ohne Schrift auf den Blättern (Erks Liederhort, Nr. 107, 110, Hoffmann, Nr. 11 u. a.). Nach volksthümlichen Legenden sprießen Blumen auch aus den Gräbern Heiliger und Seliger, aus den Leibern erschlagener Christen, um sie vor den Heiden auszuzeichnen. Die Sage von der Verwandlung der Menschen in Blumen, von der Lilie, als Sinnbild menschlicher Lebenskraft, gehören auch hieher, und da ähnliche Sagen bei allen indogermanischen Völkern nachzuweisen sind, so müssen sie

[1] Vgl. Kind, Neugriechische Volkslieder, 17. Hier: Cypresse und Schilfrohr. — Carneri, Ungarische Volkslieder und Balladen, 29, „Die zwei Königskinder“ (Hero und Leander an der Donau). Hier umschlingen sich eine weiß gestreifte und eine rothe Tulpe, „Die Seelen der Verliebten“. — Arwidson, Svenska, Fernsånger, 2. 23. Eine Linde auf dem Grabe der Liebenden wächst über das Kirchendach, das eine Blatt nimmt das andere in den Arm. — Keller und Seckendorff, Volkslieder aus der Bretagne, Nr. 2. Zwei Eichen wachsen aus dem Grabe: auf ihren Zweigen schnäbeln sich zwei Tauben.

[2] In dem Weimarischen Jahrbuche, 1, 73—100. Ergänzt wurde dieser Aufsatz durch Reinhold Köhler, ebenda, 479—483, und durch Perger, Pflanzensagen, besonders 12—17, 80, 230 f. Die damit zusammenhängende Anschauung von der Baumseele behandelt Mannhardt, Der Baumcultus, 5 f., 9 ff., 25, 34 ff., 40 ff., 65, 69, 603.

wohl auf eine uralte gemeinsame arische Anschauung von der Seelenwanderung zurückgeführt werden.

Auf dem Gebiete der Volkspoesie könnten die Ausführungen Kobersteins und seiner Nachfolger noch ergänzt werden. Dass Blumen auf Gräbern gepflanzt werden oder von selbst hervorsprießen, kommt, wie in Wirklichkeit, so auch im Liede natürlich überaus häufig vor. Aber bei Liebenden hat es damit immer eine besondere Bewandtnis. Der eine Theil verlangt von dem anderen, dem überlebenden Theil, dass er bestimmte Blumen aufs Grab setze. Am liebsten Rosmarin oder Rosen, oder beides zugleich,[1] Vergissmeinnicht und Veilchen.[2] Also etwa:

> Sollt' ich aber unterdessen
> Auf dem Todsbett schlafen ein.
> So sollst du auf mein Grabstein setzen
> Eine Blum' Vergissnichtmein.[3]

Ein dürres Reis auf das Grab von Liebenden gepflanzt, beginnt sich wieder zu lauben,[4] eine Linde Rosen zu tragen.[5] Die Grabesblumen können den verstorbenen Liebsten vertreten, sie bezeichnen ja seine Seele:

> Auf meinem Grabe wächst das Gras,
> Schätzlein brich Röslein,
> Brich sie ab und trag' sie heim
> Und leg' sie in die Schlafkammer 'nein,
> Da schlafst du nicht allein.[6]

Die Blumen auf dem Grabe der Geliebten sind für den Liebsten bestimmt und niemand anderer soll sie ab-

[1] Peter, Nr. 307; Mündel, Nr. 30; Hruschka und Toischer, 94, auch 92 und 98; Mittler, Nr. 762, auch Nr. 813; Erks Liederhort. Nr. 601, 727, 731, 731 f., 738 f.: Perger, Pflanzensagen, 143. Das gleiche Motiv auch vielfach bei Kunstdichtern, vgl. Deutsches Wörterbuch, 8, 1169 f.

[2] Lewalter, 2, 14; Mündel. Nr. 29, 30, 42, 95: Mittler. Nr. 833.

[3] Mündel, Nr. 94.

[4] Hruschka und Toischer, Nr. 112.

[5] Mittler, Nr. 309.

[6] Mündel, Nr. 71.

brechen. Sie sind ein Theil der Verstorbenen selbst.[1] Die drei Lilien vom Grabe des Jünglings allerdings bricht sich ein eben vorbeiziehender Bauer, steckt sie auf seinen Hut und ist frischen, freien Muthes.[2] Die Versicherung treuer Liebe über das Grab hinaus, die durch das Umschlingen zweier Blumen oder durch eine Schrift auf den Blättern angedeutet wird, kann auch auf dem Grabsteine zu lesen sein:

> Auf mein Grabstein steht geschrieben,
> Dass ich dir bin treu geblieben
> Und hab' dich so treu geliebt,
> Lebe wohl, vergiss mein nicht.[3]

Ebenso in unserem Gottscheer Liede Nr. 85.

Den meisten der oben erwähnten Lieder liegt die Anschauung zugrunde, dass die Blumen aus den Herzen der Begrabenen hervorsprießen. Dieses Bild wird in kärntnischen Schnaderhüpfeln auch für den lebenden Geliebten verwendet.

> Ba mein Herzl drin,
> Wachst a Zweig Rosmarin,
> Brich es ab, so g'hört's dein
> Aber treu muesst mer sein.[4]

In einem tirolischen Schnaderhüpfel pflanzt der Gärtner seinem Schätzchen „a Rösl in's Herzel hinein".[5]

Auch aus den deutschen Märchen wäre manches heranzuziehen. Das Reis, das Aschenputtel (Grimm, Nr. 21) auf das Grab der Mutter pflanzt, wächst zu einem Baum heran. Wenn der Baum und die Vögel darauf dem Aschenputtel schöne Kleider spenden und ihr Glück bringen, ihre Peiniger aber anklagen und bestrafen, so ist das die Seele der Mutter, die nach dem Tode noch für ihr Kind sorgt. Auch die

[1] Z. B. Hoffmann, Nr. 171 u. a.

[2] Erks Liederhort, Nr. 96a.

[3] Hruscha und Toischer, Nr. 163; vgl. Mündel, Nr. 112; Mittler, Nr. 1191.

[4] Pogatschnigg und Herrmann, 1, 59, mit mehreren Varianten. Ähnlich slowenisch, Janežič, Nr. 74.

[5] Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 4, 198.

wohlthätige Ziege (Grimm, Nr. 130) verhilft noch nach ihrem Tode durch den Baum, der aus ihren Eingeweiden erwächst, dem Zweiäuglein zum Glück. Das wallachische Märchen, das Koberstein, 91 ff. mittheilt, hat seine Parallele in einem siebenbürgisch-sächsischen Märchen, wo aus den begrabenen zwei Goldkindern goldene Tannenbäumchen erwachsen.[1] Dass Blumen die Seele oder die Lebenskraft des Menschen bezeichnen (Koberstein, 96 f.), wird in den deutschen Märchen (Grimm, Nr. 85, 96 und die Anmerkungen) oft erzählt.

[1] Haltrich, 226 und 525.



I.

GEISTLICHE LIEDER

UND
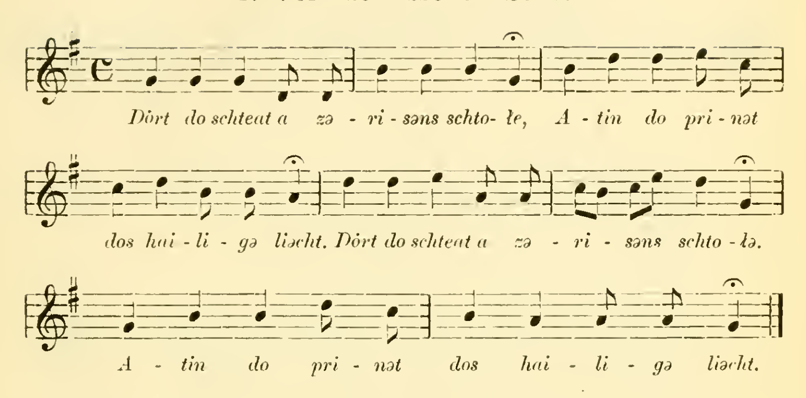
LEGENDEN.

Nr. 1—43.

Vorbemerkungen zu dem Text der Lieder.

Eine streng phonetische Schreibung habe ich in dem nachstehenden mundartlichen Text absichtlich vermieden. Erstens haben wir noch kein allgemein anerkanntes und allseits befriedigendes System der Lautschrift und zweitens wollte ich die Lieder nicht vollends unlesbar für Laien machen. Doch um besondere Laute der Gottscheer Mundart genau wiederzugeben, sah ich mich veranlasst, einzelne eigene Zeichen zu verwenden und zwar *ə* für den Vocal. den die Ruhelage der Zunge ergibt, *ó* für den zwischen ö und o liegenden Laut; *ú* für den zwischen ü und u liegenden Laut; *ł* für gutturales (sogenanntes polnisches) l; *sh* für stimmhaftes sch (slavisch ž), *sch* für stimmloses sch (slavisch š). Unser *s* ist in- und auslautend stimmlos; *k* ist die gewöhnliche oberdeutsche Affricate (kh); *c* ist die nicht aspirierte gutturale Tenuis. Die langen Vocale bezeichne ich mit ^, alle übrigen sind kurz. Die Bezeichnungen der neuhochdeutschen Rechtschreibung (Dehnungs-h. Gemmination u. s. w.) unterlasse ich. Alle übrigen Buchstaben haben den Lautwert der bayrisch-österreichischen Mundart. Die bereits von Elze. Klun, Schröer und Rudesch mitgetheilten Lieder musste ich in meine Schreibung umsetzen. weil von den älteren Herausgebern wichtige Lautunterschiede nicht beachtet worden sind. Die Überschriften der einzelnen Lieder gebe ich nur dann in der Mundart, wenn sie aus dem Volksmunde stammen.

1. Vom zerrissenen Stall.



1\. |: *Dört do schteat a zərisəns schtołə,*
Atin (darin) *do prinət dos hailigə liəcht.* :|

2\. |: *Lai, bear* (nun, wer) *'scht atin dan zərisən schtołə,*
As əs et gəwriəshn (frieren) *tüət?* :|

3\. |: *Atin ischt Maria, 's kindlain baschət shi,*
's kindlain Jêshisch baschət shi. :|

4\. |: *Atin ischt dər Jôshe, dar autə* (alte) *mon,*
A scheanən, a baisn puərtə (Bart) *hot ar.* :|
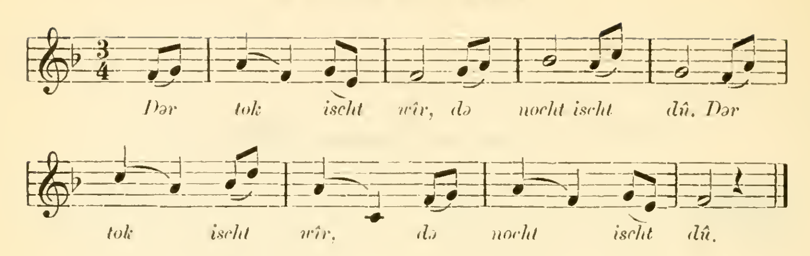
5\. |: *In wüəs* (den Fuß) *pəbêgət ar, 's kindlain biəgət ar,*
's kindlain Jêshisch biəgət (wiegt) *ar.* :|

6\. |: *Dər ôkschə pluəshət, dər eshl schmekət,*
As shai 's kindlain Jêshisch drbêrm tüənt. :|

Perz in Lichtenbach.

Die letzte Strophe bedeutet: Der Ochs bläst, der Esel schnaubt das Kind an, damit sie es erwärmen.

2. Jesus und Maria.



1 *Dər tok ischt wîr* (vorüber), *də nocht ischt dû,*
Um nainai dər nocht klökət (klopft) *Jêshisch schean wən:*
„Mochət aûf, mochət aûf, mûətr Maria!“
Unt dos drhearət mûətr Maria.
5 *Shi lâfət pahent zr schtiəgn, zûn toar.*
Mit gətaner (linker) *hont mochət shi imon schean aûf,*
Mit gərachtr hont empfâchət shi 'n schean:
„Griəs gôt, griəs gôt, dû liəbəs main kint,
Bu hoschtû di shô longə afgəhautn?“
10 *„I hon mi afgəhautn pain zbelf jingarn main,*
Də tisch ûn də penkə hon i afgədekən.
's hailigə sacrament hon i aingəshezət,
Dos leschtə âbndmuəl (Abendmahl) *hon i mit in gəhautn.“*
„Bai hûbəschtû di shô loidigr,
15 *Shô loidigr, shô traûrigr?“*
„Biə brt i et loidik et traûrik shain,
Ben i aûs brt trinkn dan pitrn kelich,
Nûə ûmar, nûə ûmar dai wraitogainə (Freitag) *nocht!“*

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Tomitsch in Mösel.
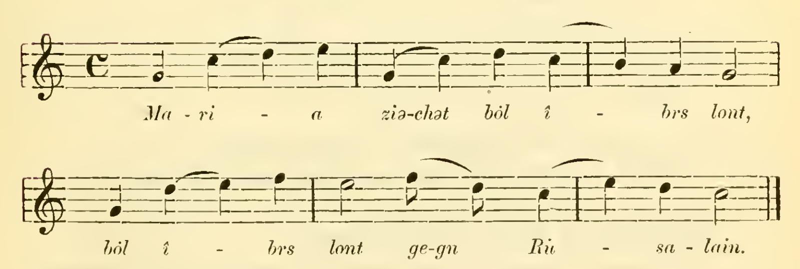
Eine zweite Fassung 2ª, von Perz in Lichtenbach aufgezeichnet, hat V. 6 für *Mit gətaner* | *Mit dar linkn,* V. 7 für *Mit gərachtr* | *Mit dr rachtn,* V. 10 für *jingarn main* | *jingrlain,* V. 11 für *afgədekn* | *ugəbaschət* (abgewaschen). Für V. 14—16: *Bai schteant dainə âglain shô wôlə zâchrlain?* | *Shai brnt mirs earscht nòch wôlr schtean.*

2b. Jesus und Maria.

Dər tok ischt wir, də nocht ischt kâm, 1
Main Jêshisch ischt et (nicht) *kâm.*
Ümar (herum) *ischt kâm nainai in dər nocht.*
Bear (Wer) *klôkət uən shô grailain* (greulich)?
„*Moch aûf, mûətr, liəbai main!*“ 5
Mit gətaner hont mochət sh 'imon aûf,
Mit gərachtr hont empfûchət sh 'in:
„*Liəbəs main kint, bû pischtû gəbân* (gewesen)?
Ich ûnt dain wuətr shûəchənt dich mit schmarzən
Biər hûbm glâbət, di jûdn hont di schôn gəwûchn (gefangen).“ 10
„*Ich pin jo gebân pai dn jingarn main,*
Shai hont aûsgəshezət di penkə ûnt schtiələ
Ûnt dos hailigə sacrament.“
„*Də shûn ûnt dər muənə wrliəshənt* (verlieren) *dn schain.*
Main kint hot koin roscht ûnt koin rûə 15
Di glöcn schtelənt dos laitn in.“

Gedruckt bei Schröer, 436 f.

3. Maria unter dem Kreuze.



1. *Maria ziəchət bôl îbrs lont,*
   Bôl îbrs lont gegn Rûsalain (Jerusalem).

2. *Bos trûgət shi in îr dr hont?*
   In îr dr hont a shneabaisn priəf.

3. *Bos schteat gəschrîbm bôl in dan priəf?*
's schteat gəschrîbm a lai ashô (nur so)*:*

4. „*Maria 't* (hat) *wrloarn îr liəbəs kint,*
Îr liəbəs kint, wuətr Jêshû Krischt."

5. *Shi ziəchət ahin gegn Rûsalain,*
Gegn Rûsalain bôl ain in də schtot,

6. *Bôl ain in də schtot af mitn ploz,*
Af mitn ploz, woar richtarsch shain haûsch (vor des Richters Haus).

7. *Ahant do schteat dos hailigə kraizə,*
Atôbm do hougət ir liəbəs kint,

8. *Îr liəbəs kint, wuətr Jêshû Krischt.*
Ashô do schprichət wuətr Jêshû Krischt:

9. „*Shô wiərət miər bek dos wremə baip* (fremde Weib),
I mûg shə et nənschâgn, biə shi hoißə boinət."

10. *Ashô do schprichət mûətr Maria:*
„*Biə nenəschtû mi wîr a wreməs baip?*

11. *I pin əs jo də mûətr dain.*"
„*Iər tûət miər jo nôch wilmear bea,*

12. *Ausch* (Als) *biə də gonzn muərtrn main,*
Ben ier miər do shô hoisə boinət."

13. *Ar luəsət woł* (fallen) *a milichtrepfle,*
„*Biə iər brt hinziəchn îbrn êbm pôdn* (Ebene),

14. *Shô luəsət woł dos milichtrepfle,*
Daraûs brt gəruetn (gerathen) *a boizâchrle* (Weizenähre)

15. *As koin hailgə meschə gəlêshət kon shain,*
As draiərloje dəpai miəsnt shain."

16. *Ar luəsət nüe woł a plûətstrepfle:*
„*Lai biə ier brt ziəchn in schtikln roin* (steilen Pfad),

17. *Shò luəsət woł dos plùətstrepfle,*
Daraùs brt gəruetu a bainrâble (Weinrebe).

18. *As koin hailyə meschə gəlêshət kon shain,*
As draiərloje dəpai miəsnt shain.

19. *Dos boizainə proat, dar kiələ bain,*
Dar kiələ bain, də bokschainkêrzlain (die Wachskerzen)."
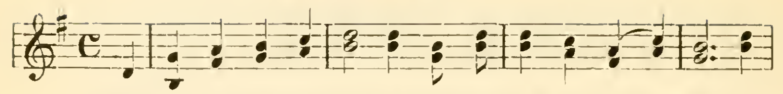
Perz in Lichtenbach.
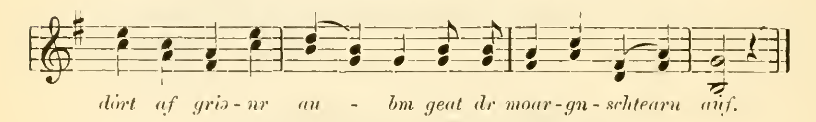
3ª. Maria unter dem Kreuze.

Maria hot pəkam a zedrle (Zettelchen), 1
Daraùf ischt gəschrîbm ìr oinzigr shùn.
Shi hot wrloarn ìr liəbm shùn,
Shi ziəchət gen Jerùshalem.
Bòl in dr schtot af mitn ploz, 5
Do schteat oin groaßəs kraizə,
Draùf ischt gəshlûgn ìr gùətəs kint.
Shi boinət au shò pitrlich,
Shò schpricht dr hear: „Bai boinəschtù,
Bai boinəschtù shò pitrlich?" 10
„Biə shòl ich et boinən pitrlich,
Bo ich shîch wliəsn Jêshisch plùet?"
Ben Jêshisch ischt gəzôgn îbr schtikln roin
Ar hot luən (lassen) *woł oin plùətstrepfle,*
Draùs ischt gəbokschn oin bainrâble. 15
Ben Jêshisch ischt gəzôgn îbr êbms waut (Feld),
Ar hot luən woł oin milchtrepfle,
Ùnt draùs ischt gəbokschn oin boizstamlain (Weizenhalm).
Ùnt koin meschə kon gəlêshət shain,
Dəpai mùəs shain dos boizainə proat (Weizenbrot). 20
Dos boizainə proat ùnt dar kiələ bain.

(Nach Schröer, 436 mit mehrfachen Berichtigungen.)

4. Maria und Johannes.





1. |: *Bòl dört af griənr aubm* (Alm),
Geat dr moargnschtearn aúf. :|

2. |: *Atúntn shizət Maria,*
Bòl inshərə liəbə wrâ (Frau). :|

3. |: *Shi ziəchət a beaník wîrhin,*
Únt wîrhin wîr dos haúsch. :|

4. |: *Jòhanesch schâgət*
Pain wanschtr heraús.

5. |: „*Jòhanesch, Jòhanesch,*
Dú hailigr mon. :|

6. |: *Hoschtú et gəshâchn,*
Jêshúm main shún?" :|

7. |: „*I honən* (habe ihn) *bòl gəshâchn,*
Hearn Jêshúm dain shún." :|

8. |: *Won êlpark* (Ölberg) *ischt ar gəgeanən.*
Mit shbiz únt mit shbois. :|

9. |: *Di júdn hont in gəwiərət,*
Mit schtrikn hont shai 'n gəpúntn. :|

10. |: *Mit goishln hont shai 'n gəgoishəlt,*
Mit dearn (Dornen) *hont shai 'n gəkreanət.* :|

11. |: *Ünt uhar* (herab) *ischt gərúnən,*
Shain roashmuruərbəs plüət. :|

12. |: *Shó as koin menisch gədenkn kon,*
Biə groas shainə búntn (Wunden) *hent!*" :|

13. |: *Lai bear dos liədle shingn kon,*
Shing əs oŧə tok amol. :|

14. |: *Dər himl brt mon* (ihm) *ófn schtean,*
Ünt nimurmear wrschlósn. :|

Perz in Lichtenbach.

Eine zweite Fassung bei Schröer, 431 f. Hier fehlen Strophe 8 f. Für V. 10, 2—12, 2 heißt es hier: *Shai hont in uəngəshlûgn an's hailigə kraiz* | *Zbean naglain in də hentə, oins in də wiəs.* Für 14, 2: *Dem bil ich gâbm dos eabik lâbm* (Leben).

5. Maria im Rosengarten.

1. *Maria schmoarónsch* (des Morgens) *wriə aúfschteat,*
Maria, Maria, o Maria, kênigin.

2. *Shi legət shi guər scheanai üən,*
Maria, Maria, o Maria, kênigin.

3. *Shi geat hinaúsch in roashainguərt* (Rosengarten),
Maria u. s. w.

4. *Bos beləŧ* (was will) *shi tüən in roashainguərt?*
Maria u. s. w.

5. *Di reashlain gəliəchtai* (lichte) *beləŧ shi prachn* (brechen).
Maria u. s. w.

6. *Bu* (wo) *beləŧ shi hin mit dan reashlain gəliəcht?*
Maria u. s. w.

7. *A kranzle gəliəchtəs beləŧ shi wlachtən* (flechten).
Maria u. s. w.

8. *Bu belət shi hin mit dan kranzle gəliəcht?*
Maria u. s. w.

9. *Aůfs hailigə kraizə belət shi 's hengn.*
Maria u. s. w.

10. *Bu belət shi hin mit dan hailign kraiz?*
Maria u. s. w.

11. *Ins himlraich, ins puəradaisch.*
Maria u. s. w.

12. *Göt hilf insch ołn ins himlraich.*
Maria u. s. w.

13. *Ins himlraich, ins puəradaisch!*
Maria, Maria, o Maria, kênigin.

Gedruckt bei Elze, 36 f., bei Schröer, 435.

Das gleiche Lied hat Tomitsch in Mösel aufgezeichnet. Nur hat er für 4 *tüən* | *mochn* und für 4, 6, 8 und 10 *belət* | *bil.*

5ª. Maria im Rosengarten.

1. *In gonzr barlt* (Welt) *ischt koin belkle* (Wölkchen) *et.*
Won himl wołət (fällt) *a kiəldr tâ* (Thau).
's bâröt (war) *et a kiəldr tâ,*
's ischt Maria îrə zâchrlain (Zähren).

2. *Maria schteanöt schmoarönsch wriə aůf,*
Shi lêgət shi guər scheandr uən,
Shi ziəchət aůßn an proitn bak (Weg),
Won proitn bak aůf dan shmuəln schtaik.

3. *In gonzr barlt ischt koin belkle et,*
Wön u. s. w. (wie Strophe 1).

4. *Dar schtaik wiərət shə aůf dan hoachn park.*
Shi ziəchət in dan roashainguərt,
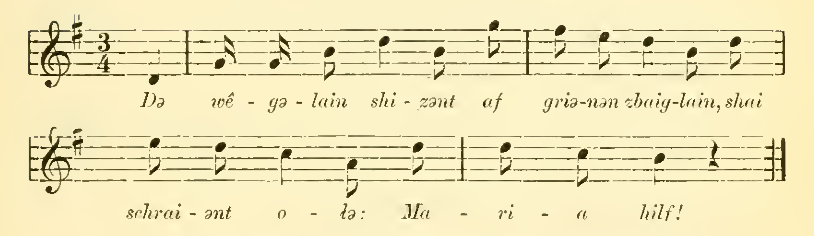
Shi prachət nar (nur) *di reashlain gəliəcht,*
Shi wlachtət nar di krenzə gəliəcht.

5. *Bu bil shi hin mit dan krenzn gəliəcht?*
Shi hengət shə af dos hailigə kraiz.
Bu bil shi hin mit dan hailign kraiz?
Ins himlraich, ins puəradaisch,
As br ołə shâlik bâraitn!
(Dass wir alle selig würden.)

Schröer, 435.

---

6. Die Vöglein im Rosengarten.



1. *Də wêgəlain shizənt af griənən zbaiglain,*
Shai schraiənt ołə: „Maria hilf!“
Shai schraiənt ołə: „Maria hilf insch (uns)*!*
Maria brt insch zə hilfə kâm.“
Bos belt (will) *shai tüənən in roashnguərtn?*
Shai schraiənt ołə: „Maria hilf!“

2. *Də wêgəlain shizənt af griənən zbaiglain,*
Shai schraiənt ołə: „Maria hilf!“
Shai schraiənt ołə: „Maria hilf insch!
Maria brt insch zə hilfə kâm.“
Reashlain gəliəchtai belt shai prachn,
Shai schraiənt ołə: „Maria hilf!“

Und so fort noch acht Strophen. V. 1—4 und 6 bleiben immer gleich, als V. 5 tritt immer eine Zeile nach der andern aus dem Liede Nr. 5 hinzu. Je zwei Verse werden nach der obigen Melodie gesungen.

Perz in Lichtenbach.

---

7. Lied beim Hirsejäten.

Chor:

1. *Də bochtl* (Wachtel) *shlûgət haiər in inshrm wandə* (Felde).
Göt gib insch haiər a gûətəs juər (Jahr).
In bainpargə (Weinberge) *ûnt in hirschpödn* (Hirsefeld).

Vorsänger:

Shi trit böl aûhin (wohl hinauf) *af proitn bak* (Weg).
Af proitn bak, af shmuəln schtaik.

Chor:

2. *Də bochtl shlûgət haiər in inshrm wandə* (u. s. w. wie oben).

Vorsänger:

Af shmuəln schtaik, af hoachn park.
Af hoachn park, in roashainguərtn.

Chor:

3. *Də bochtl* u. s. w.

Vorsänger:

Bos belt (will) *shai tûən in roashnguərtn.*
Shai belt prachn gəliəchtə reashlain.

Chor:

4. *Də bochtl* u. s. w.

Vorsänger:

Gəliəchtai roashn prachət shai
Gəliəchtai kranzlain ərlachtət shai.

Chor:

5. *Də bochtl* u. s. w.

Vorsänger:

Zbai (Wozu) *hent îr* (sind ihr) *di kranzlain gəliəcht?*
Zûm hailign kraizə belt shai shə hengn.

Chor:

6. *Də bochtl* u. s. w.

Vorsänger:

Bu belt shai hin mitm hailign kraiz
Zûm götschbak (Gottesweg) *schean, ins himlraich.*

Schröer, 274 f.
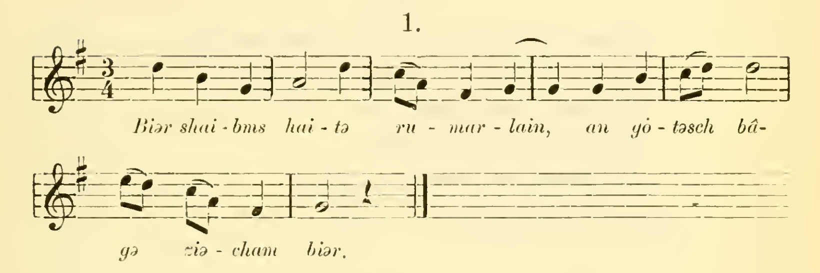
8. Marienruf.

Dər boizn hot gəschösn, Mario!
Mit shainən roatgûldain schtangəlain, Mario,
Roatgûldain ischt dos schtangəlain, Mario!
Roatshilbrain ischt də âchr (Ähre), *Mario!*

Schröer, 436.

9. Pilgerlieder.

1.



Biər shaibms (sind) *haitə rumarlain* (Pilger), 1
An götəsch bâgə (Gotteswege) *ziəcham biər*
Ûnt götəsch gnuədə (Gnade) *shûecham biər.*
Pai göt dan hearn winam (finden) *biər,*
Lai gnuədə ûnt puərmharzikait, 5
Aûf hoachn park (Berg) *in roashənguərt* (Rosengarten).
Bos bəlt iər tûən in roashənguərt?
Gəliəchtai reashlain bel br prachn.
Zbai (wozu) *hent ai* (sind euch) *döch di roashn gəliəcht?*
Gəliəchtai kranzlain bel br wlachtn. 10
Zbai hent ai döch di kreuz gəliəcht?
Zan hailign kraizə bel br shə hengn.
Bu belt iər hin mitn hailign kraizə?
Ins himlraich, ins puərədaisch!
In dain nûm (Namen) *drhear* (erhör) *insch* (uns) *göt,* 15
Göt wuətr, göt shûn, göt hailigr gaischt!

Von V. 6 ab werden nach jedem Vers die ersten fünf Zeilen wiederholt.

2.

Af hoachn park, in roashnguərt,
Do wołət (fällt) *hin a kiəldr tâ* (Thau),
Nöch heant (ehe) *də shûn mitn tok aûfgeat.*
Es ischt əs et (nicht) *a kiəldr tâ*
Es hent Mariasch də zâcharlain (Zähren).
Bos belt shai tûən in roashnguərt?
(Nun folgt wieder das erste Lied von V. 8 ab.)

3.

Hear Jêshu Krischt an guərtn aûsgeat,
Shain də muərtrn (Martern) *aûsschteat,*
Ar bârət (war) *shô gûət,*
Ar mischət shain plûət,
Bôl ûntr dan bain (Wein).
(Nun folgt das erste Lied von V. 6 ab.)
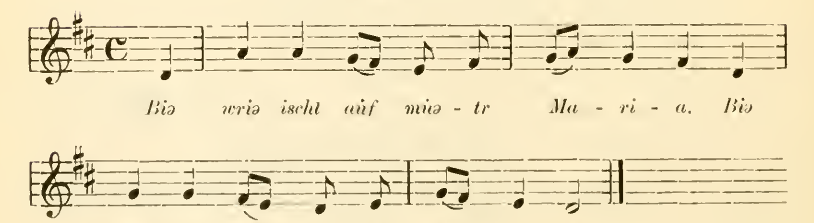
4.

Bos ischt dos haint wîr (für) *a wraidigai nocht?*
Ben əs nar et (nur nicht) *bâr* (wäre) *main dai leschtə* (letzte) *nocht!*
Shôlôts (sollte es) *ûbr shain dai leschtə nocht,*
Shô hailigr schûzengl plaib pai miər,
Ûnt Jêshisch ûnt Maria gea mit miər!
(Nun das erste Lied von V. 6 ab.)

Perz in Lichtenbach.

---

10. Marias Tod.
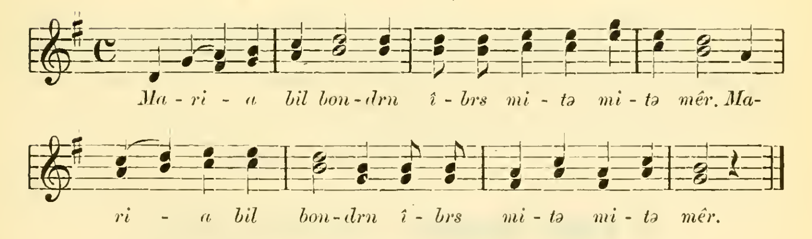


Biə wriə ischt aŭf mŭətr Maria. 1
Shi ziəchət aŭhn (hinauf) *in də linən* (Giebelfenster) *hoach,*
Shi schâgət (schaut) *aŭs lai bait ŭnt proit,*
Lai bait ŭnt proit îbr êbm pôdn.
Won baitn (weitem) *shîchət shi a nâbəle* (Nebel) *gean.* 5
Es ischt əs et a nâbəle, 's ischt an engəle.
Shi lâfət pəhent dem englain entgegn.
„*Lai bos wr* (was für) *a mâr* (Nachricht) *hoschtŭ miər procht?*"
„*A gŭətai et, a peashai* (böse) *â net,*
Schtârbm brschtŭ jŭnkwrâ rain!" 10
„*Lai schtârbm bil i gearn gean,*
Dan peashn waint (Feind) *bil i shâchn* (sehen) *et.*"
„*Dŭ brscht 'n et shâchn ŭnd â net hearn,*
Dŭ brscht gəniəsn di himlischn wraidn (Freuden)*!*"
„*Biə groas hent* (sind) *bôl di himlischn wraidn?*" 15
„*Ben oƚə wêgəlain* (Vöglein) *schraibrlain bâraitn* (wären),
Ben oƚə lâplain (Laub) *popîrlain bâraitn,*
Ben oƚə grashlain (Gräser) *wêdrlain* (Federn) *bâraitn,*
Ben 's gonzə mêr shbuərzai tintə bâr,
Shai schraibnt 's et ŭnt lêshnt â net, 20
Biə groas di wraidn im himl hent (sind)*!*"

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.

11. Maria vor dem Himmelsthore.



Maria bil bondrn (wandern) *îbrs mitə, mitə mêr.* 1
Ŭnt biə shi ischt kâm afs mitə mitə mêr,
Do hêwənt də glôcn zə laitn schean ʋən.

Shai laitənt Maria zən himl hoach.
5 *Ùnt biə shi ischt kâm zən himlischn toar,*
Shò klòkət (klopft) *Maria mit îr zboin wingrlain uən.*
Ùnt dos do drhearət schain (sanct) *Petrus hear:*
„Lai bear ischt haint nòch shò schpuətə (spät) *awoar* (davor)?“
Ashò do schprichət də mùetr mùətr Maria:
10 *„Moch aùf, moch aùf, schain Petrus hear,*
I pin əs bòl do, aiər liəbə wrâ (Frau).
Bòl aiər liəbə wrâ mit an uərm sheal (armen Seele).“
Ashò do schprichət schain Petrus hear:
„Bòl inshr dai liəbə wrâ shòl inar gean,
15 *Dai uərmə sheal shòl draùsn plaibm schtean,*
Shòl draùsn plaibm schtean, ins loidən inin gean!“
Ashò do schprichət bòl inshər dai liəbə wrâ:
„Ùnt heant (ehe) *dai shealə ins loidən inin* (ein) *geat,*
Noch heantr bil i wr (für) *shai ins loidən gean!“*
20 *Lai buəs hot diər də shealə shò gùətəs gətuən?“*
„Shi hot miər zə earə oʼə shonstogainə (Samstag) *nachtə,*
A liəchtle wrprenət, a liədle gəshùngən,
A roashnkronz gəschpròchn miər zə liəbə ùnt earə.“
„Lai buəs hot diər dos liəchtle shò gùətəs gətuən?“
25 *„Dos liəchtle hot də shealə ins himlraich geprocht.“*
Atòbm babər (werden wir) *lòbm gòt wuətr ùnt gòt shùn,*
Gòt wuətr ùnt gòt shùn, gòt hailigən gaischt.
(Jeder Vers wird wiederholt.)
P e r z in Kummerdorf.

Eine zweite von P. mitgetheilte Fassung hat für Z. 1 *Maria ziəchət bòl îbrs mêr* für Z. 7 *„Drmârən tùət shi* (vernehmen lässt sich) *dar Petrus hear* für Z. 18 *Ùnd heant awoar plaibət dai uərmə shealə.* Hier fehlen die Zeilen 9 f., 13, 16 f., 24—27.
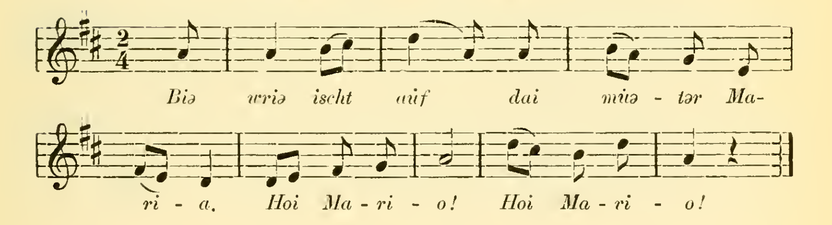
12. Kloins Maùrarle. (Der kleine Maurer.)

1 *Biə wriə ischt aùf kloins maùrarle.*
Es schteanət schmoarònsch guər wriə aùf,
Es maùərt aùf a maiərle (Mäuerchen),

Ünt wîr (vorüber) *do ziəchət də müətr Maria:*
„*Dai scheanə uərbait gəwołət miər.*“ 5
Drzîrn (Erzürnen) *tüət shi kloins maürarle*
Ünt shlûgət Maria af îrən köpf
Ünt uhar 'scht gərün îr roashənwuərbəs plüət.
Won himl hent kâm zboi engəlain
Mit ir dan gûldain kelichlain. 10
Shai hont aüfgəwâchn (aufgefangen) *îr roashnwuərbəs plüet.*
Wərschtean tüət shi kloins maürarle:
„*Wrzaichət ünt wərgasət's miər iər müətr Maria!*“
Ashôdre schprichət də müətr Maria:
„*Wrzaichən bil i's diər nôch a wuərt* (einmal), 15
Wrgasn ûbr nimrmear.
Gea paichtigən, tüə di hin af Rom,
Af Rom zən popst shain hailikait,
Dai shintə groas brt diər et wrzîchən!“

Perz in Lichtenbach.

13. Maria und der Müller.



1. *Bie wriə ischt aüf dai müətr Maria.*
   Hoi Mario, hoi Mario!

2. *Lai biə shi schmoarônsch gaər wriə aüfschteat,*
   Hoi Mario, hoi Mario!

3. *Shi kraizigət shi, drbûgət shi schean â,*
   Hoi Mario, u. s. w.

4. *Shi ziəchət ahin am bâgə* (Wege) *proit na,*
   Hoi Mario, u. s. w.

5. *Am bâgə proit, zan proitn mêrə.*
Hoi Mario, u. s. w.

6. *Shi ziəchət ahin zan milar* (Müller) *jünk na.*
Hoi Mario, u. s. w.

7. „*Oi milar, hoi milar, dü liəbr main.*
Hoi Mario, u. s. w.

8. *Shô wiər* (führ') *mi îbrs proitə mêr!*“
Hoi Mario, u. s. w.

9. „*I wiər ai 's et* (euch nicht) *îbrs proitə mêr.*“
Hoi Mario, u. s. w.

10. *Shi pitət in dai ondrə huərt* (das zweitemal) *na,*
Hoi Mario, u. s. w.

11. *Dai ondrə huərt, dai dritə huərt na:*
Hoi Mario, u. s. w.

12. „*I bil diər gâbm wîl taûshnt gûətai glikə.*“
Hoi Mario, u. s. w.

13. „*Wil taûshnt gûətai glikə hon i shaubm* (selbst) *gənûək.*“
Hoi Mario, u. s. w.

14. *Shi ziəchət ahin zan proitn mêrə,*
Hoi Mario, u. s. w.

15. *Shi mochət 's kraizə îbrs proitə mêr na,*
Hoi Mario, u. s. w.

16. *Dos bosr schoidət shi scheun wonanondr,*
Hoi Mario, u. s. w.

17. *Woar iərdər* (vor ihr) *wonondər, noch iərdər zanondr.*
Hoi Mario, u. s. w.

18. *Ûnt biə shi ischt kâm ins mitə mêr na,*
Hoi Mario, u. s. w.

19. *Ler noch do schraiət dar jüngə milar:*
Hoi Mario, u. s. w.

20. *„Shò kearət ai hintrschi* (um), *mùətr Maria.*
Hoi Mario, u. s. w.

21. *Main haùsch ischt aus* (ganz) *in oinəm waiər* (Feuer),
Hoi Mario, u. s. w.

22. *I wîər ai îbrs proitə mêr na!“*
Hoi Mario, u. s. w.
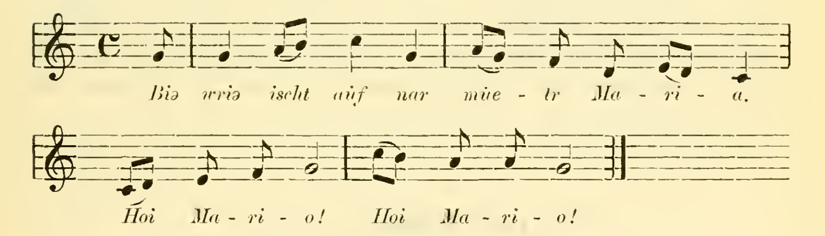
23. *„I kear mi et hintrschi jüngr milar,*
Hoi Mario, u. s. w.

24. *Dù hoscht əs shaubm wîl* (viel) *gùətai glikə!“*
Hoi Mario, hoi Mario!

Perz in Lichtenbach.

---

14. Maria und die verkrüppelten Kinder.



Biə wriə ischt aùf nar mùətr Maria. 1
Hoi Mario, Hoi Mario!
Shi schteanòt schmoarònsch guər wriə aùf nar,
Shi kraizigət shi schean, drbûgət shi schean,
Shi lêgət shi guər scheanai won
Ùnt shi ziəchət ahin am bâgə proit nar, 5
Am bâgə proit ins longə doarf nar,
Ins longə doarf ins earschtə haishle,
Atîn (drinnen) *hot shi wùn* (gefunden) *zboi autai* (alte) *laitə,*
Shò do schprichət mùətr Mario:

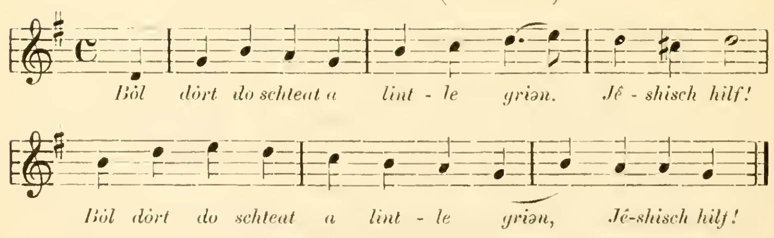
10 *„Shò megət iər mi hêrbargən òdr et?“*
„Biər hûbms animə (drin) *a schtùb wòlai* (voll) *kindrtain,*
Zbelwai (zwölf) *plintai ùnt zbelwai krùmpai,*
Zbelwai, di in laitn (den Leuten) *ùnglaich hent* (sind).“
„Shò megət iər mi herbargən òdr et?“
15 *„Shò hùkət ai nîdr inain in a binkəle!“*
„Shò trâgət miər inar a schisəle milich,
A schisəle milich, a schisəle bosr (Wasser)*!“*
Shi schprengət aùs dai wòlige (ganze) *schtùbə.*
Ołə də plintən hont wurt (fortan) *schean gəshâchn,*
20 *Də krùmpm hent wurt gruət* (gerade) *gəbânən* (geworden)
Də ondərn zbelwai hent də scheanischtən laitə.
Wərschtean tùənt shai shi, shi ischt də mùətr Maria:
„Schean donk, schean donk, mùətr Mario!“

(Nach jedem Vers wird gesungen: *Hoi Mario, hoi Mario!* Wo der Text für die Weise nicht ausreicht, wird *„nar“* eingefügt.)

Perz in Lichtenbach.

Eine zweite von Perz mitgetheilte Fassung hat für Z. 7 *dört schteat a gonz zərisəns haishle.* Für Z. 8—10 *Maria ziəchət in dos haishle.* | *Atin patət* (bat) *shi herbargn schean,* | *Shò luət mi animə herbargn pai ai,* | *Bir megən ai barlain herbargən ete.* Für Z. 14 *Shi patət bîdr dai ondrə wuərt,* | *Dai ondrə wuərt, dai dritə wuərt.* Für Z. 19 f. *Də plintən hont geshâchen biə ondrai laitə — De krumpən hont gəgean biə ołə di gruədn.*

15. Də Tschelən (Gesellen).
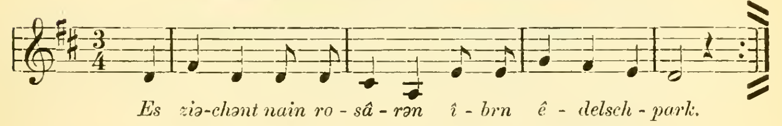


1 *Bòl dòrt do schteat a lintle griən, Jêshisch hilf!*
Ùntr do schteat a schaiblaindr (runder) *tisch, Jêshisch hilf!*
Dəpai do shizənt di jùngən tschelən, Jêschisch hilf!

Unt wîr (vorüber) *do ziəchət mûətr Maria.*
Shô do schprachənt də jûngən tschelən: 5
„*Shô geaschtû jûnkwrâ in inshrn tonz?*“
„*I gean əs et in aiərn tonz.*
Lai ben iər besait (wüsstet), *bear i pin,*
Iər wołait (fielet) *nîdr aûf aiər də kniə,*
Iər rekait aûf də baisən hentə, 10
Iər nâmait op dan hoachən hûət!“
Wərschtean tûet shi dar jingischtə tschel.
Shai wołənt nîdr aûf ir də kniə,
Shai nâmənt op dan hoachən hûet:
„*Groasai gnuədə, wrzaichət mûətr Maria!*“ 15
„*Wrzaichən tûen i ai's nôch a buərt* (einmal). *Jêshisch hilf!*
Wrgasən tûən i ai's nimrmear. Jêshisch hilf!“
(Jede Zeile wird nebst dem Ausruf „Jesus hilf“ wiederholt.)
Perz in Lichtenbach.

---

16. Maria und der sterbende Oberst.



Es ziəchənt nain rosârn (Husaren) *îbrn êdelschpark* (Edelsberg), 1
Drkronkət ischt dar ôbrischtə:
„*Shô buərtət* (wartet) *iər mi, iər tschelən* (Kameraden) *main:*“
„*Biər buərtən 's et, biər gəteafm 's* (dürfens) *et!*“
Ar lêgət shi nîdr ins schtarbpetle (Sterbebett), 5
Ar bendət (wendet) *shain də âgən zan wiəsən* (Füßen) *shain.*
Pain wiəsən schean schtêat a griənrôkr hear
„*Buəs buertəschtû do dû griənrôkr hear* (Grünrock)?“
„*I buərtəs do aûf dain nərmaî shealə.*“
Ashôdo schprichət dar ôbrischtə: 10
„*Wrzear* (verzehr) *main laip, lai bear in bil,*
Wrluəs dû gôt main shealə et!“
Ar bendət shain də âgən zə gərachtər shaitən,
Pai gərachtr shaitən schteant zbean baisə englə.

15 „*Baəs buərtət iər do, iər engəlain?*“
„*Biər buərtəns do aúf dain uərmai sheaIə.*“
Ar bendət shain də âgən aúf gətancai (linke) *shaitə.* —
Aúf gətancr shaitən schteant zbean grâbə belwə (graue Wölfe)
„*Baəs buərtət iər do, iər grâbən belwə?*“
20 „*Biər buərtəns do aúf dain uermai shealə.*“
Ar bendət shain də âgən zan köpfə shain,
Pain köpfə shain schteat Maria rain.
„*Baəs buərtəschtû do Maria rain?*“
„*I buərt əs do aúf dain uərmə shealə.*“
25 *Drbischən bil shə dar peashə waint* (Feind).
Drbischət hot shə Maria rain.
„*Wrzear main laip, lai bear in bil,*
Wrlaəs dû gôt main shealə et!“

Perz in Lichtenbach.

16[a]. Dar Shneapargar. (Der Schneeberger.)

Biə wriə ischt aúf dar Shneapargar.
Ar schteangait aúf guər wriə shmoarönsch.
Ar bekət aúf də knachtə shain:
„*Geat, shotəlt miər main hengischtle,*
I hon haint nöch bait z' gean,
Nöch bait zə gean, af'n Shneapark griən.“
Biə ar âbr hin ischt kâm,
Drkronkn ischt dar Shneapargar,
Ar proitət aûs shain bantəle (Mäntelchen).
Ar legət shi hin af shain bantəle,
Ar schâgət (schaut) *ahin zə köpfə shain,*
Atöbn hent də remə drai (drei Raben).
„*Bamon buərtət* (wen wartet) *iər do, iər remə drai?*“
„*Biər buərtn do af dain âgnschain.*“
Biə loidik bâr dar Shneapargar,
Ar schâgət ahin zə wiəsn shain,
Atidn (unten) *hent də bəlwə drai* (drei Wölfe).
„*Bamon buərtət iər do, iər bəlwə drai?*“
„*Biər buərtn do af dainən schtölzn laip.*“

Biə loidik bâr dar Shneapargar!
Ar schâgət ûmin af dai tanea shaitə.
Af dar tanen shaitn hent di peashn gaischtr.
„Bamon buərtət iər do, iər peashn gaischtr?“
„Biər buərtn af dain dai nərmə shealə.“
Biə loidik bâr dar Shneapargar!
Ar schâgət ûmin af dai gərachtə shaitə.
Af dr gərachtn shaitn ischt mûetr Maria.
„Bamon buərtət iər do, mûətr Maria?“
„Biər buərtn do af dain dai nərmə shealə.“
Biə wraidik bar dar Shneapargar,
Ashô do schprichət mûətr Maria:
„Aûser ziəchət dai nərmə shealə.“
Maria nimət shə in îr wîrtichle (Schürze).
Shi trûget shə ahin zəu himl hoach,
Shô klinglintai, shô shingintai.

Petschauer in Göttenitz.

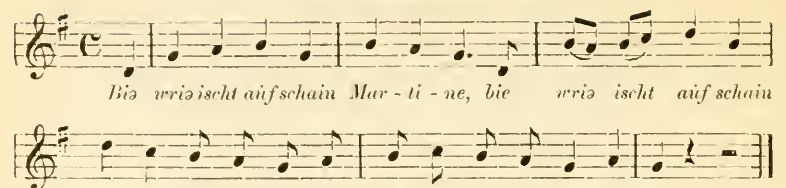
---

17. Maria und der Bräutigam.

Biə wriə ischt aûf inshr praitigom. 1
Ar ziəchət ahin zr kônə (Trauung) *schean,*
Ar ziəchət ahin zr meschə schean.
Biə loidik (traurig) *bârət* (war) *inshr praitigom!*
„Et loidik, et loidik inshr praitigom!“ 5
„Biə shôl i et loidik, et traûrik shain?
Otə mainə wraintə hent (sind) *ûmar ûm mi.*
Main wuətr ûnt mûətr hent laîbər (doch) *et do.“*
Und hin ischt kâm mûətr Maria:
„Et loidik, et loidik main praitigom, 10
Biər beln (wir wollen) *diər shain schtot* (statt) *dain wuətr,*
Biər beln diər shain schtot dain mûətr!“

Tomitsch in Mösel.

18. St. Martin.



1. *Biə wriə ischt aúf schain Martine,*
Biə wriə ischt aúf schain Martine daho.
Dar hailigə schain Martine.

2. *Ar bekət aúf di knachtə shain,*
Ar bekət aúf di knachtə shain daho,
Dar hailige schain Martine.

3. *„Geat, shotəlt miər main engischtle* (Hengstchen).
Geat shotəlt miər main engischtle.“ — daho
Dar hailigə schain Martine.

4. *Ar raitət ahin am bâgə* (Wege) *proit,*
Ar raitət u. s. w.

5. *Ùnt imon pəgêgnt an autr* (alter) *mon,*
Ùnt imon u. s. w.

6. *„Shô toilət miər bos in gôtəsch nûm,*
In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm!“ — daho
Dar hailige schain Martine.

7. *Ashôdre* (also) *schprichət schain Martine:*
Ashôdre u. s. w.

8. *„Bos shôl i diər toil in gôtəsh nûm,*
In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm?“ — daho
Dar hailige schain Martine.

9. *I hon* (habe) *əs barlain* (wahrlich) *ondrsch nisch*
I hon u. s. w.

10. *Dos engischt ùntr miər, dos bantəle* (Mäntelchen)
Dos engischt etc. *aùf miər,*

11. *Ar patət in dai ondrə huərt* (das zweitemal),
Dai ondrə huərt, dai dritə huərt — daho,
Dar hailigə schain Martine.

12. *Shò toilət miər bos in gòtəsch nûm,*
In gòtəsch nûm, in Jêshisch nûm — daho,
Dar hailigə schain Martine.

13. *Ashòdre schprichət schain Martine,*
Ashòdre u. s. w.

14. *I hon əs barlain ondrsch nisch,*
I hon əs u. s. w.

15. *Dos engischt ùntr miər, dos bantəle af miər,*
Dos u. s. w.

16. *Ar shnaidət mon wûdr* (weg) *won bontl a schtùk,*
Ar u. s. w.

17. *Dos toil i diər in gòtəsch nûm,*
In gòtəsch nûm, in Jêshisch nûm
Dos u. s. w.

18. *Ar raitət a beanik wîrhin pos*
Ar u. s. w.

19. *Shain bantəle ischt bîdr gonz gəbân* (geworden),
Shain u. s. w.

20. *Ashòdo schprichət schain Martine,*
Ashòdo u. s. w.

21. *Bos gòt bil hûbm, ischt laichtə gətuən.*
Bos gòt bil hûbm, ischt laichtə gətuən — daho
Dar hailigə schain Martine.

Perz in Lichtenbach.

Eine zweite von Tomitsch in Maierle aufgezeichnete Fassung 18[a] hat für Strophe 5 f. *Paim bâgə do shizət an uərmr mon, | A nokintr,*

a puərwasr (barfuß) *mon* und vor Strophe 16 *Ar ziəchət aùs shain glenzəntn sâbl.* Mit Strophe 16 schließt Nr. 18[a]. Eine dritte viel kürzere Fassung 18[b] hat den Kehrreim: *Dar hailigə schean* (schön) *Martine*, für *schain*, was wohl nur ein Irrthum sein dürfte.

18[b]. Martine.

1. *Biə wriə ischt aùf schean Martine,*
Ar raitət hin an bâgə proit — dahoit,
Dar hailigə schean Martine.

2. *Am bâgə do shizət an autr* (alter) *mon,*
An bâgə do shizət an autr mon — dahon,
O hailigr schean Martine.

3. *Shô toilət miər bos in gôtəsch nûm,*
Shô toilət miər bos in gôtəsch nûm — dahum.
O hailigr schean Martine!

4. *Bos bil ich ai toil in gôtəsch nûm,*
Bos bil ich ai toil in gôtəsch nûm — dahum.
Shô shâgət dar schean Martine.

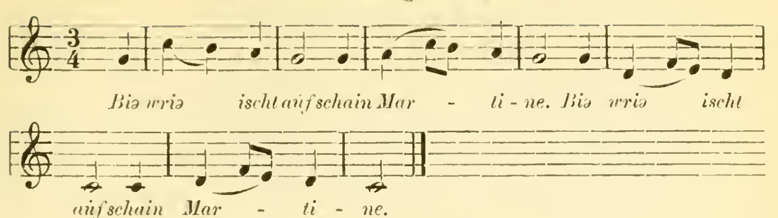
5. *Ar shnaidət dan bontl an dr mitn anzboi,*
Ar shnaidət dan bontl an dr mitn anzboi — dahoi,
Dar hailigə schean Martine.

6. *Nim hin, nim hin, dù autr mon,*
Nim hin, nim hin dù autr mon — dahon,
O hailigr schean Martine.

7. *I pin əs et* (nicht) *an autr mon,*
I pin əs nar dar liəbə gôt,
Dù hailigr schean Martine.

Schröer, 438.

19. Vom heiligen Martin.

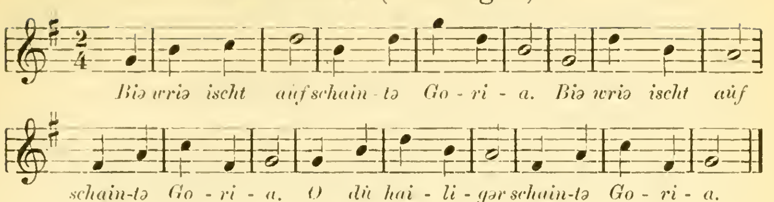


Biə wriə ischt aûf schain Martine. 1
Ar schteanôt schmoarônsch (des Morgens) *guər wriə aûf,*
Ar kraizigət shi, ar drbûgət (wäscht) *shi schean,*
Ar lêgət shi guər scheandr uən,
Ar geanôt pəshâchn (versorgen) *shain an shbuərzən kiəlain* 5
(Kühlein),
Shain an shbuərzən kiəlain kleadetolain (Klee).
Ar pəshîchət in schôn shîbm gonzai juər,
Ashôdre schprichət schain Martine:
„I pəshîch ai schôn shîbm gonzai juər,
Lai koinə wrichtə (Früchte) *pringət iər miər.“* 10
Ashôdre schprachənt də shbuərzən kiəlain:
„O nisch, o nisch schain Martine,
Ünd moarn in dai zait brt iər wrichtlain win (finden),
A puər roatai ekschlain (Öchslein, Kälber) *mit gûldain*
hearnlain (Hörner),
Mit gûldain hearnlain ûnt shilbrain klealain (Klauen).“ 15
Ünt ûmar ischt kâm (gekommen) *moarn dai zait,*
Ar geanôt pəshâchn an shbuərzən kiəlain,
Ar pəshîchət bîdr kleadetolain.
Atinə hot ar wûn (gefunden) *də wrichtlain schean,*
A puər roatai ekschlain mit gûldain hearnlain, 20
Mit gûldain hearnlain ûn shilbrain klealain.
Ünt hin ischt kâm dai schtrengə hearschoft,
Dai schtrengə hearschoft drhearət dos.
Ashôdo schprichət dai schtrengə hearschoft:
„Lai bilscht dû insch gâbm də roatn ekschlain 25
Ödr bilscht dû aûfpaûən dos naiə gəschlôs (Schloss)*?*
Gruət moarn dai zait mûəs əs wêrtik shain.“

Biə loidik ischt schain Martine.
Ashôdo schprachənt də shbuərzn kiəlain:
30 *„O nisch, o nisch schain Martine,*
Buəs gôt bil hûbm, ischt laichtə gətuən.“
Ünd wêrtik ischt poldr dos naiə gəschlôs.
Ünd bîdr ischt kâm dai schtrengə hearschoft,
Ashôdo schprichət də hearschoft bîdr:
35 *„Lai bilscht dû insch gâbm də roatn ekschlain,*
Ödr bilscht dû afpaûən a naiai kîrchə?
Gruət moarn dai zait mûəs shi wêrtik shain.“
Biə loidik ischt bîdr schain Martine.
Ar geanôt pəshâchn dan shbuərzn kiəlain.
40 *Ashôdo schprâchənt də shbuərzn kiəlain:*
„O nisch, o nisch schain Martine,
Buəs gôt bil hûbm, ischt laichtə gətuən!“
Ünt wêrtik ischt bîdr dai naiə kîrchə.
Ünt bîdr kimət dai schtrengə hearschoft,
45 *Ashôdo schprichət dai schtrengə hearschoft:*
„Lai bilscht dû insch gâbm də roatn ekschlain
Ödr wiərəscht dû insch af Eliapark?“
Biə loidik ischt bîdr schain Martine.
Ar geat bîdr pəshâchn an shbuərzn kiəlain,
50 *Ashôdo schprachənt də shbuərzn kiəlain:*
„O nisch, o nisch schain Martine,
Shô nim dû 's hakle üntr's gîrtəle (Gürtel)
Ünt ben dû brscht gean in schtikln roin (am engen Rain),
Shô gaischtû (gibst du) *in rinen* (Jochring) *an oinign tschac* (Stoß).
55 *Də hearschoft brt wliəchn* (fliegen) *in grüntschpôdn dər helə* (Hölle).
Buəs gôt bil hûbm, ischt laichtə gətuən.“

Perz in Lichtenbach.

20. Goria. (St. Gregor.)



1. *Biə wriə ischt aùf schaintə Goria.*
   Biə wriə ischt aùf schaintə Goria.
   O dû hailigr schaintə Goria!

2. *Ar schteanöt schmoarönsch guər wriə aùf,*
   Ar schteanöt schmoarönsch guər wriə aùf,
   O dû hailigr schaintə Goria!

3. |: *Ar ziəchət ahin mit shain ökschən* (Ochsen) *ùnt rösch,* :|
   O dû u. s. w.

4. |: *Mit shain ökschn ùnt rösch, mit een* (Egge) *ùnt pflüək,* :|
   O dû u. s. w.

5. |: *Ar geanöt paùən aùf longən okr.* :|
   O dû u. s. w.

6. |: *Ùnd wîr* (vorüber) *do ziəchənt də götschlaitə* (Pilger) :|
   O dû u. s. w.

7. |: *„Buhin, buhin iər götschlaitə?“* :|
   O dû u. s. w.

8. |: *„Biər geabm* (gehen) *ahin aùf schaint Goriapark* (Gregorsberg) :|
   O dû u. s. w.

9. |: *Ùnd dört brt shainən naiai meschə* (neue Messe), :|
   O dû u. s. w.

10. |: *Naiai meschə ùnt prêdigə.“* :|
    O dû u. s. w.

11. |: *Ar luəsət plaibm shain d' ökschən ùnt rösch* :|
    O dû u. s. w.

12. |: *Shain d' ókschən ùnt rósch, shain een ùnt pflùək,* :|
O dù u. s. w.

13. |: *Ar ziəchət ahin aùf schaint Goriapark.* :|
O dù u. s. w.

14. |: *Ùnd biə də meschə ischt aùsgebân* (ausgewesen), :|
O dù u. s. w.

15. |: *Shò ziəchət ar bîdr hintrshi* (zurück) *hoim.* :|
O dù u. s. w.

16. |: *Ar kiməl hin zə shain longən okr.* :|
O dù u. s. w.

17. |: *Ùnd dórt do paùənt də engəlain,* :|
O dù u. s. w.

18. :| *Ùnd gòt dər hear, ar shânət boizə* (säet Weizen) :|
O dù u. s. w.
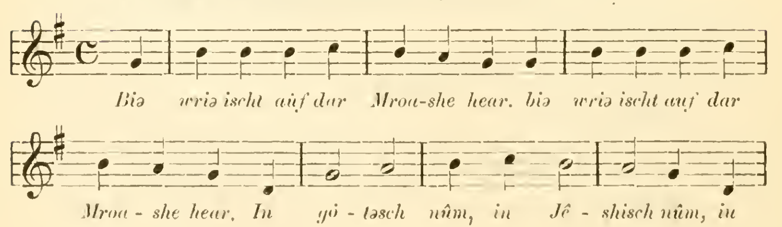
19. |: *Maria shnaidət schòn boizə noch.* :|
O dù u. s. w.

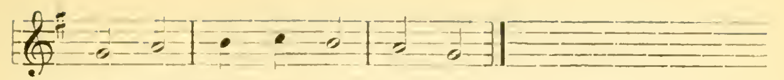
20. |: *Ashòdo schprichət schaintə Goria* :|
O dù u. s. w.

21. „*Buəs gòt bil hûbm, ischt laichtə gətuən,*
Buəs gòt bil hûbm, ischt laichtə gətuən!"
O dù hailigr schaintə Goria.

Perz in Kummerdorf.

21. Dar Mroashe Hear. (Herr Ambrosius.)





1. *Biə wriə ischt aǘf dar Mroashe hear.*
Biə wriə ischt aǘf dar Mroashe hear.
In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm,
In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm!

2. |: *Ar schteanôt schmoarônsch guər wriə aǘf,* :|
|: *In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm!* :|

3. |: *Ar bekət aǘf, də knachtə ûnt diərnə.* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

4. |: *„Geat, pəshâchət* (versorget) *ier in rôsch ûnt ôkschən!* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

5. |: *Biər geabms* (gehen) *paǘən aǘf longən okr,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

6. |: *Aǘf longən okr, aǘf shmuəlai leakə* (ein Strich Feld), :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

7. |: *Biər geabms shânən* (säen) *roatən boizə.“* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

8. |: *Ar bekət aǘf də wrâgə* (Frau) *shain:* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

9. |: *„Nuə aǘf, nuə aǘf, wrâgə liəbai main,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

10. |: *Gea, kôch dû miər in woarmais* (Frühstück) *schean,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

11. |: *In woarmais schean, də jaishən* (Mittagsmahl) *dəpai!* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

12. |: *Biər geabm paǘən aǘf longən okr,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

13. |: *Aủf longən okr, aủf shmuəlai leakə,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

14. |: *Biər geabm shânən roatən boizə."* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

15. |: *Pəhent bârôtn* (waren) *aủf də knachtə ủnt diərnə,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

16. |: *Shai pəshâchənt* (besorgen) *imonsch* (ihm) *də rösch und ökschən* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

17. |: *Pəchent bârôt aủf də wrâgə shain,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

18. |: *Shi köchət imon in woarmais schean,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

19. |: *In woarmais schean, də jaishə dəpai.* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

20. |: *Ben shai hent* (sind) *kâm aủf longən okr,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

21. |: *Aủf longən okr, aủf shmuəlai leakə,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

22. |: *Dar longə okr ischt schôn gəpaủət,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.
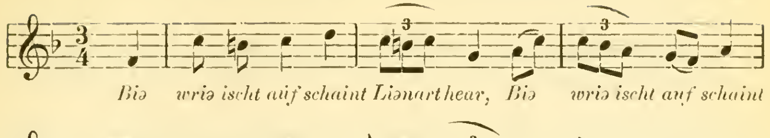
23. |: *Dar roatə boizə ischt schôn gəshânət,* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.
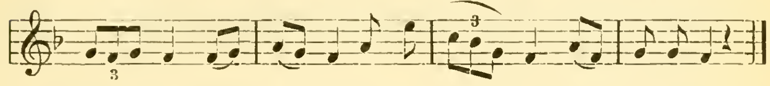
24. |: *Ashôdo schprichət schaint Mroashe hear:* :|
In gôtəsch nûm, u. s. w.

25. *„In gôtəsch nûm ischt aus* (alles) *gủət zə tủən,*
In gôtəsch nûm ischt aus gủət zə tủən!"
In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm,
In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm!

Perz in Lichtenbach.

22. Liənart. (St. Leonhard.)





1. *Biə wriə ischt aúf schaint Liənart hear,*
   Biə wriə ischt aúf schaint Liənart hear!
   Hoi Liənart, shò gədenk af insch (uns) *im himl hoach!*

2. *|: Ar kraizigət shi schean, ùnd drbûgət* (wäscht) *shi schean, :|*
   Hoi Liənart shò gədenk af insch im himl hoach!

3. *|: Ar ziəchət ahin am bâgə* (Wege) *proit. :|*
   Hoi Liənart u. s. w.

4. *|: Am bâgə do schteat a lintle* (Linde) *griən, :|*
   Hoi Liənart u. s. w.

5. *|: Biə scheanə shingət dos lintle griən! :|*
   Hoi Liənart u. s. w.

6. *|: Ashò do schprichət schaint Liənart hear: :|*
   Hoi Liənart u. s. w.

7. *|: „Bai* (warum) *shingəscht shò scheanə dù lintle griən?“ :|*
   Hoi Liənart u. s. w.

8. *|: „Biə shòl i's miər et* (nicht) *scheanə shing? :|*
   Hoi Liənart u. s. w.

9. *|: Aùs miər brnt shai* (werden sie) *mochən an autartisch* (Altartisch), :|
   Hoi Lienart u. s. w.

10. *|: An autartisch, a prêdigschtüəl. :|*
    Hoi Liənart u. s. w.

11. |: *Pai miər wil* (viel) *meschən gəlêshət brut shain,* :|
Hoi Liənart u. s. w.

12. |: *Wil hailigai boart* (Worte) *gərait* (geredet) *brut shain."* :|
Hoi Liənart u. s. w.

13. |: *Ar ziəchət a beanik wirhin pos* (wenig weiter) :|
Hoi Liənart u. s. w.

14. |: *Paim bâgə do schteat a pùclatai poarzə* (krumme Buche), :|
Hoi Liənart u. s. w.

15. |: *Biə scheanə do shingət dai pùclatai poarzə!* :|
Hoi Liənart u. s. w.

16. |: *„Bai* (warum) *shingəscht shò scheanə dù pùclatai poarzə?"* :|
Hoi Liənart u. s. w.

17. |: *„Biə shòl i's miər et scheanə shing?* :|
Hoi Liənart u. s. w.

18. |: *Aùs miər brut shai mochn a pflùəgshòlə* (Pflugsohle), :|
Hoi Liənart u. s. w.

19. |: *Shò òft shai brut zə paùən uənhêwm* (anheben), :|
Hoi Liənart u. s. w.

20. *Shai brut uənhêwm in gòtəsch nùm,*
In gòtəsch nùm, in Jêshisch nùm,"
Hoi Liənart u. s. w.

21. |: *Ar ziəchət a beanik wirhin pos.* :|
Hoi Liənart u. s. w.

22. |: *Paim bâgə do schteat an ùwərle* (Ahorn) *griən,* :|
Hoi Liənart u. s. w.

23. |: *Biə hoisə do boinət* (weinet) *dos ùwərle grien!* :|
Hoi Liənart u. s. w.

24. |: *„Bai boinəscht shò hoisə dù ùwərle grien?"* :|
Hoi Liənart u. s. w.

25. |: *„Biə shôl i's miər et hoisə boin?* :
Hoi Liənart u. s. w.

26. |: *Aûs miər brnt shai mochən a laikowaintisch* (Leikauftisch). :|
Hoi Liənart u. s. w.

27. |: *Wîl scheltənsch ûnd wlûəchənsch pai miər brt gərait* (geredet), :|
Hoi Liənart u. s. w.

28. *Wîl ungərachts gaut* (Geld) *pai miər brt gəzêlt,*
Wîl ungərachts gaut pai miər brt gəzêlt."
Hoi Liənart shô gədenk aûf insch im himl hoach!

Perz in Brunnsee.

23. St. Paulus.

Dər hailigə Paulus bârôt (war) *in griənən baut* (Wald).
„Bos brt dain də kôschtə (Kost) *nar* (nur) *shain?"*
„Schpaishə nar shain də bîrzəlain (Wurzeln),
Trinkn nar dər râgn (Regen) *brt shain.*
Boschn (zum Waschen) *nar dar buərmə* (warme) *râgn,* 5
Trûkn (zum Trocknen) *nar shain brt dai buərmə shûn* (Sonne),
Roschtə (Rast) *nar shain brt aûf laûtr welshn* (Felsen) *ûnt schtoinən,*
Schtarbm nar shain pai Jêshisch ûnt Maria,
Do brt main schtarbm nar shain."

Schröer, 437.
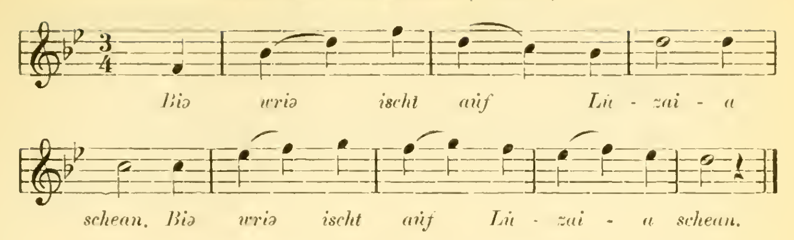
24. Der heilige Stephan.

Shai hont schtoindr gəpôlət (Steine geworfen) *fu Schtêfon, dan liəbm main.* 1
Ar rûkət (rückt) *shi et, ar riərət shi et* (nicht).
Shai hont mon (ihn) *nəngəpôlet, də schtoindr.*
Ar hot ûbr nisch gəschpîrət dar Schtêfon liebr main.
Drkronkət (erkrankt) *ischt dar Schtêfon, dar Schtêfon jûnk,* 5
Zə imon 'scht kâm dr wuətr (Vater), *zə shainəm liəbm shûn.*
„Bamon (wem) *schofəscht* (verschaffst) *dû də giətr, o Schtêfon main?"*
„Ich bil shə aich et (nicht) *schofm, o wuətr main.*

Iər mugət (könnt) *shə et regiərn, iər shait zə aut* (alt) *darzuə!"*
10 *Shò schprach zə shainəm muətr dar Schtêfon jùnk.*
Drkronkət ischt dar Schtêfon, dar Schtêfon jùnk,
Zə imon trit də mùətr, də mùətr shain:
„Obr dù Schtêfon, dù liəbr main.
I pin dòch dai mùətr dain.
15 *Shò brschtù* (wirst du) *miər wrschofm də gietr dain,*
Shò brschtù miər wrschofm də giətr dain!"
„Ich bil shə aich et schofm, o mùətr main,
Iər mugət shə et regiərn, iər shait zə aut darzuə!"
Drkronkət ischt dar Schtêfon, dar Schtêfon jùnk,
20 *Zə imon trit dar prùedr, dar prùədr shain:*
„Bamon (wem) *schofəschtù də gietr, o prùədr main*
Bamon schofəschtù də giətr, o Schtêfonlain main?"
„Ich bil shə diər et schofm, o prùədr main,
Dù mugəscht shə et regiərn, dù pischt zə jùnk!"
25 *Drkronkət ischt dar Schtêfon, dar Schtêfonlain.*
Zə imon trit dai liəbə, dai liəbischtə shain:
„O Schtêfon lîgəschtù in shbârən (schweren) *kronkhaitən,*
O Schtêfon lîgəschtù in toadəschpetən (am Todtenbett)*?*
O Schtêfon, belə bùntən (welche Wunden) *tùənt diər mear bea* (weh),
30 *Də gəschtöchənən ödr də gəhokətən?"*
„Ben et de gəhokətən bàraitən (wären), *o liəbai main*
Ùm də gəschtöchənən bârait miərs et!
Bamon bil ich gàbm də giətr main?
Ich bil shə gâbm Maria ùnt dər liəbm main.
35 *Oin toil bil ich gâbm dər liəbm main,*
Dai hot et gewrâgət (gefragt) *ùm di giətr main.*
Dai liəbə hot gewrâgət ùm di bùntən main,
Ùm də gəhokətən ùnt də gəschtöchənən.
Maria bil ich schofm oin schtiəglain proit (breite Stiege),
40 *Oin schtiəglain won gölt* (Gold) *ùnd marməlschtoin.*
Ùnd bear (wer) *af dos schtiəglain brt trâtən,*
Brt af mi gədenkən. Göt shöl mon puərmharzik (barmherzig) *shain."*

Schröer, 481 f.

25. Dar wraimon (Freier).



Biə wriə ischt aùf Lùzaia (Luzia) *scheän.* 1
Lai (nun) *biə shi schmoaròusch wriə aùfschteat.*
Shi lêgət shi guər scheanai uən,
Shi tùənait (thät) *shi gearn wrhairotən.*
Und hin ischt kâm dar wraimon scheän. 5
Shai richtənt uən də hoachzait scheän,
Shai ziəchənt ahin zən kîrchlain bais,
Shai luəsənt shich kônən (trauen) *won pforar shbuərz.*
Ùnd hoim do ziəchənt də praùtlaitə.
Ashòdo schprichət dar wraimon scheän: 10
„Nùə asət ùnd trinkət, mainə hoachzaitlaitə,
Shò neatət (nöthigt) *iər miər main scheanai praùt â!“*
Ar ziəchət aùs in an guərtə shain (seinen Garten),
Ar wołət (fällt) *nîdr aùf shain də kniə:*
„Och gòt, och gòt won himl hoach, 15
Shò luəs dù hearn a schtimlain kloin,
Shòl i's plaibm pai mainər praùtə
Òdər shòl i's gean in wremai (fremde) *lont?“*
In belklain (Wölklein) *hoach heart ar a schtimlain kloin:*
„Dù shòlscht əs gean in wremai lont, 20
Shò luəs dù plaibm dain scheanai praùt!“
Ar ischt ùmə gəraishət shîbm gonzai juər,
Shîbm gonzai juər, shîbm gonzə tùgə.
Ùnd hintrshi (zurück) *'scht kâm dar wraimon scheän. —*

Bei seiner Rückkunft gibt er sich nicht zu erkennen, sondern bittet nur um einen Platz unter der Stiege. Dort lebt er viele Jahre. Nach seinem Tode lässt er einen Brief zurück, worin er seinen Namen nennt und für die gute

Behandlung im allgemeinen, für die Rüben, die ihm als Speise gereicht wurden, im besondern seinen Dank ausspricht.
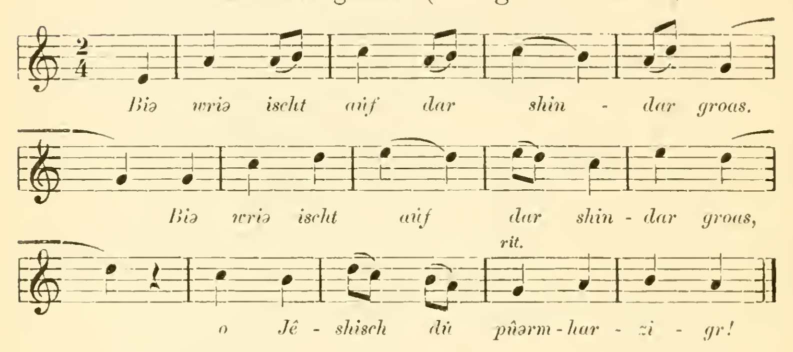
Die alte Sängerin konnte den Schluss nur in freier Prosa erzählen.

(Beim Singen wird jeder Vers wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.

---

26. Dar shindar groas. (Der große Sünder.)



1. *Biə wriə ischt aủf dar shindar groas,*
Biə wriə ischt aủf dar shindar groas,
O Jêshisch dû puərmharzigr!

2. |: *Ar ziəchət ahin um bâgə* (Wege) *proit,* :|
O Jêshisch dû puərmharzigr!

3. |: *Unt imon pəgêgnt dar liəbə gôt* :|
O Jêshisch dû puərmharzigr!

4. |: *„Buhin, buhin dû shindar groas?“* :|
O Jêshisch u. s. w.

5. |: *„I gean əs ahin, i bois* (weiß) *et bu* (nicht wohin). :|
O Jêshisch u. s. w.

6. |: *A groasui shintə* (Sünde) *hon i gətuən,* :|
O Jêshisch u. s. w.

7. |: *Drshlûgn hon i main wuətr ûnt mûətr,* :|
O Jêshisch u. s. w.

8. |: *Də shbeschtr ûnt prûətr ischt miər kamôr* (kaum) *entgean.* :|
O Jêshisch u. s. w.

9. |: *In wuətr hon i pəgrûbm hintr də haûshutîr,* :|
O Jêshisch u. s. w.

10. |: *Də mûətr hon i pəgrûbm hintr də schtûbmtîr.“* :|
O Jêshisch u. s. w.

11. |: *Ashôdre* (also) *schprichət dar liəbə gôt:* :|
O Jêshisch u. s. w.

12. |: *„Shô ziəch əs dû af an hoachn park* (Berg), :|
O Jêshisch u. s. w.

13. |: *Dôrt kniənəschtû nîdr ûntr an êlpâm* (Ölbaum) *griən* :|
O Jêshisch u. s. w.

14. |: *Ủnt kniənəscht dôrt draiûndraisik juər!“* :|
O Jêshisch u. s. w.

15. |: *Ủnt hin ischt kâm dar liəbə gôt:* :|
O Jêshisch u. s. w.

16. |: *„Schtea aûf, schtea aûf dû shindar groas.* :|
O Jêshisch u. s. w.

17. |: *Ołə dainə shintn hent* (sind) *diər nochgəluəsn!“* :|
O Jêshisch u. s. w.

18. |: *„I mug əs barlain* (wahrlich) *et mear aûfschtean,* :|
O Jêshisch u. s. w.

19. |: *Mainə zeachlain* (Zehen) *hont bîrzlain* (Wurzeln) *gəwosət* (gefasst) *schôn,* :|
O Jêshisch u. s. w.

20. |: *Mainə nêgəlain traibənt schislinglain* (Schößlein), :|
O Jêshisch u. s. w.

21. |: *Main harzle ischt mit shonto* (Sand) *worishn* (bedeckt) :|
O Jêshisch u. s. w.

22. |: *Main hâptle* (Haupt) *trûgət griənəs miəsch* (Moos)." :|
O Jêshisch u. s. w.

23. |: „*Schtea aúf, schtea aúf dú shindar groas*. :|
O Jêshisch u. s. w.

24. |: *Otə dainə shintn hent diər wrzîchn!*" :|
O Jêshisch u. s. w.

25. |: *Ar wosət* (fasst) *in shindar, pai baisr hont*, :|
O Jêshisch u. s. w.

26. *Únt wiərət* (führt) *in aúchn* (hinauf) *in himl hoach,*
Únt wiərət in aúchn in himl hoach,
O Jêshisch dú puərmharzigr!

Perz in Lichtenbach.

In einer zweiten von Perz mitgetheilten Fassung fehlt Strophe 18. Der Schluss für Strophe 24—26 lautet:

„*Dainə shintn hent diər wrzîchn otə.*"
Únt aúf núə schteat dar shindar groas,
Shai ziəchənt ahin in hoachn himl
O Jêshisch u. s. w.

27. Regina und Jesus.

1 *Won dórt do schteat oin gartle* (Gärtchen) *mit roashən ischts*
ənngəshân (angesäet),
Darain schpozîrt oin júnkwrâ mit oin shneabaisən kloit.
Shi túət də roashən prachən únt griənən majoran.
„*Gúət moarn dú jínglink, dú otrscheanschtr main!*"
5 *Shi roichət imon oin peschle* (Sträußchen) *mit griənən majoran.*
„*Schean donk, dú júnkwrâ, dú otrscheanschtə main!*"
„*Ba pischt dú ingəkâm in main roashənguərt?*
Maînə tîrən hent (sind) *wrschlósən, mainə maúərn hənt zə hoach!*"
„*Miər hent koinə tîrn wrschlósən, miər hent koinə maúərn zə hoach!*"
10 „*Biə hoisət júnkwrâ, dain nâmə, dain nâmə?*"

„Main namə dar hoißət Regina.
Biə hoißət jinglink dain namə, dain namə?“
„Main namə dar hoißət: hear Jesus hoißət main nam.“
„Ben dain namən hoißət hear Jesus, shô pischt dû gôtisch shûn!“

Schröer, 459 f. — Gemischt schriftdeutsch und mundartlich.
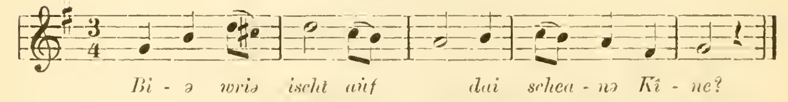
---

28. Kîne. (Regine.)

Biə wriə ischt aûf dai scheanə Kîne. 1
Lai biə shi schmoarônsch wriə aûfschteat,
Shi petət aûf îr petle bais,
Shi hêwət uən, shi shingət schean:
„Bai (wozu) *pet ich aûf main petle bais,* 5
Ben pai miər main hear (Gatte) *et shlûfm* (schlafen) *tûət?*
Pai ondrn baibrn shlûfət ar.“
Ůnt dos drhearət dər hear îr:
„Bai shingəscht ashô dû scheanai Kîne?“
„I shing biə ’s liədlain schteat ûnt geat.“ 10
„Shô gean biər poidai bôl aûsn schpozîrn,
Bôl aûsn schpozîrn zər poinschtûbm (Beinhaus)*!“*
„Lai et, lai et (ach, nicht) *main scheandr hear,*
I gean et aûsn schpozîrn.“
Ar wrûgət shə dai earschtə wuərt (mal), 15
Ar wrûgət shə dai zboitə wuərt:
„Shô gean biər poidai bôl aûsn schpozîrn!“
Shi lêgət shi guər scheanai uən,
Shai geangônt poidai aûsn schpozîrn,
Bôl aûsn schpozîrn zər poinschtûbm. 20
Ar wiərət (führt) *shai bôl in də poinschtûbə,*
Ar schpearət də toarə bôl weschtə zûə,
Ar zintət dos haûsch af oł wiər ekn uən:
„Shô prin (brenne), *shô prin, scheanai Kîne!*
Nûə shing, nûə shing, scheanai Kîne!“ 25
„O hear, o hear, dû liəbr main,
Drpuərm (erbarm) *di nôch a wuərt îbr mi!*
Ben dû schôn îbr mi koin drpuərm et hoscht,
Shô drpuərm di dôch îbr dain jûngən shûn!“

30 „*I hon îbr di koin drpuərm et mear,*
Ünd bear dain jüngən shün brt bel (wird wollen) *hâbm.*
Dar brt 'n schön wrshourgn!"
Ar ziəchət bidr schean hintrshi hoim,
Shô loidigər, shô traûrigər.
35 *Ünd biə ar hoim ischt kâm,*
Ahoimə boint (weint) *shain jüngər shün,*
Shain shün dar boint dûch êrigər (immer ärger).
Ar nâmət har shain jüngən shün,
Ar trûgət în hin zər poinschtûbm.
40 *Ahant hot ar wün* (gefunden) *a kopeləlain,*
Atin (darin) *do ischt dai scheanə Kîne:*
„*Shô têt* (säuge), *shô têt dain jüngən shün,*
Ben dû schön îbr mi koin drpuərm et hoscht,
Shô drpuərm di îbr dain jüngən shün!"
45 „*O hear, o hear, o liəbr main,*
I kon mi et drpuərm îbr di,
Ünd a net îbr dain jüngən shün.
Biə bil i têtn dain jüngən shün?
Mainə prischtə hent miər wrprün (verbrannt)!"

Tomitsch in Obermösel.

28[a]. Kîne. (Regina.)
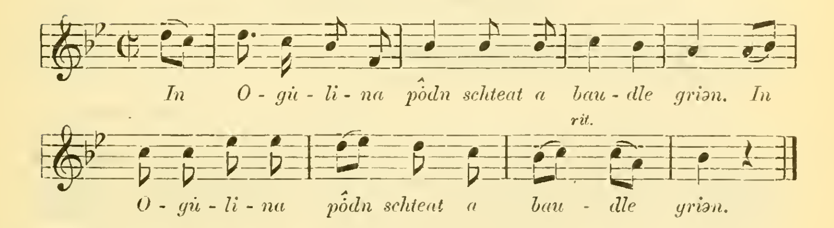


1 *Biə wriə ischt aûf dai scheanə Kîne,*
Shi kraizigət shi schean, shi drbûgət (wäscht) *shi schean,*
Shi lêgət shi guər scheanai uən,
Shi petət aûf îr petle bais.
5 *Shi shingət ûbr lai a shô* (nur so):
„*Bai pet i aûf main petle bais,*
Ben main hear ahoimə et shlûfət?
Ar shlûfət atôbm pai Loiboch bais,
Pai Loiboch bais, pai scheanən wrâgn (Frauen),
10 *Pai scheanən wrâgn, pai Mogreatizlain* (Margrethen)."

Ủnd dos drheurət dər hear ir:
„Bai shingəscht ashò dù scheanai Kîne?“
„I shing əs jo lai a shò,
Lai biəs in liədlain schteat ùnt geat.“
Ashò do schprichət dər hear îr: 15
„Dù scheanai Kîne, liəbai main,
Shò lêg əs uən dos shùntogainə gəbantle (Sonntagsgewand),
Biər wuərn (fahren) *haint aùsn afn schponzîr* (Spaziergang)!“
„Bòl et (wohl nicht), *bòl et, dù hear main,*
Es ischt əs et dr prâch (Brauch) *ashò,* 20
As jùngə baibr geant schpozîrn.“
„Lêg di uən, lêg di uən, dù scheanai Kîne!“
Shai shizənt aùchn afn bûgn (Wagen) *schean,*
Shai wuərənt ahin zən hoizôwm (Heizofen).
Ar luət (lässt) *uənhoizən dan ôwm groas,* 25
Ar tùət in pôlən (hineinwerfen) *shain scheanai Kîne.*
Îbr a kloin bailə 'scht shi toat gəbân (gewesen)
Ủnd aùsar 'scht gəwlòchn a shneabaisai taùbə,
Shi wliəchət aùchn zan mitrn wanschtr (Mittelfester).
Ashò do schprichət dr z'nichtə (nichtsnutze) *hear:* 30
„Lai bear brt miər têtn (säugen) *dan jùngən shùn?“*
Ashò do schprichət shneabaisai taùbə:
„Lai bear brt 'n bel (wer ihn wird wollen) *hûbm,*
Lai dar brt 'n têtn.“

Perz in Lichtenbach.

29. Vom Türkenkriege.



1. |: *In Ogùlina pôdn schteat a baudle* (Wäldchen) *griən* :|

2. |: *Und wîr* (davor) *do lîgət a shmuəlr schtaik.* :|

3. |: *Druən do lâfət a jüngr sôlduət,* :|

4. |: *In mitn baudlain schteat a kopeləlain* :|

5. *Ünd aûsar mârt* (meldet) *shich dai hailigə.*
Dai hailigə jünkwrâ schain Barbara:

6. |: *„Buhin, buhin dû jüngər sôlduət?“* :|

7. |: *„Ich müəs əs gean ins groasə hêr,*
Ins groasə hêr, ins tîrcischə.“

8. |: *„Nar benə* (wann) *kiməschtû hintrshi* (zurück) *hoim?“* :|

9. |: *„In Ogûlina pôdn schteat a lintle griən,* :|

10. |: *In Reifnizar pôdn schteat an ûlmaindr schtôk* (Ulmenbaum), :|

11. *Ben də escht* (Äste) *zənondr brut roichən,*
Denər kim i bîdr hintrshi hoim.

12. *Zənondr roichən brut shai nimərmear,*
Ünd hintrshi kim i â nimərmear!“

13. *„Shô denk dû lai an dai hailigə,*
Dai hailigə jünkwrâ schain Barbara.

14. *Shi ischt pai oł dan kronkn,*
Shi ischt pai oł dan schtarbintn!“

15. |: *„Ünt hintrshi kim i dôch nimərmear.* :|

16. |: *Də tîrcischn wlintn* (Flinten) *brut* (werden) *mainə kêrzlain shain.* :|

17. |: *Də tîrcischn hüntə brut mainə gleclain* (Glöcklein) *shain.* :|

18. |: *Də tîrcischn rösch* (Rosse) *brut mainə pegrêbərlain shain.* :|

19. *Dos oinə brt mi inin trâtn,*
Dos ondrə brt mi aûsar trâtn!“

Tomitsch in Straßenberg.

Mit kleinen Abweichungen schon abgedruckt im deutschen Kalender für Krain 1889, 64. Eine zweite Fassung von Perz in Lichtenbach hat eine andere Reihenfolge. Nach Strophe 7 folgen 16—19, 13, 14, 8—12. Nach Strophe 4 steht: *„Nar bos wr a hailont ischt atinə* (drinnen) *do?“* für 9 *lintle griən*] steht *oichaindr schtôk,* für 10 *ulmaindr schtôk*] *aibaindr pâm* (Eibe), für 16 *wlintn* | *sablə* (Säbel). Strophe 15 fehlt.
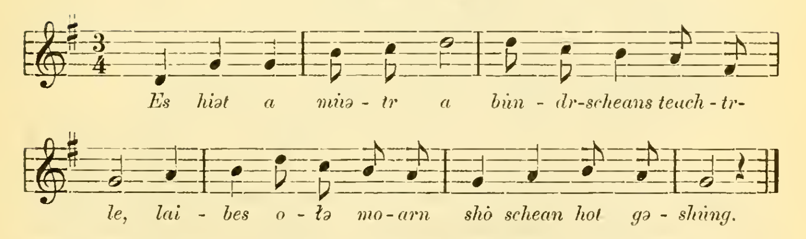
30. St. Barbara.

„*Scheanəs Wawarle* (Barbara), *scheanəs teachtrle,* 1
Shò tüə di, Wawarle, wrhairotən!“
„*Wrhairotən bil ich mich, müətr, nimrmear;*
Hear Jêshù Krischt ischt main praitigom,
Müətr Maria ischt main wiərarin (Führerin)!“ 5
Shi patait shə dos zboit ùn dritə wuərt (mal):
Shò tüə di Wawarle wrhairotn,
Biər beln (wollen) *paùən oin tùrn* (Thurm) *tiəf,*
Biər pòlən (werfen) *di in tùrn hinain,*
Biər beln paùən oin tùrn proit, 10
Zbelf kloftr proit ùnt zbelf kloftr tiəf!“
Shai pòlənt Wawarle in tùrn tiəf,
Es hêwət (hebt) *uən ùnt shingət schean:*
„*Hear Jêshù Krischt ischt main praitigom*
Müətr Maria ischt main wiərarin!“ 15
Shò pitət scheanəs Wawarle:
„*Shò paùət miər linən* (Fenster) *drai,*
Dai earschtə linə, bu də shùn aùfgeat,
Dai zboitə, bu shi zə mitûgə schteat,
Dai dritə, bu shi gòt wòlgn (folgen) *geat,* 20
Dai dritə, bu shi gòt wòlgn geat.“
Hinaùf ischt gəwlòchn a shneabaisai taùbə
Pis in dan himl hoach.

Schröer, 495.

---

31. Scheans teachtrle.



1. *Es hiət a müətr a bùndrscheans teachtrle,*
Lai bes (welches) *ołə moarn shò schean hot gəshùng.*

2. *'Sischt a moarn ìmarkâm* (ein Morgen herangekommen)
ùnt 's hot et mear gəshùng,
Lai niəmont hot əs mear wrnum.

3. *Paim shlûfkamrlain hongənt də shlisəlain,*
Də mùətr ischt kâm zən shlûfkamrlain.

4. *Shi ischt gean wrâgən* (fragen) *dan bochtar* (Wächter) *jùnk,*
Shò schprichət də mùətr zən bochtar jùnk:

5. *„Hoi bochtar, liəbr main, liəbr bochtar jùnk,*
Lai bemon (wen) *hot iər dùrchluəsn gean?"*

6. *Ashòdo schprichət dər bochtar, bochtar jùnk:*
„Lai niəmont ischt et do dùrchgəgean."

7. *Shi ischt gean wrâgən dan schifmon jùnk,*
Sho schprichət də mùətr zən schifmon jùnk:

8. *„Hoi, schifmon, liəbr main, liəbr schifmon jùnk,*
Lai bemon hot iər îbrgəwiərət (übergeführt) *do?"*

9. *Ashòdo schprichət dər schifmon, schifmon jùnk:*
„Lai niəmont hon i et îbrgewiərt."

10. *Shi wrâgət nòch a huərt* (mal), *dai ondrə huərt;*
„Lai bemon hot iər îbrgəwiərət do?"

11. *Zər mùətr schprichət dr schifmon jùnk:*
„I hon əs gewiərət, lai bear ischt kâm (gekommen).

12. *Kâm ischt a scheanəs teachtrle,*
Hairotn tùət es nimrmear.
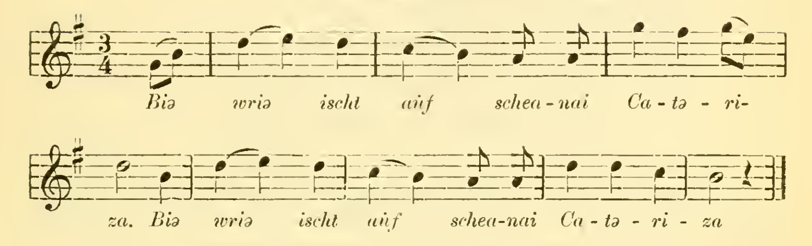
13. *Lai wuətr Jêshù Krischt ischt dər praitigom*
Dai mùətr Maria ischt də wiərarin!"

Perz in Lichtenbach.

Eine zweite Fassung 31[a] hat Tomitsch in Mösel mit der Überschrift: „Die Klosterfrau" aufgezeichnet. Hier steht nach Strophe 3: *„Dos pelle ischt schean aùfgəpetət | Schean diərndle lîgət et doraùf.* Hier fehlen Z. 2, 1; 3, 1; 7, 2 und die Strophen 4—6. Der Schluss aber ist bei Tomitsch vollständiger, er lautet für Strophe 12 f.:

„Îbrgəwiərt a bündrscheans diərndle,
Mit scheanən shbuərzən âgəlain (Äuglein),
Mit scheanən roatən bangəlain.
„Oi tochtr, oi tochtr liəbai main,
Shò gea dü nòch a wuərt hintrshi hoim (noch einmal zurück heim),
Auf dainər buərtənt (warten) *də barwarlain* (Werber).“
„Ich hon əs schòn a praitigom,
Hear Jêshisch ischt main praitigom,
Maria ischt main wiərarin!“

32. Katharina.



Biə wriə ischt aụf scheanai Catəriza. 1
Lai biə shi schmoarònsch guər wriə aụfschteat,
Shi kraizigət shi ụnt drbûgət (wäscht) *shi schean,*
Shi lêgət shi guər scheanai uən,
Shi ziəchət ahin zan kîrchlain bais, 5
Zar hailigən meschə ụnt prêdigə.
Lai biə də meschə om peschtən 'scht gəbân (gewesen),
Hin du kimət dar earschtə pôtə (Bote)*:*
„Geat hoim, geat hoim, scheanai Catəriza,
In aiər haụsch hent di râbarlain (Räuber)*!“* 10
„Shò shaiən shai, shò shaiən shai in gòtəsch nûm,
In gòtəsch nûm, in Jêshisch nûm.
I gean et bek (nicht weg) *won dar hailign meschə,*
Won dar hailign mesch, won dar prêdigə.“
Ụnd hin du kimət dar zboitə pôtə: 15
„Geat hoim, geat hoim, scheanai Catəriza,
Aiər naiəs haụsch in waiər (Feuer) *ischt!“*
„Shò shai əs nar in gòtəsch nûm,
In gòtəsch nûm, in Jêshisch nûm.

20 *I gean et bek won dar hailign mesch,*
Won dar hailign mesch, won dar prêdigə."
Ün hin do kimət dar dritə pôtə:
„Geat hoim, geat hoim, scheanai Catəriza,
Aiər jüngr hear ischt zan schtârbm kronk!"
25 *„Shò shai ar nar* (nur) *in gôtəsch nûm,*
In gôtəsch nûm, in Jêshisch nûm."
Ünt biə dai hailigə meschə ischt aùsgəbân,
Shi ziəchət hoim zan naiən haùshə.
Afn bâgə pəgegnt îr dar jüngə hear,
30 *Shi wrûgət in lai ashò,*
Buəs dos hait wor drai pôtn hent gəbân.
„Dos hent gəbân drai peashə gaischtr (böse Geister)."

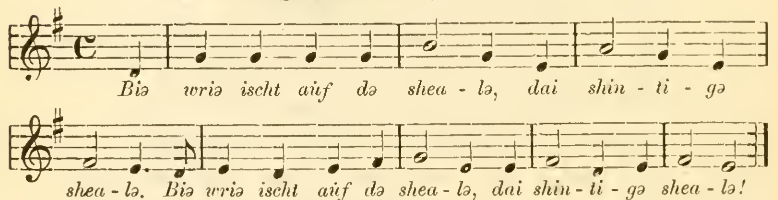
(Jede Zeile wird wiederholt.)

Tomitsch in Mösel.

In einer zweiten von Perz mitgetheilten Fassung stehen andere Nachrichten. Für Z. 10 *‚Dain mon, dar ischt əs waintlain* (feindlich, sehr) *kronk";* für Z. 17 *Dain mon, dar ischt əs schon gəschtoarbm* für Z. 24 *Dain haùsch ischt aus in oinem waiər.* Der Schluss für Z. 30—32 lautet hier: *„Dr mon dar ischt gəshùnt gəbân | Dos haùsch ischt a gonz gəbân | Jo, gonz gebân, lai biə zəwoar | Biə wroa nùə baròt scheanai Catəriza.*

---

33. Dai shintigə shealə. (Die sündige Seele.)



1. *|: Biə wriə ischt aùf də shealə,*
Dai shintigə shealə! :|

2. *|: Shi ziəchət ahin am bâgə* (Wege),
An oinəm proitən bâgə :|

3. *|: Ünd îr pəgegnt an engl,*
A graùshomdr engl. :|

4. |: *Mit kozatn wiəsn* (zottigen Füßen),
Mit prinintn griəsl (Rachen). :|

5. |: *Shôdo schprichət dr engl,*
Dar graûshomə engl: :|

6. |: *„Buhin, buhin dû shealə*
Dû shintigai shealə? :|

7. |: *„I ziəch ahin in himəł*
In oinən hoachən himəł!“ :|

8. |: *„Dû hoscht əs et* (nicht) *wrdiənət*
In himəł in zə geanən. :|

9. *Dar hailigə Michaele*
Dar hot di et gəbûgət (gewogen),
|: *Ar mûəs di wriər bûgən!* :|

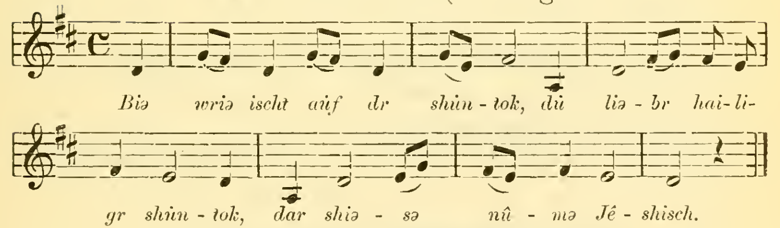
10. |: *Dar hailigə Michaele,*
Dar hot di gəbûgət, :|

11. |: *Də bûgə hot gəzôchn*
In də helə (Hölle) *an pôdn!“* :|

Perz in Lichtenbach.

---

34. Dər shûntok (Sonntag).



1. *Biə wriə ischt aûf dr shûntok,*
Dû liəbr hailigr shûntok,
Dar shiəsə nûmə Jêshisch.

2. *Ar ziəchət ahin am bâgə* (Wege) *proit*
Ûnt imon pəgegnt a prozesion,
Dar shiəsə nûmə Jêshisch.

3. *Drmûrn* (vernehmen) *tûət shi dr shûntok,*
Dar liəbə, hailigə shûntok,
Dar shiəse nûmə Jêshisch.

4. „*Gûət moarn, gûət moarn iər laitə!*"
'S hot niəmont et belt ompartn (wollen antworten).
Dar u. s. w.

5. *Ar ziəchət ahin shò traûrigr,*
Unt imon pəgegnt dar liəbə gòt.
Dar u. s. w.

6. „*Bai hûbəschtû di* (warum hast du dich) *shò traurigr,*
Dû liəbr hailigr shûntok?"
Dar u. s. w.

7. „*Də laitə hont miər pəgegnt,*
'S hot niəmont et belt ompartn."
Dar u. s. w.

8. „*Bòl nisch* (wohl nichts), *bòl nisch dû shûntok,*
Dû liəbr hailigr shûntok.
Dar u. s. w.

9. *Di antn* (Alten) *mêgnt* (können) *et won dr eltə* (vor Alter),
Di jüngn mêgnt et won dr jûgnt,
Dar u. s. w.

10. *Di mitrn* (Mittleren) *mêgnt et wòn dr hoafart,*
Dû liəbr, hailigr shûntok!"
Dar shiəsə nûmə Jêshisch.

Perz in Lichtenbach.

---

35. Də Shûmitən. (Sonnenwende.)
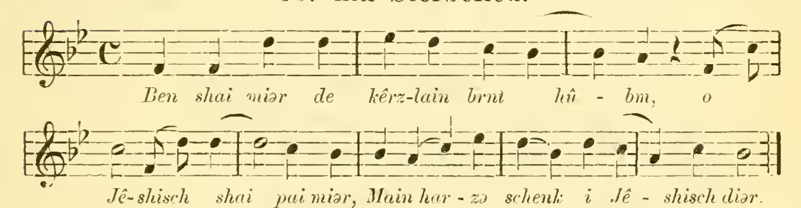
1 *Do har hent kûm* (sind gekommen) *di shûmitən,*
Di liəbm hailigən shûmitən.
Jòhanesch, dû liəbr gûldaindr mon,
Hoschtû gətâfət Jêshisch, dan shûn!
5 *O di liəbm schrənən shûmitən.*
Jòhanesch hot 'n gətâfət in Jòrdanflus,

Ar hot 'n ùangənùm (angenommen) *ar shain s' hailigə kint,*
Won dòrt har hent kâm də shûmitən,
Di liəbm hailign shûmitən.
I binschait (wünschte) *nòch a huərt* (mal) *də shûmitən,*
Ben shai hent ərschlòfn (vergangen) *də shûmitən,* 10
Di liəbm scheanən shûmitən.
Nùə pəhiət ai gòt iər shûmitən,
Iər liəbm scheanən shûmitən!
Haint hon i do gəjâtən (gejätet) *dos koarn aùs,*
Moarn brt ich et mear do shainən (sein)*!* 15
Di liəbm scheanən shûmitən!

Schröer, 487.

---

36. Ein Sterbelied.



1. *Ben shai miər də kêrzlain brnt hûbm* (halten),
   O Jêshisch, shai pai miər,
   Main harzə schenk i, Jêshisch, diər!

2. *Ben shai mi uən brnt lêgən* (anziehen),
   O Jêshisch u. s. w.

3. *Ben shai mi af də luədə* (Todtenbrett) *brnt lêgən,*
   O Jêshisch u. s. w.

4. *Ben shai miər də trûgə brnt mochən,*
   O Jêshisch u. s. w.

5. *Ben shai mi in də trûgə brnt lêgən*
   O Jêshisch u. s. w.

6. *Ben shai mi ahin brnt wiərən,*
   O Jêshisch u. s. w.
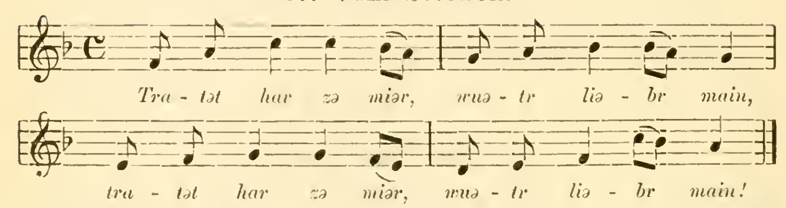
7. *Ben shai miər 's grop brnt mochən,*
O Jêshisch u. s. w.

8. *Ben shai mi ins grop brnt lêgən,*
O Jêshisch u. s. w.

9. *Ben shai mi zûə brnt riərən* (zuschaufeln),
O Jêshisch u. s. w.

Perz in Lichtenbach.

37. Vom Sterben.

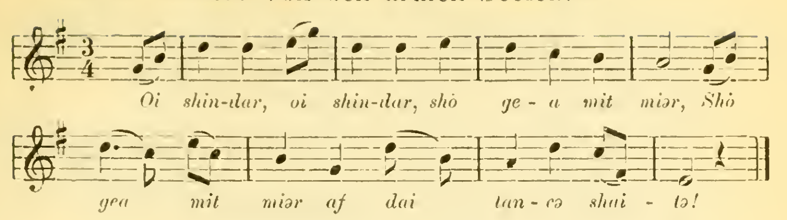


1 *Tratət har zə miər, wuətr* (Vater) *liəbr main.*
Geat, hûbət (haltet) *miər də schtarpkêrzlain!*
I mûəs əs schaidən won dishr eart,
Won dishr eart, in kölshbuərzai eart.
5 *Dört in griənən gartən bil ich ai ołə bartən,*
Tratət har zə miər, mûətr liəbai main,
Geat, hûbət miər də schtarpkêrzlain!
I mûəs əs schaidn won dishr eart,
Won dishr eart, in kölshbuərzai eart.
10 *Dört in griənən gartən bil ich ai ołe bartən.*
Trit har zə miər prûədr liəbr (shbeschtr liəbai) main u. s. w.
Trit har zə miər liəbr, liəbr main,
Gea hûb dû miər də schtarpkêrzlain,
I mûəs əs schaidn won dishr eart,
15 *Won dishr eart, in kölshbuərzai eart.*
Dört in griənən gartən bil i ai ołə bartən.
(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Kummerdorf.

In V. 5 u. s. w. steht *gartən* und *bartən*, statt *guərtən* und *buərtən* unter dem hochdeutschen Einflusse dieser typischen Formel, sieh oben S. 152. Nach V. 11 folgt V. 2—5. In V. 13 steht für *liəbr, liəbr* auch *liəbə liəbai* oder *tschelən liəbai*.

38. Von den armen Seelen.



1. *Oi shindar, oi shindar,*
Shò gea mit miər,
Shò gea mit miər,
Af dai tancə (linke) *shaitə!*

2. *:/: Dòrt brscht* (wirst) *dù shâchn* (sehen)
Də helischən painən. :/:

3. *Koin menisch gelâbəts,*
Gədenkəts guər et,
Biə 's an uərmən shealən,
In loidən et (nicht) *gùət ischt.*

4. *:/: Shò haufət, shò haufət* (helfet),
Ir lantigən (lebenden) *laitə! :/:*

5. *:/: Mit an oinzigən wuətər inshər,*
Mit an engəlischən grùəs. :/:

6. *Oi shindar, oi shindar,*
Shò gea mit miər,
Shò gea mit miər
Af dai rachtə shaitə!

7. *:/: Dòrt brscht dù shâchn*
Də himlischən wraidn. :/:

8. *:/: Də himlischən wraidən,*
Də himlischən englain. :/:

9. *:/: Maria shi patait* (bittet)
Wîr (für) *də uərmən shindarə. :/:*

Perz in Lichtenbach.

39. Dai ugəschidnə (abgeschiedene) shealə shingət.

1 *Ich hon dört gəluəsn main wuətr ünt müətr,*
Ich hon dört gəluəsn main shbəschtr ünt prüədr,
Shai gədenkənt et (nicht) *an mi.*
Ich hon dört gəluəsn mainə jünktschelən (Jugendfreunde) *ünt tschelinən,*
5 *Shai gədenkənt et an mi.*
Niəmont bois (weiß) *əs, niəmont denkət,*
Bos di nərmən shealən laidən miəsənt.

Schröer, 282 f.

---

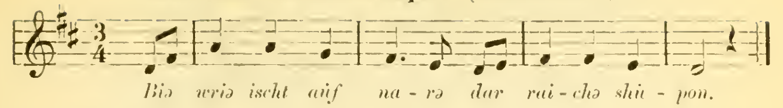
40. Dai ugəschtoarbən shingənt.

1 *Main di âgən* (Augen) *tüənt wrwinschtrn,*
Ich kon et mear də barlt (Welt) *uənschâgn.*
Ben ich jünk pin ünt gəshünt,
Hon ich wraintə ibərol gənüək.
5 *Ben ich aut* (alt) *pin ödr kronk,*
Do hon ich koinə wraintə mear.
Ben ich oinmol in kronkənpetə lîg',
Do kimət dər priəschtar zü mainem petə,
Do pərichtət ar mich zə dən eabigən giətrn (ewigen Gütern)
10 *Ben ich oinmol gəschtoarbm pin,*
Do mochənt shai miər oin naiəs haüsch,
Do trûgənt shai mi zə dəm kîrchle bais,
Do trûgənt shai mi zə dəm wraithöf griən.
Dört mochənt shai miər a grûble tiəf,
15 *Drin ûrt ich schlûfm ahô* (so) *shiəs.*
Ben ich oinmol in grûbə lîg,
Do kimət dar priəschtar zə mainem grûbə,
Dar schmaist a schtikle eart af mainə prüscht.
Ben ich oinmol pəgrûbm pin,
20 *Do hêwət dər meshnar zə laitən uən,*
Do geant də laitə ołə won miər.
„Lai rüə dû in dər kiələn eardə,
Bu (wo) *dû hin gədiənət hoscht!“*

Schröer, 283 f.

---

41. Dar raichə shûpon (Schultheiß).



Biə wriə ischt aûf narə dar raichə shûpon. 1
Ar schteanöt schmoarönsch guər wriə aûf nar,
Ar kraizigət shi schean, ar drbûgət shi schean,
Ar lêgət shi a guər scheandr uən nar,
Ar ziəchət ahin am bagə proit nar 5
Und imon pəgegnt dar grimigə toat.
„Buhin, buhin narə, dû grimigr toat?"
„I gean əs shûəchn narə dan raichən shûpon."
„Lai bamon (den) *dû shûəchəscht, lai dar pin ich nar."*
„Gea hoim, gea hoim narə, dû müscht əs gean schtârbm!" 10
„Bôl et (wohl nicht), *bôl et narə, dû grimigr toat,*
Lai bamon (wem) *wrluəs* (lasse) *ich main də baisn schimlə,*
Main də baisn schimlə, main dan baisn hîrshə?
Lai bamon wrluəs ich main də roatən ökschən (Ochsen),
Main də roatən ökschən, main dan roatən boizə (Weizen)*?* 15
Lai bear brt wrshoargən main dai scheanə wrâgə (Frau).
Main dai scheanə jüngə wrâgə mit dan kloinən kindrn?"
„Lai bear shə bil hâbm, ar brt shə wrshoargn!"

Perz in Lichtenbach.

nar und *narə* sind bedeutungslose Flickwörter.

42. Die heiligen drei Könige.

1. *Wir sind drei Herren mit unserem Stern,*
   |: Wir suchen den Herrn, wir haben ihn gern. :|
2. *Ein kleiner Stern, ein großer Gott,*
   |: Der Himmel und Erde erschaffen hat. :|
3. *Wir steigen auf den hohen Berg,*
   |: Und sehen den Stern gleich stille steh'n. :|
4. *„Ei, Stern, du sollst nicht stille steh'n,*
   |: Du sollst mit uns nach Bethlehem geh'n. :|

5. *Nach Bethlehem geh'n, wohl in der Nacht,*
|: *Wohl in der Nacht zu einem Stall.* :|

6. *Wir haben heut' noch 'ne weite Reis'*
|: *Von vierzehn Tagen, vierhundert Meilen."* :|

7. *Wir kamen zu Herodes hin,*
|: *Herodes sprach mit Schimpf und Spott:* :|

8. *„Der Schwarze ist mir wohlbekannt,*
|: *Er ist ein König aus Morgenland,* :|

9. *Aus Morgenland, aus Asien,*
|: *Gleichwo die Sonn' zum ersten anbricht."* :|
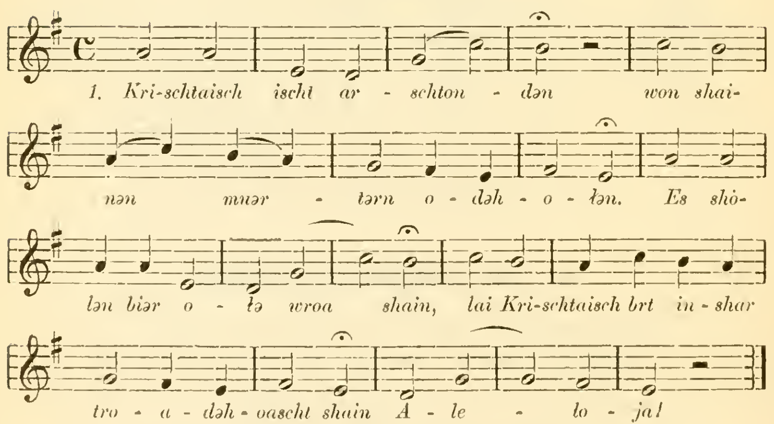
10. *Wir fallen nieder auf unsere Knie*
|: *Und beten das liebe Christkindlein an.* :|

11. *Gott gebe euch noch Fried und Freud,*
|: *Von Anfang bis in Ewigkeit!* :|

Tomitsch in Mösel.

---

43. 's Oaschtrliədle.



2. *Und bâr* (wäre) *ar et arschtondən,*
Shò bâr də barlt (Welt) *wrgodəhongən* (vergangen).
Shait dr hear arschtondən ischt,
Shò lôbm biər heurn Jêshû Krischt.
Aleloja!

3. *Es geanaitən* (giengen) *aúsən drai wrâgən* (Frauen)
Dos hailigə grop pəschâudəhagən (beschauen),
Ob inshr hear arschtondən ischt
Ünt shainər muərtr (Marter) *lêdig ischt.*
Aleloja!

4. *Oin engl shlâft* (schläft) *in grûbə* (Grabe):
„*Nûr zûhar, nûr zûhar, iər wrâgən drai!*
Lai bamon (den) *iər shûəchət, ischt et* (nicht) *mear dû* (da),
Ar ischt won an toatən arschtodəhondən.
Aleloja!

5. *Won toadə ischt ar arschtondən,*
Noch Kana Galileja gəgodəhongən (gegangen),
Kana Galileja ins himlraich,
Ins himlraich, ins puəredaisch.“
Aleloja!

6. *Maria, dû wîl rainai,*
Dû hoscht guər hoisə gəboidəhoinət (geweint)
Üm inshrn hearn Jêshû Krischt,
Dar ołər barlt (Welt) *a treaschtar ischt.*
Aleloja!

7. *O Maria, dû wîl zuərtai* (zarte),
Dû pischt oin roashən guərdəhuərtə (Rosengarten),
Dan gôt shi shaubm (selbst) *gəziərət hot*
Mit shain dan hailigən bairochschtom (Weihrauchstamm)!
Aleloja!

8. *Krischtûsch shlûfət* (schläft) *in grûbe*
Pis af dan dritən tûdəhugə (Tage),
Wrbûndət (verwundet) *an hentn ûnd wiəsn* (Füßen).
O shindar, dû shôlscht piədəhiəsən (büßen)!
Aleloja!

9. *Ashô* (so) *hot gôt gəschprôchən,*
Bôl in dər ablosbôdəhôchən (Ablasswochen):
„*O shindar, kear di har zə miər,*
Ołə dainə shintən (Sünden) *wrgib i diər!*“
Aleloja!

10. *O dû hailigəs kraizə,*
Shô hilf dû insch krischtənlaitən.
Biə auch wolschən (falschen) *ołən,*
O hear, noch dain gewołən (Gefallen)!
Aleloja!

11. *Aleloja shingən biər* (wir),
Gôt dan hearn, dan löbm biər,
Es shôlən biər ołə wrou (froh) *shain,*
Krischtûsch brt inshər troadehouscht (Trost) *shain!*
Aleloja!

Perz in Lichtenbach.

Bruchstücke dieses Liedes theilt auch Klun in Frommans Mundarten, 4, 393 f., mit. *dəh* ist als Füllsel in einige Wörter eingeschoben. V. 10, 12 bedeutet: Und auch allen Falschgläubigen.

II.

BALLADEN
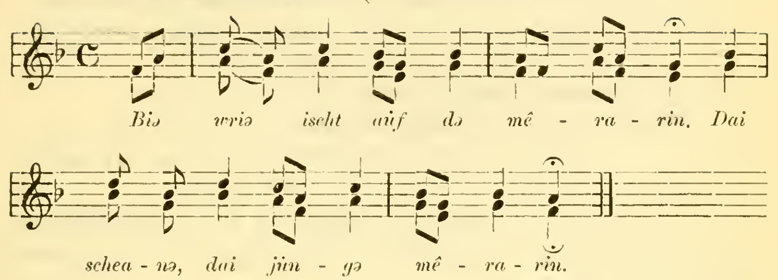
UND

LIEBESLIEDER.

Nr. 44—101.



44. Də mêrarin. (Die Frau am Meere.)



1. *Biə wriə* (wie früh) *ischt aùf də mêrarin,*
   Dai scheanə, dai jùngə mêrarin.

2. *Shi schteanôt* (steht) *schmoarônsch* (des Morgens) *guer wriə aùf,*
   Shi geanôt (geht) *baschn dai baisə baschə* (Wäsche),

3. *Zan proitən mêr, zan tiəfm sheabə* (See).
   Shi hêwət uən (hebt an), *shi baschət schean.*

4. *Am mêrə do shbimət oin schifle kloin,*
   Atinə (drinnen) *do shizənt zbean* (zwei) *jùngə hearn:*

5. „*Gùətn moarn, dù scheanai mêrarin,*
   Dù scheanai, dù jùngai mêrarin!"

6. „*Schean donk, schean donk iər jùngə hearn,*
   Wîl gùətə moargn hon ich a beank (wenig)*!*"

7. *Wom nêgle* (Finger) *ar ziəchət oin wingərle* (Ring)*:*
   „*Nim hin dù scheanə mêrarin!*"

8. „*I pins et* (nicht) *dai scheanə mêrarin,*
   I pin jo dai bintlbaschərin (Windelwäscherin)."

9. *Draf shezənt shai shə afs schifle kloin*
   Ùnt wuərənt (fahren) *îbr 's proitə mêr.*

10. *„Dû pischt laibər* (doch) *dai scheanə mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin!“
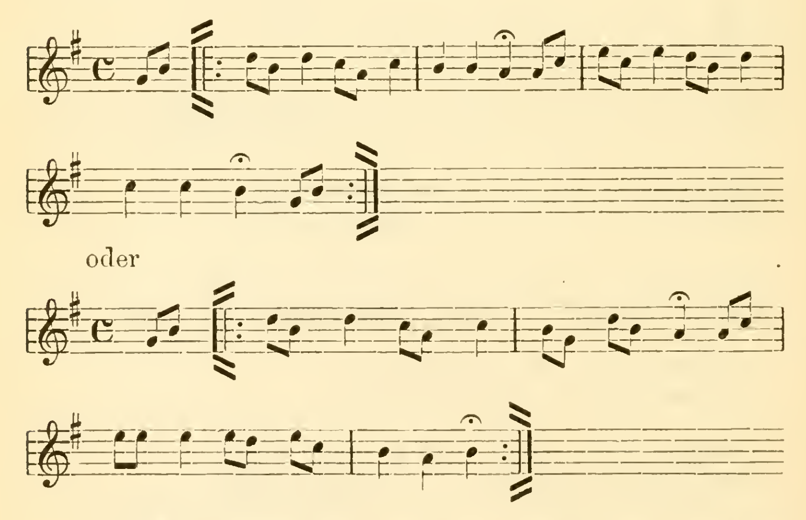
11. *Shi naməl* (nimmt) *oin hîdrle* (Tüchlein) *in də hont*
Ûnt wuərət (fährt) *îbrs proitə mêr.*

12. *Ûnt biə shi otr* (danach) *hin ischt kâm* (gekommen),
Dôrt griəsənt shais shə ûnt haushnt (halsen) *shai shə*
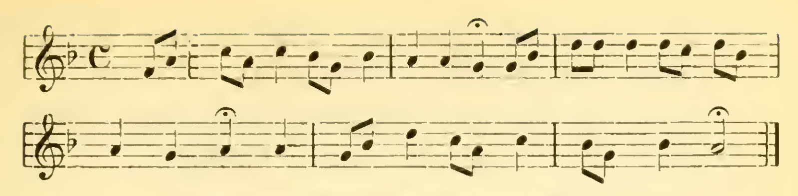
13. *Ûnt pûshənt* (küßen) *shai shə də mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

Schröer, Germania, 14, 333 f.

Die Melodie ist bei den folgenden Meererin-Balladen, also bei Nr. 46—49, dieselbe. Sie hat aber noch folgende Varianten in G-dur:



Die Meererin-Balladen werden entweder so gesungen, wie Nr. 44 niedergeschrieben ist, dass also je zwei neue Verse eine Strophe bilden oder es folgt jedem neuen Verse der Kehrreim *dai scheanə, dai jûngə mêrarin.* Im Unterland singt man die Ballade nach der folgenden Melodie und setzt jedem Verse den Kehrreim zweimal nach, so dass dreizeilige Strophen gewonnen werden.
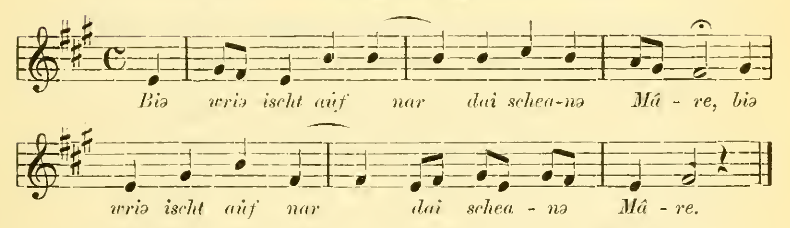


1. *Biə wriə ischt aûf də mêrarin.*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin,
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

2. *Shi schteanôt schmoarônsch guər wriə aûf,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin,
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

Und so weiter.

45. Dai scheanə Mâre (Maria).



1. |: *Biə wriə ischt aûf nar* (nur) *dai scheanə Mâre.* :|

2. |: *Lai, biə shi schmoarônsch guər wriə aûfschteat,* :|

3. *Shi geanôt baschn zan proitn mêrə,*
Zan proitn mêrə, zan tiəfm sheabə,

4. |: *Shi baschət schean, shi boinət* (weint) *hoisə.* :|

5. |: *Won dòrt har shbimət a gədruəlaits* (gerundetes) *schefle* (Schiff). :|

6. *Atinə* (drinnen) *do shizət a scheandr hearə,*
A scheandr hearə, a shbuərzr moarə (Mohr).

7. „*Bai* (warum) *boinəschtû shô hoisə dû, scheanai Mâre?*“
„*Biə shôl i 's nar et hoisə boinən!*

8. *I hon ahoimə* (daheim) *a jüngn shün,*
A jüngn shün, an autn (alten) *mon.*

9. *Dər shün, dar luət* (lässt) *mi pai tûg'* (Tag) *et* (nicht) *uərbaitn.*
Dər mon, dar luət mi pai dr nocht et shlûfm.“

10. |: *Ashô do schprichət dar shbuərzə moarə:* :|

11. |: *„Trit inar, trit inar ins schefle zə miər,* :|

12. *I hon in schefle guər scheanə kraitlain,*
Nim aûsar, nim aûsar di scheanən kraitlain (Kräuter).

13. |: *Ůnt basch* (wasche), *ůnt basch nar dain jüngn shünə,* :|

14. *Otr* (dann) *brt* (wird) *ar di pai tûgə luən* (lassen) *uərbaitn,*
Dain mon pai dr nocht luən shlûfm.“

15. *Kâmər* (kaum) *ischt shi gətrâtn ins schefle zə imon* (ihm),
Ar gait (gibt) *in schefle bôl oinigən* (einen) *schtoas.*

16. *Shi denkət, shi ischt nöt* (noch nicht) *an mitn mêrə,*
Shi ischt af dr ondrn shaitn gəbân (gewesen).

17. *Biə hoisə do boinət* (weint) *dai scheanə Mâre:*

18. *„Bear* (wer) *brt wrshoargn main jüngn shün?“*
„Bear 'n brt beln (wollen), *ar brt 'n wrshoargn.“*

19. |: *„Bu wiərt* (führt) *iər mi hin, bu kim i hin?“* :|

20. |: *„Lai nisch* (ach nichts), *lai nisch dû scheanai Mâre.* :|

21. |: *Dôrt shichəschtû a baisəs gəshlôs* (Schloss), :|

22. *Dôrt brscht əs shainən* (sein) *scheanai kelnarin,*
Scheanai kelnarin, scheanai shlisltrûgarin (Schlüssel-trägerin).“

23. |: *„O belöt* (wollte) *gôt, i barôt* (wäre) *air* (eure) *uərmai diərn!“* :|

24. |: *„Shô et* (nicht), *shô et, dû scheanai Mâre!“* :|

25. *Dôrt ischt shi gəbân* (gewesen) *shîbm gonzə juər* (Jahr),
Shîbm gonzə juər ůnt drai tûgə,

26. *Shi schtaigət aûchn* (hinauf) *in də lînə* (Giebelfenster) *hoach,*
Shi schâgət (schaut) *ůmr bait ůnt proit.*

27. |: *„Ischt drs et ontə* (bang) *noch dainəm lontə?“* :|

28. |: *„’S ischt mr et ontə noch mainəm lontə,* :|

29. *’S ischt mr lai ontə noch mainəm jüngn shün,*
Noch mainəm jüngn shün, noch mainəm antn mon.“

A. H. in Obermösel.

46. Von der schönen Meererin.

1. *Biə wriə ischt aüf də mêrarin,*
Dai scheanə, dai jüngə mêrarin.

2. *Lai biə shi schmoarônsch guər wriə aüfschteat,*
Dai scheanə, dai jüngə mêrarin,

3. *Shi richtət uən* (an) *shneabaisə baschə,*
Shneabaisə baschə, dai kloinə laimôt (Leinwand).

4. *Shi geanôt baschn zan proitn mêrə,*
Zan proitn mêrə, zan tiəfm sheabə.

5. *Shi hêwət uən, shi baschət scheanə,*
Shi baschət schean, shi boinət hoisə.

6. *Won dôrt har shbimət a pisats schefle* (buntes Schifflein),
Dü scheanai, dü jüngai mêrarin.

7. *Atin do wuərət* (fährt) *schean Iwane* (Johann),
Dar scheanə, dar jüngə Iwane.

8. *„Güət moarn, güət moarn, scheanai mêrarin,*
Dü scheanai, dü jüngai mêrarin!“

9. *„Schean donk, schean donk, scheandr Iwane,*
Dü scheandr, dü jüngr Iwane!

10. *Lai güətə moarn hon i a beanik* (wenig),
Dü scheandr, dü jüngr Iwane!“

11. *„Biə shô* (wie so), *biə shô, scheanai mêrarin,*
Dü scheanai, dü jüngai mêrarin?“

12. *„Ich hon ahoimə a peashai shbîgr* (böse Schwiegermutter),
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

13. *Shi lust* (lässt) *mi pai tûg' et nərbaitn,*
Dai scheanə u. s. w.

14. *Ich hon ahoimə* (daheim) *a jûngən shûn,*
Dai scheanə u. s. w.

15. *Dər shûn, dar lust* (lässt) *mi pai dər nocht et shlûfm.“*
Dai scheanə u. s. w.

16. *Ashôdo schprichət scheandr Irane:*
Dai scheanə u. s. w.

17. *„Trit inar, trit inar ins schefle zə miər,*
Dai scheanə u. s. w.

18. *In main scheflain hent* (sind) *guar wîl* (viel) *êdlai bîrzlain* (Wurzeln),
Wîl êdlai bîrzlain, wîl êdlai kraitlain.“

19. *Ar patət* (bittet) *shi dai ondrə huart* (zweitemal),
Dai ondrə huart, dai dritə huart.

20. *Shi 'scht inin gətrâtən ins schefle z' imon* (zu ihm),
Dai scheanə u. s. w.

21. *Shi hot gəmoint, shi 'scht nôt* (noch nicht) *inin gətrâtən,*
Dai scheanə u. s. w.

22. *Shi 'scht schônə gəbân* (gewesen) *af mitən mêrə,*
Dai scheanə u. s. w.

23. *„Schâg* (schau) *hin, schâg hin af ens paryle* (auf jenen Berg),
Dû scheanə u. s. w.

24. *Dôrt shichəschtû* (siehst du) *a naiəs gəshlesle* (Schlösschen).
Dû scheanə u. s. w.

25. *Dôrt brschtû* (wirst du) *shain main scheanai wrâgə* (Frau),
Main scheanai wrâgə, main shlisltrâgarin.“

26. *Shi hot gəmoint, shi 'scht nôt* (noch nicht) *af mitn mêre,*
Dai scheanə u. s. w.

27. *Shi ischt schôn dört af endr* (jener) *shaitn.*
Dai scheanə u. s. w.

28. *Shi ischt gətrâtn ins scheanə shlesle,*
Dai scheanə u. s. w.

29. *Shi hot gəmoint, 's ischt earscht shîbm tâgə*
Dai scheanə u. s. w.

30. *S' ischt schônə gəbân* (gewesen) *shîbm gonzai juər.*
Dai scheanə u. s. w.

31. *Shi schtaigət aûchn* (hinauf) *in də lînə* (Giebelfenster) *hoach.*
Dai scheanə u. s. w.

32. *Shi schâgət* (schaut) *ûmər bait ûnt proit,*
Jo bait ûnt proit noch îrn lontə (Land).

33. *„Ischt drs et ontə* (bang) *noch dainen lontə?"*
Dû scheanə u. s. w.

34. *„S' ischt mr et ontə noch mainən lontə,*
S' ischt mr lai ontə noch mainən jüngən shûn.

35. *Ich mecht gean shûəchn main dan jüngən shûn."*
Dai scheanə u. s. w.

36. *„Shô nim əs dû a boizən loible* (Weizenlaib, Brot)*!"*
Dû scheanə u. s. w.

37. *Shi tritət in shain pisats* (buntes) *scheflə,*
Dai scheanə u. s. w.

38. *Shai wuərənt* (fahren) *nûə bîdr noch îrn lontə.*
Dai scheanə u. s. w.

39. *Ar gait* (gibt) *in scheflain a tichtigən schtoas,*
Dai scheanə u. s. w.

40. *Shi hot gəmoint, shi 'scht noch in mitn mêrə,*
Dai scheanə u. s. w.

41. *Shi ischt gəbân, schôn an endər* (jener) *shaitn.*
Dai scheanə u. s. w.

42. *Pain mêrə do hiətənt shîbm kloinai hirtlain,*
Dai scheanə u. s. w.

43. *Shekschai* (sechs) *hont lai bischpəlt* (gepfiffen) *ùnd gəshùngən*
Dai scheanə u. s. w.

44. *Dos shîbmtə hot shi gonz traùrik gəhûbət* (gehabt).
Dai scheanə u. s. w.

45. „*Bai hûbəscht dù dich lai guər shò traùrik?*“
Dai scheanə u. s. w.

46. „*Lai biə shôl i mi et shò traùrik hûbm,*
Dù scheanai u. s. w.

47. *'S ischt haint shîbm gonzai juər ùnt shîbm tûgə,*
Dù scheanai u. s. w.

48. *As* (dass) *main mùətr 'scht gean baschn zun proitn mêrə,*
Zan proitn mêrə, zan tiəfm sheabə.

49. *Shi ischt ûbr et* (aber nicht) *near hintrshich* (zurück) *kûm.*“
Dai scheanə u. s. w.

50. „*Trit inar, trit inar, ins scheflə zə miər,*
Dai scheanə u. s. w.

51. *In main scheflain do hent* (sind) *wîl êdlai bîrzlain,*
Wîl êdlai bîrzlain, wîl êdlai kraitlain!“

52. „*Bo luəs* (lass) *i main də wuətrsch schaflain* (Vaters Schafe)*?*“
Dù scheanə u. s. w.

53. „*Lai bear* (wer) *shə bil hûbm, dar shôl shə hiətən.*“
Dai scheanə u. s. w.

54. *Shi ischt nùə gətrâtən hin zə imon,*
Dai scheanə u. s. w.

55. *Shi hot mon* (ihm) *gâbm a boizain zautle* (Weizenbrot)*:*
Dai scheanə u. s. w.

56. „*Ich pin də mùətr, dai liəbə dain,*
Dai scheanə u. s. w.

57. *Ich pin gean* (gegangen) *baschn zan proitn mêrə.*
Zan proitn mêrə, zan tiəfm sheabə.

58. *Dai kloinə laimôt, dai baisə baschə,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.‘

Perz in Lichtenbach.

Statt *mêrarin* wird von Leuten, die den Ausdruck nicht kennen, auch *biənarin* (Wienerin) gesungen.

47. Də mêrarin.

Anfang V. 1—12 stimmt wörtlich überein mit Nr. 44, Strophe 1—6.

„*Biə shô, biə shô dû mêrarin,* 13
Dû scheanai, dû jûngai mêrarin?“
„*Nar shô* (nur so), *nar shô schean schifmon jûnk,* 15
I hon ahoimə a peashn (bösen) *mon,*
A peashn mon, a jûngən shûn.
Pai tûgə luət miər main mon koin rûə,
Pai dr nocht luət mi main shûn et shlûfm.“
„*Lai nisch* (o nichts), *lai nisch, dû mêrarin,* 20
Dû scheanə, dû jûngə mêrarin!“
Ar ziəchət a ringle wom nêgl (Finger):
„*Nim hin, nim hin dû mêrarin!*“
„*I pin əs et* (nicht) *dai mêrarin,*
I pin əs jo lai də bintlbascharin.“ 25
„*Schtaig in, schtaig in in's schifle kloin!*
I hon ahoimə wîlərlai (vielerlei) *pfaiflain,*
Aûsklaûbm brscht dû dain (deinem) *jûngən shûnə!*“
Ashô do shûgət dar schifmon jûnk.
Shi schtaigət in ins schifle kloin, 30
Shai shbimənt ahin an mêrə proit.
Ar gait (gibt) *in schiflain lai a schtoas,*
Ûnt schon hent shai gəbân (gewesen) *pain roatn shont* (Sand).
„*Ai groasai gnuədə* (Gnade), *dû schifmon jûnk,*
Bear brt (wer wird) *wrshoargn main jûngən shûn?*“ 35
„*Bear 'n brt beln* (wollen), *ar brt 'n schôn wrshoargn!*“

„*Bu wiərt* (führt) *iər mi hin, bu kim i hin?*“
„*Nar nisch* (nur nichts), *nar nisch, dû mêrarin,*
Dòrt shichəschtû a baisəs gəshlòs,
40 *Dòrt brschtû shain main kelnarin.*
Mit dain baisn hentn shòlschtû də pipn (Fasshähne) *afdrân,*
Mit dain kitl mainə schtiəgn ukearn (auskehren).
Dòrt shòlschtû shain də shlistrûgarin!“
„*Ashò, ashò, iər liəbr main,*
45 *Brlòt* (wollte) *got, i bâròt* (wäre) *aiər dai uərmə diərn!*“
Ar gâbət in schiflain a zboitn schtoas,
Wurt (sofort) *hent shai gəbân paim baisən gəshlòs,*
Dòrt griəsənt shai shə ùnt haushənt (halsen) *shai shə,*
Ùnt pùschənt (küssen) *shai də mêrarin.*
50 *Dai scheanə, dai jùngə mêrarin.*
Dòrt ischt shi gəbân (gewesen) *shîbm gonzai juər,*
Shîbm gonzai juər ùn drai tûgə.
„*Ai dû, ai dû, dû liəbr main,*
Main harzle tûət miər guər shò bea (weh)
55 *Ùm main dan jùngən shùn!*“
„*Nar nisch, nar nisch dû mêrarin,*
Schâg aûsn (schau hinaus), *schâg aûsn paim wanschtr bais,*
Dòrt schteat a diərər karschpân (Kirschbaum);
Shò gəbisch (gewiss) *dr karschpân lâp* (Laub) *brt trûgn,*
60 *Shò gəbisch geaschtû zə dain jùngən shùn.*“
Ùnt schmoarònsch (des Morgens) *schteat shi guər wriə aûf,*
Shi schâgət aûsn paim wanschtr bais:
„*Ai schâg', ai schâg, dû liəbr main,*
Schâg aûsn pain wanschtr afn karschpân schean,
65 *Dar karschpân pliənət* (blüht), *ar ischt pliətnbais!*“
Shai ziəchənt ahin îbrs proitə mêr,
Îbrs proitə mêr in îr haimatlont.
Ahant (zur Hand) *winət* (findet) *shi drai hîrtəlain,*
Zboi bârònt (waren) *shò wraidigai* (freudig),
70 *Dos dritə hot shi shò loidik* (traurig) *gəhûbət.*
Ashò do schprichət dai mêrarin:
„*Ai hîrtle, ai hîrtle, liəbr main,*
Bai (warum) *pischtû guər shò loidik?*“

„Biə shöl i mi et loidik hûbm,
Gruət haint heut ûmar (sind um) *shibm juər.* 75
As (dass) *main müətr ischt gean baschn*
Zan proitən mêr, zan tiəfm sheab;
Zərûk ischt shi nimərmear kûm.
I hon ahoimə a peashn wuətr (Vater),
A peashn wuətr, a peashai schtiəfmüətr!“ 80
Ashö do shûgət də mêrarin:
„Main liəbəs kloinəs hirtle main,
Gea, roich miər har dos riətle (Stab) *dain!“*
Shi wosət (fasst) *əs pai baisr hont:*
„Trit in zə miər in's schefle kloin, 85
Dû liəbr shûn, main scheandr shûn.
I pin əs jo dain gûətai müətr,
Dai scheanə, dai jüngə mêrarin!“

Tomitsch in Mösel.

Eine Übersetzung dieses Liedes ist mitgetheilt in Roseggers „Heimgarten“ 8, 864 f. Hier fehlen V. 41 f. und 86 f. Daselbst wird auch eine Variante des Liedes erwähnt, wonach am Schlusse nicht die Mutter, sondern der Schiffmann den Hirtenknaben mit Pfeifen ins Schiff lockt.

48. Von der schönen Meererin.

Anfang wie Nr. 44, Strophe 1—6. Nur 4, 2 lautet: *Atinə do shizənt drai jüngə hearn,* dann folgen:

7. *Ashö do schprachənt di hearn drai:*
„Biə shö (wie so), *biə shö, dû mêrarin?“*

8. *|: „Ashö, ashö, iər jüngə hearn! :|*

9. *Ahoimə hon i a peashn mon,*
A peashn mon, a peashn shûn.

10. *Pai tûgə luənt* (lassen) *shai mich et* (nicht) *vərbaitn,*
Pai dər nocht luənt shai mich et shlûfm.“

11. *Ashö do schprachənt di hearn drai:*
„Trit inar, trit inar, dû mêrarin!

12. *Atinə* (drinnen) *hent ołdrhont bîrzəlain* (allerhand Würzlein),
Atinə hent ołdrhont kraitəlain.

13. *Də brschtû ingâbm* (eingeben) *dainəm shûn,*
Otr (hernach) *brt ar dich luəsn uərbaitn schôn.“*

14. *Kâmər* (kaum) *ischt shi gətrâtən ins schefle proit,*
Shô gâbənt shai dan schefle an schtoas.

15. *Shi denkət* (denkt), *shi ischt et* (nicht) *afm mitn mêr,*
Shi ischt an ondrdr shaitən gəbân (gewesen).

16. *Biə hoisə do boinət* (weint) *də mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

17. *|: Ashô do schprichət dar jûngə hear : :*

18. *„Dû scheanai, dû jûngai mêrarin,*
Shô shichəschtû main baisəs gəshlôs?

19. *Dôrt brschtû shainən* (sein) *main scheanə wrâ* (Frau),
Brscht shainən mainə shlisltrâgarin.“

20. *„Dôrt brt ich shainən dai shaûdiərn* (Schweinemagd) *dain,*
Dai shbain zə wrasəntrâgarin (der Schweine Fraßträgerin).“

21. *„Shô et, shô et* (so nicht), *dû mêrarin,*
Dû scheanai, dû jûngai mêrarin!“

22. *Dôrt ischt shi gəbân* (gewesen) *shîbm gonzə juər,*
Shîbm gonzə juər ûn drai tâgə.

23. *Ashô do schprichət də mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin:

24. *„Shô luət* (lasst) *mich gean an di geschtə* (jenseitige Ufer)
An di geschtə schean, îbrs proitə mêr.“ *schean,*

25. *„Shô et, shô et, dû mêrarin,*
Main scheanai wrâ shlisltrâgarin.

26. *Shô shichəschtû dôrt an autən schtôk* (alten Baumstamm)?
Ar hot shîbm juər koin lâp (Laub) *gətrâgən,*

27. *Ben dər schtôk nôch a buəri lâp* (noch einmal Laub) *brt trûgən,*
Denər brschtû, wrâ, an də geschtə gean.“

28. *Ashô do schprichət də mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin:

29. *„Bôlt gôt, as dû trûgəscht griənəs lâp,*
As ich derfôt (dürfte) *gean an də geschtə schean!“*

30. *Shi hot nôch et ’s boart ausgərait* (das Wort ausgeredet),
Dər dîrə schtôk hot würt (fortan) *lâp gətrûgən.*

31. *An də gescht* (jenseits) *ischt kâm də mêrarin.*
Dôrt hiətənt (hüten) *sheks hîrtlain kloin,*

32. *Wemwai* (fünf) *bârônt shô wraidigai,*
Dos shekschtə hot shi shô traûrik gəhûbət.

33. *„Dû hîrtle kloin, dû liəbəs main,*
Bai (warum) *hûbəschtû di* (hast du dich) *shô traûrigəs?*

34. *Shô traûrigəs, shô loidigəs?“*
„Biə shôl i mi et traûrik hûbm,

35. *Es ischt haint shîbm juər ûn drai tûgə,*
As (dass) *main də mûətr ischt et* (nicht) *kâm.*

36. *I bois* (weiß) *et, ischt shi gəwoł* (gefallen) *ins mêr,*
Ôdr hont shi gəschtôln di schifarə.“

37. *„Kim har, kim har, dû liəbəs main kint*
I pin əs dai rachtə mûətr dain!“

Schröer, „Germania“, 14, 334—336.

---

49. Von der schönen Meererin.

1. *Dai scheanə, dai jûngə mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

2. *Shi schteangôt schmoarônsch guər wriə aûf,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

3. *Shi richtət uən shneabaisai baschə,*
Dai scheanə u. s. w.

4. *Shi geanôt baschn zan proitən mêr.*
Dai scheanə u. s. w.

5. *Wôn baitən* (weitem), *do shîchət shi a pisats* (buntes) *schefle,*
Dai scheanə u. s. w.

6. *Atinə do shizət a jüngr hear:*
Dai scheanə u. s. w.

7. *„Gûət moarn, gûət moarn, scheanai mêrarin!“*
Dai scheanə u. s. w.

8. *„Gûət moarn, gûət moarn, dû jüngr hear!*
Dai scheanə u. s. w.

9. *Gûətn moarn hon i's lai a beank* (nur ein wenig).
Dai scheanə u. s. w.

10. *I hon's ahoimə a peashn mon,*
Dai scheanə u. s. w.

11. *A peashn mon, a peashn shûn.“*
Dai scheanə u. s. w.

12. *„Schtaig inar, schtaig inar in main pisats schefle,*
Dai scheanə u. s. w.

13. *Dû brscht əs shainən scheanai kelnarin* (Haushälterin),
Dai scheanə u. s. w.

14. *Scheanai kelnarin, scheanai shlisltrûgarin!“*
Dai scheanə u. s. w.

15. *„O belôt gôt lai shaûdiərn!“*
Dai scheanə u. s. w.

16. *Shi ischt gəbân* (gewesen) *scheanai kelnarin,*
Dai scheanə u. s. w.

17. *Scheanai kelnarin, scheanai shlisltrûgarin,*
Dai scheanə, dai jüngə mêrarin.

A. H. in Rieg.

50. Scheans diərndle.

1. *Biə wriə ischt aůf scheans diərndle.*
Es boikət in (weicht ein) *a baschə bais,*

2. *Es granôt baschən zan proitən mêrə,*
Zan proitən mêrə, zan tiəfm sheabə.

3. *Wôn baitən shîchəts a schefle schean,*
Atin do shizənt zbean jüngə hearn:

4. „*Gůət moarn, gůət moarn, scheans diərndle!*“
„*Schean donk, schean donk, iər jüngən hearn.*

5. *Lai gůətə moarn hon i a beank.*“
„*Biə shô, biə shô, scheans diərndle?*“

6. „*Glaich haint, glaich haint, hents* (sind es) *shîbm juər,*
As (dass) *main průədr 'scht gəritn ins groasə hêr* (Heer),

7. *Dər průədr main ůnt dər liəbə main.*“
Ashôdrə (so) *schprichət dər průədr îr:*

8. „*Lai beldə* (welche) *hôshən baschəscht dů* (wäscht du) *baisr,*
Də průədrsch də shain ôdr liəbensch də shain (die des Geliebten)*?*“

9. „*Biə bais, biə bais dan liəbm main,*
Nôch draimol baisr dan průədr main.

10. *A průədr kon ich et* (nicht) *mear hûbm,*
A liəbm kon ich dôch nôch hûbm!“

11. *Dər liəbə ziəchət shain gəliəchtəs shbeart;*
Ar bil uhokən îr shneabaisn hausch (Hals).

12. „*Hoŀt aůf, hoŀt aůf, shbûgr* (Schwager) *liəbr main,*
Aus (als) *shbâgrə shaibr* (sind wir) *ins hêr gəritn,*

13. *Aus shbâgrə shaibr hintrshich* (zurück) *kâm,*
Ůnt shbâgrə babr (werden wir) *eabik* (ewig) *shain.*

14. *Də baibr* (Weiber), *diə hont dos longə huər* (Haar),
Dos longə huər ůnt a kürzən shin (Verstand).

15. *Də mandr* (Männer), *diə hont dos kûrzə huər,*
Dos kûrzə huər ûnt a longən shin.“

Perz in Lichtenbach.

51. Von der schönen Meererin.

1. *Biə wriə ischt aûf də mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin.

2. *Shi schteanôt schmoarônsch guər wriə aûf,*
Shi geanôt baschən dai baisə baschə,

3. *Zam proitən mêr, zam tiəfm sheabə,*
Shi hêwət uən, shi baschət schean.

4. *Biə hoisə boinət* (weint) *də mêrarin,*
Dai scheanə, dai jûngə mêrarin!

5. *Am mêrə har shbimənt zbean jûngə hearn:*
„Gûətn moarn, dû scheanai mêrarin!

6. *Bai* (warum) *boinəscht dû shô hoislichai* (heiß),
Dû scheanai, dû jûngai mêrarin?“

7. *|: „Biə shôl ich et boinən hoislichai, :|*

8. *Lai haint ischt əs shîbm gonzai juər,*
As main prûədr ischt gongn ins groasə hêr?“

9. *„Bamon* (wem) *baschəscht baisr di hôshn dû,*
Dan liəbm ôdr dan prûədr dain?“

10. *„Biə bais, biə bais dan liəbm main,*
Obr draimol baisr dan prûədr main.

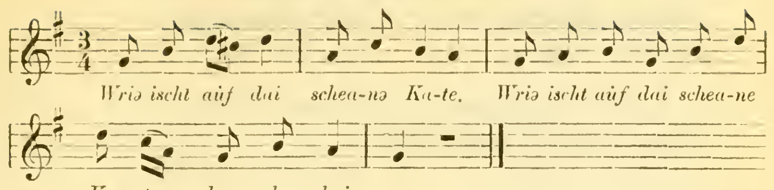
11. *Oin liəbischtən kriəg ich bîdərûm,*
Oin prûədr kriəg ich nimərmear.“

12. *Ar bil uən pokn də mêrarin,*
De scheanə, də jûngə mêrarin.

13. *„Hołt aûf, hołt aûf, shbûgr liəbischtr main,*
Hołt aûf, hołt aûf, shbûgr liəbischtr main!“

Schröer, „Germania“, 14, 334.

52. Kate. (Katharina.)



1. *Wriə ischt aúf dai scheanə Kate,*
   Wriə ischt aúf dai scheanə Kate.
   Luəs shə shainən (lass sie sein).

2. *Shi geanôt ahin af longəm okr,*
   Af longəm okr, af shmuəlai leakə (Rain).
   Luəs shə shainən.

3. *|: Shi hêwət uən, shi jâtət schean. :|*
   Luəs shə shainən.

4. *Wir* (vorüber) *do ziəchənt zbean lonakən* (Helden),
   Zbean lonakən, zbean sòlduətən:
   Luəs shə shainən.

5. *|: „Güət moarn, güət moarn, dü scheanai Kate!“ :|*
   Luəs shə shainən.

6. *„Schean donk, schean donk iər zbean lonakən,*
   Zbean lonakən, zbean sòlduəten!“
   Luəs shə shainən.

7. *|: „Scheanai Kate, bo hoscht dü's ondrə gəshində?“ :|*
   Luəs shə shainən.

8. *|: „Mains ondrə gəshində ischt aús af də uərbait. :|*
   Luəs she shainən.

9. *Main müetr pochət loiblain* (bäckt Brotlaibe),
   Pochət loiblain moarn zr hoachzait.
   Luəs shə shainən.

10. *Main wuətr schenkət bain ub* (zieht Wein ab),
    Schenkət bain ub moarn zr hoachzait.
    Luəs shə shainən.

11. *Main shbeschtr wołdrt pfoitlain* (fältelt Hemden),
Wołdrt pfoitlain moarn zr kônə (Trauung).
Luəs shə shainən.

12. *'S ischt əs haint glaich shîbm juər,*
Shîbm juər ùnt shîbm tûgə,
Luəs shə shainən.

13. *Main dar prùədr ins hêr 'scht gəritən,*
Main prùədr ùnt main dar liəbə."
Luəs shə shainən.

14. |: *Ashô do schprichət Kataisch* (Käthchens) *dar liəbə* : :|
Luəs shə shainən.

15. „*Ùm bel ischt diərə* (dir) *Kate pos* (mehr) *loid gəbân* (gewesen),
Ùm dainən prùədr ôdr dainən liəbm?"
Luəs shə shainən.

16. *Biə loid ischt miər gəbân ùm main dan liəbm,*
Nôch draimol loidigər ùm mainən prùədr.
Luəs shə shainən.

17. *A liəbm kon ich nôch gəbin* (gewinnen),
A prùədr kon ich nimərməar etc!"
Luəs shə shainən.

18. |: *Zoarnik bârôt Kataisch dar liəbə,* :|
Luəs shə shainən.

19. |: *Ar ziəchət aus shain shbeart gəliəcht* :|
Luəs shə shainən.

20. |: *Ùnt belôt ubhokən* (abhacken) *Kataisch hausch* (Hals). :|
Luəs shə shainən.

21. |: *Shô do schprichət Kataisch prùədr* : :|
Luəs shə shainən.

22. |: „*Hołt aùf, hołt aùf, shbâgr liəbr main!* :|
Luəs shə shainən.

23. *Shbâgrə shaibr* (sind wir) *ins hêr gəritən,*
Shbâgrə shaibr aûs'n hêr bidr (wieder) *kâm.*
Luəs shə shainən.

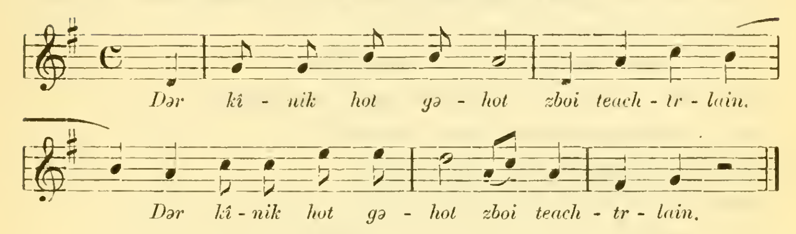
24. *Də baibr, diə hont dos longə huər,*
'S longə huər, un kürzən shint (Sinn)!"
Luəs shə shainən.

Perz in Lichtenbach.

Strophe 4 und 6 *lonak,* verdorben aus slov. junak, Held.

---

53. Von zwei Königstöchtern.



Dər kînik hot gəhot zboi teachtrlain, 1
Shai hont (haben) *ołə poidə barwarlain* (Werber).
Dai eltarə hot də paûrischən (bäurischen),
Dai jingarə hot də hearischən.
Biə zoarnik bârôt dai eltarə, 5
Shai richtənt uən shneabaisai baschə,
Shai geanôtən baschən zan proitən mêrə,
Zan proitən mêrə, zan tiəfm sheabə.
Ashô do schprichət dai eltarə:
„*Hoi shbeschtrle, shbeschtrle, dû liəbəs main,* 10
Trit har, trit har aûf də grûbm (grauen) *schtoin.*
I brt diər ubaschn də wiəslain (Füßchen) *bais,*
As (dass) *di dainə barwarlain nôch liəbr hont.*"
Shi gâbət iər an oinigən schtoas.
Shi ischt in gəwlôchən (geflogen) *ins tiəfə mêr.* 15
Ûnd hintrshi ziəchət dai eltarə.
Ashô do schprichət dr wuətr (Vater) *îr:*
„*Hoi, tôchtr, bo 'scht* (wo hast) *dai jingarə?*"
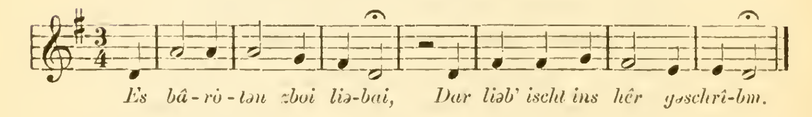
„*Wòn baitən dòrt ischt a schefle gəshbùm* (geschwommen),
20 *Atin hent gəbân* (darin sind gewesen) *îr də barwarlain,*
Shai hont shə gənòm ahin mit in (mitgenommen).“
Unt wîr do ziəchənt də gaigarlain.
Drmârən (melden) *tùət shì's in an proitən mêrə,*
In an proitən mêrə, in an tiəfm sheabə:
25 „*Hoi gaigarlain, gaigarlain, iər liəbm main,*
Namt aùsn, namt aùsn main shaidain huər (Seidenhaar)
Wîr aiər shaitlain (Seiten), *as shai pesr brut schpil.*
Hoi gaigarlain, gaigarlain, iər liəbm main,
Namt aùsn, namt aùsn mainə nêgəlain (Finger),
30 *Gəprâchət shə* (gebraucht sie) *iər wor də schraifnêgəlain* (Wirbel).
Shò geat iər gaign woar kînik shain tîr:
As dər kînik hot gəhot zboi teachtrlain,
Dai eltarə hot dai jingarə ins mêr gəschtoasn!“
Shai gaigòtn dòrt wor kînik shain tîr.
35 *Und dos drhearət dər kînik jùnk,*
Ashò do schprichət dər kînik jùnk:
„*Hoi wraka, tòchtr, buəs* (was) *hoschtù gətuən.*“

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.

V. 38 *wraka,* Teufelin, von slov. vrak.

54. Der todte Bräutigam.



1. *Es bâròtən* (waren) *zboi liəbai,*
   Dar liəbə ischt in's hêr gəschrîbm,

2. *In's hêr mùəs ar morschîrn,*
   Ashò do schprichət dai liəbə:

3. „*Shò kim miər liəbr zə shâgən* (sagen),
   Shai lântik (lebendig) *bòdr* (oder) *toatr,*

4. *Biə's diər in kriəg' brt drgean* (ergehen)!"
Ahnərt (einmal) *klòkət aən* (klopft an) *dar liəbə:*

5. „*Shò tüəscht dü, liəbai, et* (nicht) *shlûfm,*
Bödr tüəscht dü, liəbai, bochən (wachen)?"

6. „*I tüən əs, liəbr, et shlûfm,*
I tüən əs, liəbr, bochən."

7. „*Kim aûsar, kim aûsar, main liəbai!*"
Ùnt aûsar kimət dai liəbə,

8. *Ar nimət shə pai shneabaisr hont,*
Ar hêwət shə af shain hoachəs rösch (Ross),

9. |: *Shai raitənt ahin an bâgə* (Wege): :|

10. „*Sho tüəscht dü, liəbai, dich et wîrchtən*
Bödr tüəscht dü, liəbai, dich wîrchtən?"

11. „*Bai* (warum) *brt ich, liəbr, mich wîrchtən,*
Ben dü, liəbr, pischt pai miər?"

12. *Biə êdəl do schainət dar maənə* (Mond).
Biə schtât (still) *do raitənt di toatən!*

13. *Shai raitənt ahin zan kîrchle,*
Jabôl ahin afs griənə wraitôf (Friedhof).

14. |: *Ashò do schprichət dar liəbə: :|*

15. „*Rük di, rük di, marlschtoin,*
Kliəb (spalte) *di, kliəb di, kölshbuərzai cardə.*

16. *Shò wrshlik dü cardə di toatən,*
Shò luəs di lântigən plaibm!"

17. |: *Ben ùmar ischt kâm dar schmoarònsch* (Morgen), :|

18. *Koin schprochə hot shi et wrschteanən,*
Koin menisch hot shi et gəkenət,

19. *Shi ischt hintrshich gəgeanən* (heim gegangen) *shîbm gonzai juər,*
Shîbm gonzai juər ùnt drai tûgə.

G. Jaklitsch nach dem Gesang einer alten Frau in Mitterdorf. Danach gedruckt bei Schröer, 235 ff. und Erich Schmidt, Charakteristiken 225 ff. Eine zweite Fassung zeichnete Tomitsch in Mösel auf; diese ist gedruckt bei Gehre 54 f. Sie weicht in folgenden Einzelheiten von der obigen ab: V. 1, 2 für *„gəschrîbm“*] *wrschrîbm*, V. 2, 1 für *morschîrn*] *nuə gean.* V. 5, 1 und 18, 2 fehlt *et.* V. 13, 2 lautet: *Jaböl afs wraitòf griən.* V. 18, 1 lautet: *Koin menisch hot shi wrschteanən.*

Eine dritte Fassung habe ich in Obermösel nebst der Melodie aufgezeichnet; sie unterscheidet sich von der ersten nur in der Strophe 12. Diese lautet:

Biə hel do schaint dar muənə,
Biə shnel do raitənt di toatən.

Die Ausdrücke *êdl* und *schtat*, die ich dagegen vertheidigen wollte, erklärte mir die Sängerin mit großem Eifer für falsch.

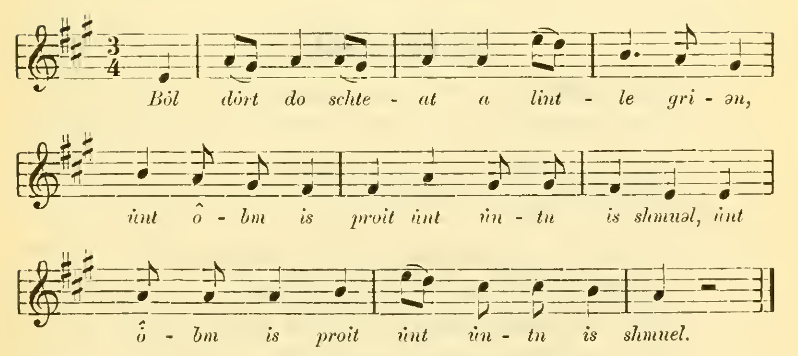
55. Treue Liebe.

1 *Dòrtinə schteat oin lintle hoach,*
Drôbm an bipfəlain (Wipfeln) *pliət* (blüht) *shi schean.*
Üntn do schteat oin schaiblaindr (runder) *tisch;*
Pai damon shizənt zboi liəbai.
5 *Dos piəble mochət a rechlüngə* (Mittheilung)*:*
„I müəs əs ziəchn in dos groasə hêr.“
Ashô do schprichət dos diərndle:
„Benc (wann) *liəbr kimscht dü hintrshi* (zurück)*?“*
„Îbr shîbm juər ünt drai tûgə,
10 *Demòr* (dann) *kim i bîdar.*
Demòr ziəch di aüchn (hinauf) *in dos linle* (Giebelfenster) *hoach,*
Schâg dü hin îbr Raifnizar pôdn:
Shô brschtü shâchn (sehen) *a roatn wuən* (Fahne),
Do brt i nôch am lâbm shain;
15 *Shô brschtü shâchn a shbuərzən* (schwarze) *wuən,*
Do brt i schôn gəschtoarbm shain.“
Ümr hent kâm shîbm gonzai juər,
Shîbm gonzai juər ünt drai tûgə.
Shi ziəchət aüchn in dos linle hoach,
20 *Shi schâgət* (schaut) *hin îbr in Raifnizar pôdn.*
Shi hot gəshâchən oin roatn wuən,

Shi hot gəglâbt, 's ischt oin shbuərzr wuən.
Shi ziəchət bîdr hintrshi.
Shi ziəchət aûsn in roashuinguərtə.
Shi shezət shich nîdr af grâbm (grauen) *schtoin,* 25
Shi boinət, aû, (weint, au,) *shô pitrlich.*
Wön baitən (weitem) *shîchət shi an raitar ziəchn.*
„*Bai* (warum) *boinəscht dû shô pitrlich?*"
„*Biə shôl i et pitrlich boinən,*
Ben main dar liəbə gəschtoarbm ischt?" 30
„*Lai geschtər pin i worpai gəritən,*
Bu dain dar liəbə gəhoachzaitət hot.
Bos wor a gəlikə (Glück) *binschəscht dû imon*
Oin peashəs ôdr oin gûətəs?"
„*I binsch imon koin peashəs gəlikə,* 35
I binsch imon taûshənt gûətəs gəlikə,
Bos im mêrə shontschtoinlain (Sandkörner) *ischt.*
Ar nâmət aûsar oin hîdrle (Tuch):
„*Nim hin, dû scheanəs medichlain,*
Trikən aûs dainə âgəlain, 40
Es kon ûnt mog et ondrsch shain,
Biər poidai (wir beide) *miəsənt painondr shain!*"

Schröer, 426 f.

55[a]. Treue Liebe.



1. *Bôl dôrt do schteat a lintle griən,*
 |: *Ûnt ôbm i's proit ûnt ûntu is shmuəl* :|

2. *Ùnt drùntr do ischt a schaiblaindr tisch,*
 |: *Ùnt dron do shizənt zboi liəbai schean.* :|

3. *Ùnt shai rêdənt mit ainondr ashò* (so):
 |: *„I mùəs nòch drai juər bondrn* (wandern) *gean."* :|

4. *Də drai juər hent ùmar kâm,*
 Ùnt wîr (vorüber) *do ruitət a riturschmon* (Ritter) :|

5. *Ashò do schprichət dr riturschmon:*
 „Pin geschtr dùrch a schtatle (Städtchen) *gəritən,*
 Hot dain harzliəbischtr hoachzait gəhot."

6. *„Hot main harzliəbischtr hoachzait gəhot,*
 I binsch (wünsch) *imon shò wîl gəlikə,*
 Lai baəs (als) *in mêrə shontschtoinlain hent!"*

7. *Ùnd ar graifət in shainə toschən,*
 |: *Shain shnùpftiəchle ischt bais gəbaschən* :|

8. *Ùnd ar barföt's* (wirft es) *hin in îrn wərm* (Arm):
 „Drik mir, drik mir, af də âgəlain,
 Dù shòlscht main schozinigr (inniger Schatz) *shain.*

9. *Ùnt hiəscht a schelt, a wlùəch gəmochət,*
 |: *Shò bâr* (wär) *i schtölz gəritən dəwòn!"* :|

Perz in Lichtenbach.

---

56. Der Bettler.

1. *Dar patlar ziəchət ins longə dourf,*
 Hai didl dai a.

2. *Ins longə doarf an də hoachzait,*
 Hai didl dai a.

3. *Ar shezət shi paim ôwm* (Ofen) *nîdar.*
 Ashòdo schprichət dai scheanə praùt:
5 *„Biər asn ùnt trinkən ùnt lâbm gùətr dingə,*
 Afm patlar gədenkət niəmont et."
 Shi roichət imon oin glashle bain (Wein).
 „Schean donk, schean donk, dù scheanai praùt,

Main earschtai kônə (Frau) *pischt dû gəbân* (gewesen)!“
Biə dos drhearət dar praitigôm, 10
Ar tûət an schprûnk bôl îbrn tisch:
„*Jûnkhearə* (als Junggesell) *pin i inar kâm,*
Jûnkhearə gean i bîdr aûsn!“
Hai didl dai a.

(Nach jeder Zeile: Hai didl dai a.)

Schröer, 210 f.

---

57. Auf der zweiten Hochzeit.

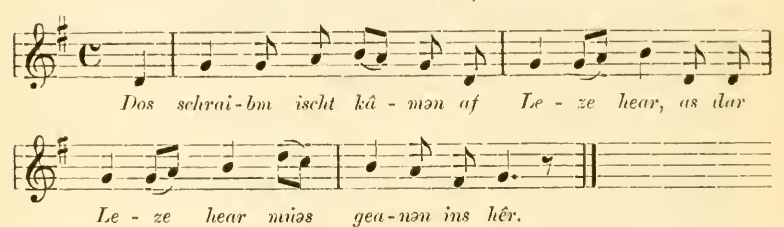
Dar autə (alte) *mon in shain bainparglain* (Weinberg), 1
Ar schteanôt schmoarônsch guər wriə aûf,
Ar kraizigət shi schean ûnt drbûgət (wäscht) *shi schean,*
Ar ziəchət ahin in shain baingartle.
Ûnt wîr (vorüber) *do ziəchət a jûngr sôlduət:* 5
„*Gûət moarn, gûət moarn iər autr mon!*“
„*Schean donk, schean donk, dû jûngr sôlduət,*
Lai gûətn moarn hon i a beank (wenig).“
„*Biə shô, biə shô, iər autr mon?*“
„*Es ischt əs haint glai shîbm juər,* 10
As (dass) *biər hûbm hoachzait gəhot;*
Otr (hernach) *'scht main shûn ins hêr gəritən,*
Ûnt hintrshi (zurück) *ischt ar et mear kâm.*
Nûə haint hûbm biər (haben wir) *â schôn bîdr hoachzait.*
Hin ziəchət in inshr hoachzaitshaûsch, 15
Shai brnt ai (werden euch) *gâbm a glashle bain,*
A glashle bain, a shnitle proat.“
Ahin 'scht ar gəzôchn in's hoachzaitshaûsch,
Ar shezət shi nîdr afs ôwnpankle.
Shai trinkötn ołə dr praitə gəshûnt, (der Braut Gesundheit) 20
Ben ûnar ischt kâm af'n jûngən sôlduət,
Ar trinkət â dr praitə gəshûnt:
„*Gəshûnt, gəshûnt, main scheanai praût!*“
Ar luəsət woł (fallen) *shain kônringle* (Ehering):
„*Es ischt əs haint glai shîbm juər,* 25
As (dass) *biər â shaibm* (sind) *painondr gəshasn* (gesessen).

Haint shizəscht dû schôn pai an ondr mon.“
Ashôdo schprichət dai scheanə praût:
„Namt aûsn (nehmt hinaus), *namt aûsn dan praitigom.*
30 *Gâbət miər inar an heantigən* (früheren) *praitigom!“*
Ashôdo schprichət dar jûngə sôlduət:
„Ho nain, ho nain, dû scheanai praût,
Heant, as (ehe, dass) *i moch dain ûmerîdə* (Unfriede),
Pəhiət di gôt, main scheanai praût,
35 *I shîch di â haint ûnt nimrmear!“*

Perz in Kummerdorf.

---

58. Dər Leze hear (Alexius).



1. *Dos schraibm ischt kâm af Leze hear,*
   |: *As* (dass) *dər Leze hear mûəs geanən ins hêr.* :|

2. *Ar hot əs wrpôtən dər wrâgən* (Frau) *shain,*
   As shi et dearf hairotn shîbm juər,
   Shîbm gonzai juər ûnt shîbm tûgə.

3. *Otər* (hernach) *hairot shi, buəs wr oin* (was für einen) *shi bil,*
   |: *Lai dan jûngən gôltschmit dearf shi et* (darf sie nicht)*!* :|

4. *Ben ûmar ischt kâm a haubəs* (halbes) *juər,*
   Gəhairotət hot də wrâgə shain,
   Shi hot gənôm in gôltschmit jûnk.

5. *Ben ûmar hent kâm də shîbm juər,*
   |: *Də shîbm juər ûnt də shîbm tûgə,* :|

6. *Hintrshi ziəchət dər Leze hear*
   Ûnt imon pəgêgnət an autr mon: :|

7. *„Gùət moarn, gùət moarn dù autr mon,*
Biə geats, biə geats in dar groasn schtot û nòch?“
„In dar groasən schtot geats barlain (wahrlich) *gùət.“*

8. *„Biə geats, biə geats in Lezaisch haùshə û nòch?“*
|: „In Lezaisch haùshə geats barlain et gùət. :|

9. *Dər Leze hear hot mischt* (gemusst) *gean ins hêr:*
|: Ar hot əs wrpôtən dər wrâgən shain, :|

10. *As shi et dearf hairotn shîbm juər,*
Shîbm gonzai juər ùnt shîbm tâgə,
As shi et dearf nâm in gòltschmit jùnk.

11. *Ben ùmar ischt kâm a haubəs juər,*
Gəhairotət hot də wrâgə shain,
Shi hot gənòm in gòltschmit jùnk.“
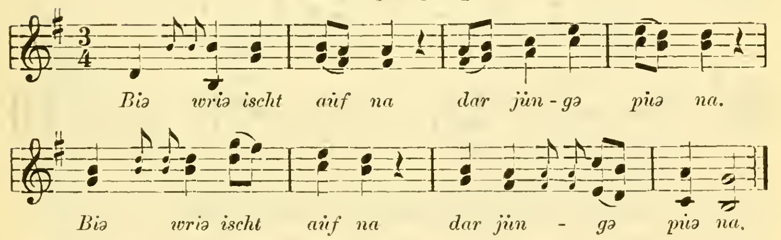
12. *„Biə geats, biə geats in boishlain* (Waisen) *kloin?“*
„Də boishlain kloin hent diənschtpôtən!“ :|

13. *Biə loidik bârait dər Leze hear,*
|: Ar ziəchət hintərshi in's groasə hêr. :|

Perz in Lichtenbach.

---

59. Dar jùngə pùə.



Biə wriə ischt aùf na dar jùngə pùə na. 1
Ar geanòt ahin na zar liəbm ins doarf na.
Ùnd imon pəgêgnət a pòtschoft scheanai:
„Buhin, buhin na, dù jùngr pùə na?“
„I gean əs ahin na zar liəbm ins doarf na.“ 5
„Bòl et (wohl nicht), *bòl et na, dù jùngr pùə na,*
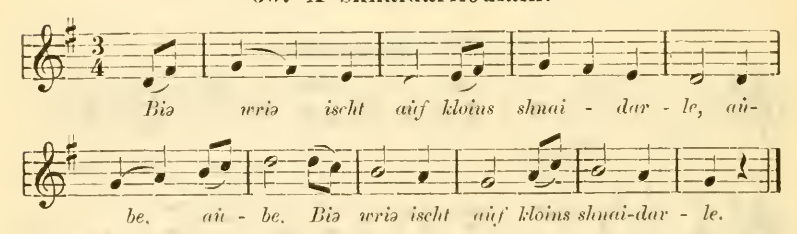
Shai hûbənt (halten) *dar liəbm də kêrzlain schônə.*“
„*Bôl et, bôl et na, dû pôtschoft scheanai,*
Pin nachtn pai dr nocht (gestern nachts) *pai îr gəbân* (ge-
10 *Ünd biə ar ischt kâm zar liəbm ins doarf na,* wesen).“
Dai liəbə shain na ischt schônə toat na.
Ar ischt glaich wôn loidə toat gəbân.
Shai hent gəbân zboa baisə laichən.
Shai trûgənt shə aûsən zən kîrchlain bais na,
15 *Shai pəgrûbənt an jêdr shaitn kîrchlain oins na.*
Aûs imon 'scht gəbokschən a scheanai bainrâbə (Weinrebe),
Aûs îr îscht gəbokschən a scheanai guərtnroashə.
Shai hent aûfgəbokschən in kîrchlain ans oart na,
Shai wosənt shi ûmar (umfassen sich) *oins in dos ondrə,*
20 *Glai biə shi zboi liəbai gəliəbənt hont na.*

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Brunnsee.

Z. 18 wörtlich: Dem Kirchlein an das Ende. Varianten: In einer zweiten von Perz mitgetheilten Fassung, Z. 2, für *geanôt* | *lâfot.* Z. 8 für *Bol et, bôl et* | *et lûgn, et lûgn* (nicht lügen!). *na* ist nur Flickwort.

60. A shnaidarliədlain.



1 *Biə wriə ischt aûf kloins shnaidarle, aûbe, aûbe.*
Es shnaidət zənondr (näht zusammen) *shain dar liəbm a pfoit*
Shain dar liəbm a shneabaisai haûbə. (Hemd),
Ünt hin ischt kâm kloins wêgəle (Vöglein),
5 *Ashôdo schpricht kloins wêgəle:*
„*Kloins shnaidarle, dû liəbəs main,*
Dû shingəscht et, dû bischpləscht (pfeifst) *â net,*
Ben dû besôscht (wüsstest), *buəs* (was) *i bois.*“
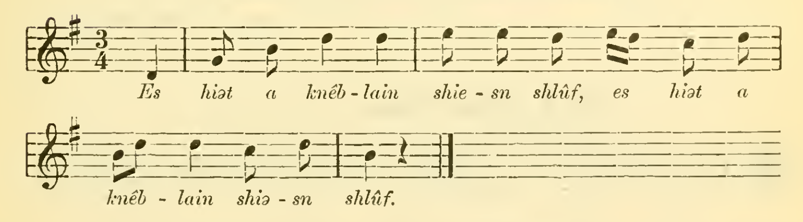
Ashòdo schprichət kloins shnaidarle:
„Biə shò, biə shò, kloins wêgəle?“ 10
„Dai liəbə dain 'scht a shneabaisai laichə,
Wòn dòrt har trûgənt shai shə schòn.“
Ünt biə shai hent kâm (sind gekommen) *zən shnaidarle,*
Ashò do schprichət kloins shnaidarle:
„Luət (lasst) *nîdr, luət nîdr, shneabaisai laichə!“* 15
Ar zearət (zerrt) *îr bek an griənən kronz,*
Ar shezət îr aùf di shneabaisə haùbə,
Ar ischt wòn loidə â wùrt (auch sofort) *glaich toat.*
Shai hent gəbân zboa shneabaisə laichn.
Shai trûgənt shə aùsn zən kîrchlain bais; 20
Shai pəgrûbnt an jêdr shaitn kîrchlain oins.
Aùs îr ischt gəbokschən a guərtnroashə schean;
Aùs imon ischt gəbokschən a bainrâbə (Weinrebe) *schean.*
Shai hent aùfgəbokschən in kîrchlain ans oart;
Shai wosənt shi ùmar (umfassen sich) *oins in dos ondrə,* 25
Ünt haushnt ùnt pùschnt (küssen) *shi guər shò schean,*
Glai biə shi zboi liəbai gəliəbət hont.

(Jede Zeile wird wiederholt und dazwischen *„aube, aube“* (auweh) gesungen.)

Perz in Lichtenbach.

---

61. Woarn (vor dem) Shlûfkamrlain.



Es hiət a knêblain shiəsn shlûf (Schlaf); 1
Es trâmət imon lai ashò,
As shain dai liəbə drkronkət ischt.
Ar bekət aùf də knachtə shain:
„Geat, shotəlt miər dos praùnə ròsch; 5
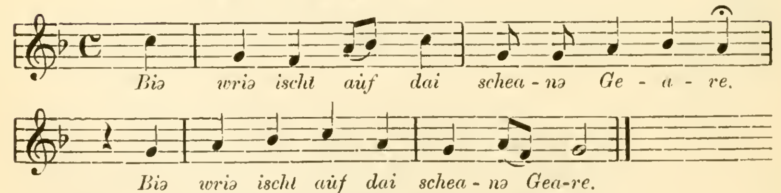
I rait əs ahin zar liəbm bait!"
Ar raitət ahin am bâgə (Wege) *proit.*
Paim bâgə do schteat a praihaishle (Brauhaus),
Af dr tîr do schteat wrâ haùschbîrtin (Wirtin):
10 *„Gùət moarn, gùət moarn wrâ haùschbîrtin!"*
„Schean donk, schean donk, dù jùngər pùə,
Lai gùətə moarn gaits (gibt's) *shear a beank* (sehr wenig)."
„Biə shô, biə shô, wrâ haùschbîrtin?"
„Bail main tôchtər haint drkronkət ischt."
15 *„Shô gâbôt miər də shlisəlain,*
Də shlisəlain wôn shlûfkamrlain!"
Shi gâbət imon də shlisəlain (Schlüssel),
Də shlisəlain wôn shlûfkamrlain.
Ar ziəchət hin zən shlûfkamrlain,
20 *Zən shlufkamrlain, zar liəbm shain.*
Ar klôpfət uən dos earschtəmol:
„Biə geats, biə geats, harzliəbischtai main?"
Shi gâbôt imon koin ompoart (Antwort) *et.*
Ar klôpfət on dos zboitəmol,
25 *Dos zboitəmol, dos dritəmol:*
„Biə geats, biə geats, harzliəbischtai main?"
Shi ompoartət imon lai a shô:
„Bear in himl bil inin gean,
Mùəs af dr barlt (Welt) *aùfrichtik shain!"*

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.



62. Scheanai Geare (Gertrud).



1 *Biə wriə ischt aùf dai scheanə Geare.*
Shi kraizigət shi schean, shi drbûgət (wäscht) *shi schean,*

Shi bekət aûf də mûətr îr:
„Nûə aûf, nûə aûf, mûətr liəbai main,
Geat, schtrâlət (kämmt) *mi, geat wlachtət* (flechtet) *mi!“* 5
Scheanai Geare ziəchət aûchn in də hoachn lin:
Wôn baitn do shîchət shi a nâbəle (Nebel).
Ashôdo schprichət scheanai Geare:
„Mûətr, mûətr, liəbai main,
Dôrthar do ziəchət a nâbəle.“ 10
„Bôl et (wohl nicht), *bôl et, dû scheanai Geare;*
Es ischt əs et a nâbəle,
Es hent əs dainə praûtlaitə (Brautleute),
Dainə praûtlaitə, dain wraimon (Freier) *jûnk.“*
„Bôl et, bôl et, mûətr liəbai main, 15
Nôch heant (ehe) *i's hairot dan wraimon jûnk,*
Nôch heant bil i shain a baisai (weiße) *laichə!“*
Shi ziəchət inin (hinein in) *îr shlûfkamrle.*
Un hin hent kâm də praûtlaitə,
Dai praûtlaitə, dar wraimon jûnk. 20
Ashôdo schprichət dar wraimon jûnk:
„Mûətr, mûətr, liəbai main,
Sho gait insch (gebt uns) *aûsar dai scheanə Geare,*
Dai scheanə Geare, main scheanə praût!“
Ashôdo schprichət də mûətr îr: 25
„Scheanai Geare ahoimə et (daheim nicht) *ischt,*
Shi ischt gean shûəchn kiələs bosr (Wasser),
Kiələs bosr zən prinlain kiəl.“
Ar lâfət pəhent zən prinlain kiəl.
Paim prinlain kiəl scheanai Geare et ischt. 30
„Shi ischt əs nar (wohl) *in roashainguərt.“*
Ar lâfət pəhent in roashainguərt,
In roashainguərt scheanai Geare et ischt.
Ar lâfət nûə bîdr hintrshi hoim.
Ashôdo schprichət dar wraimon jûnk: 35
„Mûətr, mûətr, liəbai main,
Shô gâbət iər miər də shlisəlain,
Də shlisəlain wôn shlûfkamrlain.“
Shi gâbôt imon də shlisəlain,

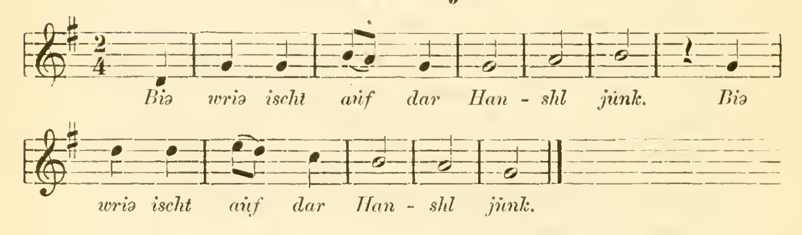
40 *Də shlisəlain wôn shlûfkamrlain.*
Atin (drin) *do winət* (findet) *ar dai scheanə Geare.*
Shi ischt əs schôn a baisai laichə.
Ashôdo schprichət dar wraimon jünk:
„Pischt əs dû bêgn mainr toat,
45 *Shô bil i â bêgn dainr toat shain!“*
Ar ischt əs â a baisai laichə.
Shai trûgənt shə aùsn zən kîrchlain bais;
An jêdr shaitn kîrchlain pəgrûbənt shai oins.
Aùs imon 'scht gəbokschən a bainrâbə,
50 *Aùs îr ischt gəbokschən a guərtnroashə.*
Shai hent əs gəbokschən in kîrchlain ans ourt (Ende)*:*
Dòrt haushənt (halsen) *shai shi ùnt pûschənt shai shi,*
Glai biə shi zboi liəbai gəliəbət hont.

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.

---

63. Hanshl jünk.



1 *Biə wriə ischt aùf dar Hanshl jünk.*
Ar schteanôt schmoarônsch (des Morgens) *guər wriə aùf,*
Ar lêgət shich guər scheandr uən.
Ar geanôt ahin afs kîrtogle (Jahrmarkt).
5 *Dòrt shûchət ar scheans diərnle.*
„O mûətr, liəbai mûətr main,
Main harzle tûət miər grailain bea (weh)
Ùm êns (jenes) *dos scheanə diərnle,*
Lai bêls (welches) *ich geschtr gəshâchən hon*
10 *Aùf en dan scheanən kîrtogle!“*
„Lai nisch (o nichts), *lai nisch, shûn liəbr main,*

Biər babm (werden) *aúfpaún a mîlə bais* (Mühle weiß).
Ben oɫə (alle) *laitə zən muəln* (mahlen) *brnt* (werden) *kâm,*
Scheanəs diərnle brt a kâm.“
Oɫə laitə hent zən muəln kâm, 15
Scheanəs diərnle ischt laibər et (doch nicht) *kâm.*
„Lai nisch, lai nisch, shûn liəbr main,
Biər babm aúfpaún a kîrchle bais.
Ben oɫə laitə zər meschə kâmənt,
Scheanəs diərnle brt â kâm.“ 20
Oɫə laitə hent zər meschə kâm,
Scheanəs diərnle ischt laibər et kâm.
„Lai nisch, lai nisch, shûn liəbr main,
Biər babm uən richtən (aufbahren) *shneabaisai laichə.*
Ben oɫə laitə zən schprengən brnt kâm, 25
Scheanəs diərnle brt â kâm.“
Oɫə laitə hent zən schprengən kâm,
Scheanəs diərnle ischt laibr â (doch auch) *kâm.*
„Bos ischt dos wr a bûndrlainai (wunderliche) *laichə?*
Də wiəslain hûbənt shi aúfn schprûnk, 30
Də âglain hûbənt shi aúfn schproz
Də hantlain hûbənt shi aúfn drbisch.“
Kâmór (kaum) *hot shi's boart aúsgərait* (ausgeredet),
Shô schpringət də laichə schôn aúf;
Ar haushət (halst) *shə ûnt pûschət shə:* 35
„Lai dû pischt main ûnt ich pin dain,
Es kon ûnt mog et ondrsch (nicht anders) *shain!“*
Woar schrôkn ischt shi ûməgəwoɫ (umgefallen),
Ûnt hent gəschtoarbm oɫə poidai.
„Pischtû gəschtoarbm bêgn mainr, 40
Shô schtirb i bêgn dainr.“
Shai pəgrûbənt an jêdr shaitn dr kîrchn oins;
Inin (hinein) *hont shai gəshezət zbean lilgənschtekə* (Lilienstöcke).
Shai hent aúfgəbokschən îbrs kîrchle hoach.
Biə shai ôbm zənondr hent kâm, 45
Dôrt haushənt shai shi ûnt pûshənt shai shi,
Aus (als) *biə zboi bîrklichə kônlaitə* (Eheleute).

Schröer, 267–269.

V. 25: Wenn die Leute zum Besprengen der Leiche (mit dem Weihwasser) kommen werden. V. 30—32. Die Füße sind bereit zum Sprung, die Augen zum Aufschlag, die Hände zum Haschen. Für V. 43 f. wird auch gesungen:

Aus oim ischt gəbokschən a bainrâbə (Weinrebe),
Aus oim ischt gəbokschən a guərtroashə (Rose).

Radics, 226 hat dieses Lied in Göttenitz gehört und theilt die eben genannten zwei Verse mit, dazu als Schluss:

Îbr juər ùnt tok hent shai ôbm zənondr kâm,
Shai hont shi gəhaushət ùnt gəpùschət.
Biə zboi könlaitə.

Jedenfalls ist dieser Schluss nicht ganz richtig aufgezeichnet, denn es sind keine Verse.
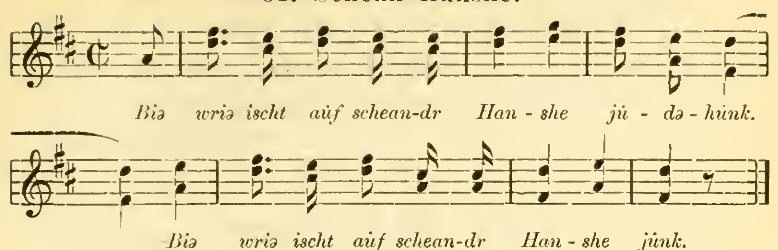
63ª. Dar oinzigə shùn (Sohn).

1 *Biə wriə ischt aùf dar oinzigə shùn.*
Ar ziəchət ahin af an kîrtok (Jahrmarkt) *schean,*
Ar kâfət əs a roats puər ökschən (ein Paar rother Ochsen),
A roats puər ökschən ùnt a praùnəs rösch.
5 *Ar shîchət do a scheanəs diərndle.*
Nùə ben ar obr hoim ischt kâm,
Shûgət ar zər mùətr shain:
(Nun folgt V. 7—23 aus Nr. 63, hernach:)
25 *A shò nùə schprichət də mùətr shain:*
„Lai nisch, lai nisch, dù liəbr main,
Biər geabm uənrichtn (aufbahren) *a laichə schean,*
Ołə laitə brnt zr laichn gean,
Scheans diərndle brt a har kûm."
30 *Ashò dò schprichət dos scheanə diərndle:*
„Biə bùndrlain (wunderlich) *kimət miər dai laichə woar,*
Mit'n wiəsn afn schprùnk, mit'n hentn afn drbisch,
Mit'n âgn afn schproz, mitn maùlə af's lochn."
Ùnt aùf do schpringət dar oinzigə shùn,
35 *Ar drbischət jo scheans diərndle.*
Gəgùmachtn (ohnmächtig) *ischt scheans diərndle,*
Woar laùtr schrökn ischt's gəschtoarbm,
Ùnt ar woar laùtr wraidn (Freuden).

Petschauer in Göttenitz.

---

64. Schean Hanshe.
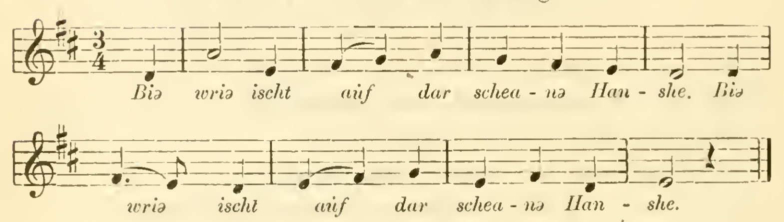


Biə wriə ischt aúf scheandr Hanshe júnk. 1
Lai biə ar schmoarônsch wriə aufschteat,
Ar bekət aúf də múətr liəbə shain:
„*Núə aúf, núə aúf, múətr liəbai main,*
Geat, kôchət miər in woarmais (Frühstück) *schean*". 5
Pəhent bâr aúf də múətr shain,
Shi kôchət imon in woarmais schean.
Ar bekət aúf də knachtə shain:
„*Núə aúf, núə aúf, knachtə liəbə main,*
Geat, shotəlt miər main praún únt main mûr (Maulthier), 10
I múəs əs gean in di Kuərlschtot (Karlstadt),
I gean əs shúəchən an (den) *roatən boizə* (Weizen),
An roatən boizə, an baisn hîrshə."
Pəhent bârônt aúf də knachtə shain;
Shai shotəlnt imon shain praún únt shain mûr. 15
Ar geanôt ahin in də Kuərlschtot.
Únt biə ar ischt kâm zə dr maútnarin:
„*Hoi, maútnarin, də maútə dain, dai zuəl i diər.*"
„*Bôl et* (wohl nicht), *bôl et, scheandr Hanshe júnk,*
Də maútə dain dai schenk i diər. 20
Gea, shlûf bôl haint dai nocht zə miər!"
„*Bôl et, bôl et, dú maútnarin,*
Də wrâgə main mecht loidik (traurig) *shain.*"
Biə zoarnik bârôt də maútnarin;
Shi luəsət úmpringən schean Hanshain júnk. 25
Ún hoim ischt kâm shain praún únt shain mûr;
Schean Hanshe ischt laibôr et (doch nicht) *hoim kâm.*
Shai geanôtən shúəchn schean Hanshain júnk,

Shai pringənt hoim schean Hanshain toat.
30 *Də wrâgə shain ischt a glai toat.*

(Jeder Vers wird wiederholt. Beim erstenmal wird in das Schlusswort ein *dəh* eingeschoben.)

Perz in Lichtenbach.

65. Hans und die Schlange.



1 *Biə wriə ischt aůf dar scheanə Hanshe.*
Ar schteanôt schmoarônsch (des Morgens) *guər wriə aůf;*
Ar bekət aůf də můətr shain:
„Nůe aůf, nůe aůf, můətr liəbai main,
5 *Geat, kôchət mir in woarmais* (Frühstück) *schean,*
In woarmais schean, də jaishən (Mittagessen) *dəpai.*
I gean əs aůchn (hinauf) *in də hoachən raitər* (Rodung),
I gean uənzintn (anzünden) *də gramôdlain* (Reisig).“
„Bôl et (wohl nicht), *bôl et, dů scheandr Hanshe,*
10 *Es ischt əs haint a hailigər tok,*
A hailigər tok, gətamprshůntok (Quatembersonntag)*!“*
Ar hot laibôr nisch gəwroit (gefragt) *dərnôch;*
Ar geanôt auchn in də hoachən raitr.
'S earschtə gramôdle, dos ar uən hot gəzintət,
15 *'S ischt mon barlain wrdanklain* (ganz) *wrprůn*(verbrannt).
'S zboitə gramôdle, dos ar uən hot gezintət,
'S ischt mon barlain wrdanklain wrprůn.
'S dritə gramôdle, dos ar uən hot gəzintət,
Aůsar luət (lässt) *shi dai longə shlongə,*
20 *Shi luəsət shi ůmar in Hanshaisch hausch* (Hals).
„Shô haufət (helfet), *shô haufət, wuətr liəbər main!“*
„I mog diər barlain (wahrlich) *haufən et* (nicht),

I hon diər's Hanshe zəwoar (zuvor) *gəshoit* (gesagt):
Es ischt əs haint a hailigər tok,
A hailigər tok, gətamprshúntok." 25
„Shó haufət, shó haufət, múətr liəbai main!"
„I mog diər barlain haufən et;
I hon diərs Hanshe zəwoar gəshoit:
Es ischt əs haint a hailigər tok,
A hailigər tok, gətamprshúntok." 30
„Shó hilf dú, liəbai, liəbischtai main!"
Shi námət har a schisəle mílich;
Wúdr (fort) *lókət shi dai longə shlongə.*
Ar wosət (fasst) *dai liəbə úm írn hausch:*
„Hoi liəbai, liəbai, dú liəbischtai main, 35
Dú pischt main únt i pin dain,
Es kon únt mog et mear (nicht mehr) *ondrsch shain!"*

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Kummerdorf.
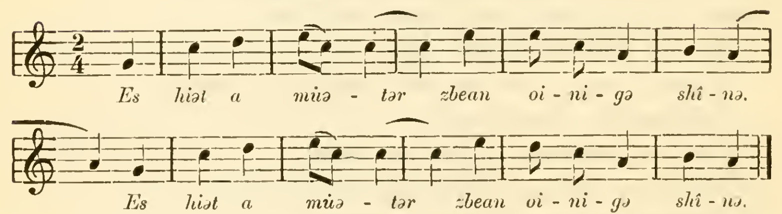
---

66. Wón dar liəbm. (Von der Liebsten.)

Dai liəbə, dai geanót in guərtə (Garten) 1
Únt pintət dan liəbm a peschle (Sträußchen)
Dar wír (vorüber) *dórt raitət, dar liəbə,*
Dar wír dórt raitət, dar liəbə.
„Bamon (wem) *pintəscht dú, liəbai, dos peschle?"* 5
„Ich pint dos, liəbar, diərə!"
„Ich hon schón an ondrai, an liəbai,
Bélai pain hápitschən (Kopfkissen) *shizət."*
„Hoschtú schón an ondrai, a liəbai,
Bélə pain hápitschən shizət, 10
I binschən diər taúshənt gəlikə,
Das dú juər únt tok kronkr lìgóscht, fault),
Das dər 's wloisch wón poindr (Knochen) *bekwaúlót* (weg-
Də shealə wón laib et mecht (kann nicht) *schoidn!"*
Drkronkət bárót dar liəbə, 15
Das mon 's (es ihm) *wloisch* (Fleisch) *wón poindr ischt gəwaúlət*
·/ Ún də shealə wón laib et mecht schoidən. :/

Ar schikət nar (nur) *ùm dai liəbə:*
20 *„Shô gea, shô gea, dù liəbai,*
|: Dar liəbə hot ùm dich gəschikət.“ :|
„Ar hot schon an ondrai, a liəbai,
Bêlai pain hâpitschən shizət.“
25 *Ar schickət nar dai ondrə huərt* (mal)*:*
„Shô gea, shô gea, dù liəbai,
|: Dar liəbə hot ùm dich gəschikət.“ :|
30 *|: Ar schikət nar dai dritə huərt: :|*
„Shô gea, shô gea, dù liəbai,
Dar liəbə hot ùm dich gəschikət.“
Gəgeanən bârôt dai liəbə.
„Shô hilf, shô hilf, dù liəbai,
35 *I lîg in shbârər kronkhait!“*
„I kon dər, i mog dər et haufən (helfen),
Dai liəbə dai brt dər schôn haufən,
Bêlai pain hâpitschən shizət.“
Gəschtourbm bârôt dar liəbə,
40 *Aùs ischt gəwlôchən a baisai taùbə.*

Schröer, 422 f.

67. Zbean oinigə shînə (Söhne).



1 *Es hiət a mùətr zbean oinigə shînə.*
Shi hot shə zùəgədekət mit a pisatn (bunten) *dekən;*
Shi ’scht ahin gəgeanən zar hailigən meschə,
Zar hailigən meschə, zar hailigən prêdigə.
5 *Biə shi ischt kâm wôn dar hailigən meschə,*
Shi hot shə aufgəbekət mit scheltn ùnt wlùəchn,
Mit scheltən ùnt wlùəchən, mit dan prinintən prentr (mit brennenden Bränden).
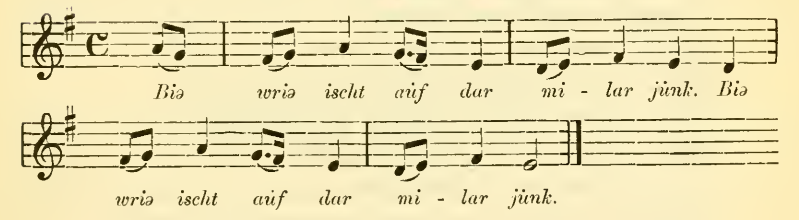
Shai hent gərudtn (geworden) *zbean shbuərzə remər* (Raben),
Shai hent aùsgəwlôchən dùrch dos mitrə wanschtr;
Shai hent gəwlôchən gegn Möttlingar pôdən. 10
Shô schprichət dar oinə: „do babm (werden) *biər win* (finden),
Do babm biər win inshr kùəlai jaishən (Essen).
Do 'scht uərmən shauzarlain (dem armen Salzer) *dos reschle gə-wrekət* (verreckt).
In Möttlingar pôdn schteat a dùrər karschpon (Kirschbaum).
Ben dar dùrə karschpon grimai lâblain (Laub) *brt trûgən,* 15
Deur babm biər peadə (werden wir beide) *drleashət* (erlöset) *shainən.*"
Shô schprichət dar ondr: „dos brt nimrmear shainən
Ùnt nimrmear babm biər drleashət shainən!"

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.

---

68. Die verkaufte Müllerin.



Biə wriə ischt aùf dar milar (Müller) *jùnk.* 1
Lai biə ar schmoarônsch (des Morgens) *wriə aùfschteat,*
Ar kraizigət shi, ar drbûgət (wäscht) *shi schean,*
Ar legət shi guər scheandr uən.
Ar ziəchət ahin am bâgə (Wege) *proit,* 5
Dùrch griənən baut (Wald), *dùrch winschtrn baut.*
Ùnd imon pəgêgənt də râbarlain (Räuber).
„*Gùət moarn, gùət moarn, dù milar jùnk.*"
„*Schean donk, schean donk, iər râbarlain,*
Lai, gùətə moarn hon i guər beank (wenig)." 10
„*Bie shô, bie shô, dù milar jùnk?*"
„*Koin kraizar gaut* (Geld) *in main haùshə et ischt.*"
„*Shô shûg' dù insch a shbongrs baip* (schwangeres Weib),

Biər beln dr gâbm a hûət wôl gaut (Hut voll Geld).“
15 „*A shbongrs baip ischt də wrâge* (Frau) *main.*“
Shai gâbənt imon a hûət wôl gaut.
Ar ziəchət nûə bîdr hintrshi hoim;
Ün bia ar nûə bîdr ischt hintrshi kâm,
Ar klöpfət ahoimə shô grailain uən.
20 „*Nar bear* (wer) *ischt haint shô schpuətə* (spät) *do?*“
„*Nar ich pins do dar milar jünk,*
I hon diər prûcht (gebracht) *a hûət wôl gaut.*“
„*Mit wrûmən* (Frommen) *ûnt earn hoschts et pəkâm!*“
„*Ja bôl, ja bôl, wrâ milarin.*
25 *Dain wuətr* (Vater) *in zîgn lîgn tûət,*
Nûə pin i's kâm wôn dr utoilûngə (Erbtheilung).“
Shi lêgət shi guər scheanai uən;
Shi ziəchət ahin am bâgə proit,
Dûrch griənən baut, dûrch winschtrn baut.
30 *Ünt îr pəgêgnt də râbarlain:*
„*Buhin, buhin, wrâ milarin?*“
„*Main wuətr in zîgn lîgn tûət.*“
Shai wosənt (fassen) *shi pai baisr hont:*
Shai wiərənt (führen) *shi in griənən baut,*
35 *Shai wiərənt shi in winschtrn baut.*
„*O râbarlain, iər liəbm main,*
Wrlâbət (erlaubt) *miər nûr drai schraiə zə tûən.*“
„*Shô schrai, shô schrai, shô wîl dû bilscht!*“
Dan earschtn schrai shi mochn tûət:
40 „*O hailigr schûzengl, kim mr zə hilf!*“
Dan zboitn schrai shi mochn tûət:
„*O hailigr wuətr, kim mr zə hilf,*
O hailigr Jêshisch, kim mr zə hilf!“
Dan dritən schrai shi mochn tûət:
45 „*O hailgai Maria, kim mr zə hilf!*“
Ünt hin ischt kâm a baisəs baip (weißes Weib).
Shi wosət (fasst) *shi pai baisr hont;*
Shi wiərət shi aûs griənən baut,
Shi wiərət shi aûs winschtrn baut:
50 „*Sho scharət ai* (scheert euch), *iər râbarlain!*

Dai milarin gəhearət main;
Dar milar jùnk gəhearət aiər (euch)."
Shi wiərət shi bìdr schean hintrshi hoim:
„*Dù hoscht gəbelt dain baip ùnt dain kint wrkâfm* (verkaufen);
Dù hoscht wrkâfət dain aigənə sheal." 55
Ùnt hin ischt kâm a griənrôkatr (im grünen Rock) *hear.*
Ar drbischət (erwischt) *in; ar zəraisət in;*
Ar trûgət in in dr hel an pòdn (in den Höllengrund).

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Tomitsch in Mösel.

V. 25: Dein Vater liegt in den letzten Zügen. Eine zweite von Perz mitgetheilte Fassung 68[a] habe ich veröffentlicht im deutschen Kalender für Krain 1891, 12 f. Hier steht für V. 6 und V. 29: *An bâgə proit, in winschtrn baut.* Für V. 20: *Moch aùf, moch aùf, dù liəbai main.* Für V. 24—27: *Dar wuətr dain ischt zən schtarbm kronk, də müətr dain ischt zən schtarbm kronk.* Für V. 31 f.: „*Güətn moarn, güetn moarn, wrâ milarin.*" | „*Schean donk, schean donk iər râbarlain,* | *Lai güətə moarn hon i guər beank.*" | „*Biə shò, biə shò wrâ milarin?*" | *Dar wuətr main afn kronknpet lîgət* | *Də müətr main deschglaichən â.*" | Der Schluss für V. 36—58 lautet:

Ashòdre schprichət wrâ milarin:
„*Wrlâbət miər nùr drai schraiə zə tüən.*"
Drai schraiə zə tüən wrlâbənt shai îr.
Dan earschtn schrai zən wuətr îr,
Dan zboitn schrai zər müətr îr,
Dan dritn schrai zər liəbm îr wrâgn (Frau)
Dai jüngə milarin mochn tüət.
Ùnt hin do kimət dai liəbə îr wrâgə:
„*Wiə* (hui) *pokət ai, iər satonlain ùnt râbarlain!*
Dai shealə hot miər dùrch traiə gədiənət."
Ahin do lâfənt də râbarlain.
Shi ziəchət nuə bìdr hintrshi hoim,
Biə shi obr ischt hoimə kâm (gekommen),
(Sagt sie zum Müller:)
„*Dù hoscht gəbelt main shealə wrkâfm,*
Dù hoscht dain aigənə nùə wrkâfət,
Aùf imr ùnt eabik pren nùə dù!"

69. Wòm teachtrle jùnk.

Es ziəchət a müətr a teachtrle aùf. 1
Es bekət aùf də müətr shain:

„Nüə aůf, nüə aůf, müətr liəbai main,
Geat, wlachtət (flechtet) *mi, geat schtrûlət mi.*
5 *I ziəch ahin an kîrtok* (Jahrmarkt) *schean!“*
Pəhent bâr aůf də müətr shain,
Shi wlachtət's schean, shi schtrûlət's schean.
Nüə lêgət shi's guər scheanəs uən
Ůnt ziəchət ahin an kîrtok schean.
10 *Ůnt îr pəgêgənt di pəkontən drai,*
Di pəkontən drai wôn dar naiən schtot (Rudolfswerth).
„Buəs bilscht dů, liəbai, kîrtok schean (als Kirchtagsgeschenk)*?“*
„Shô kâf (kauf), *shô kâf, lai buəs dů bilscht.“*
Ar kâfət îr a gůldain ringle.
15 *Gəkôschtət hot's gruət* (gerade) *hůndrt gůldn;*
An mitrn nêgl (Finger) *ischt îr's racht gəbân* (gewesen),
Shô schean ůnt shô wain (fein) *ischt îr's uəngəschtean* (gestanden).
Ůnt zůhar do kimət dar zboitə pəkontə:
„Buəs bilscht dů, liəbai, kîrtok schean?“
20 *„Shô kâf, shô kâf, lai buəs dů bilscht!“*
Ar kâfət îr a shilbrgîrtl (Silbergürtel).
Ar kôschtət gruət zbeanhůndrt gůldn;
Shô schean ůnt shô wain ischt ar uəngəschtean.
Ůnt zůhar do kimət dar dritə pəkontə:
25 *„Buəs bilscht dů, liəbai, kîrtok schean?“*
„Shô kâf, shô kâf, lai buəs dů bilscht!“
Ar kâfət îr a shaidain kloidər (Seidenkleid).
Es kôschtət gruət draihůndrt gůldn;
Shô schean ůnt shô wain ischt îr's uəngəschtean.
30 *Ashô do shâgənt də pəkontən drai:*
„In mitôchn (Mittwoch) *nocht kâmam biər* (wir),
In zbelwai dr nocht bôl hin zə diər.“
Shi ziəchət nüə bîdr hintrshi hoim.
Ůnt ůmar ischt kâm mitôchn nocht;
35 *Bôl hin hent kâm* (sind gekommen) *di pəkontən drai.*
Ůnt zůhar do tritət dar carschtə pəkontə;
Ar klôpfət əs shô grailain uən:
„Moch aůf, moch aůf, dů liəbai main,
I hon diər gəkâfət a ringle wôn gôlt.

Es hot mi gəkôschtət gruət hûndərt gûldn; 40
Shô wain ûnt shô schean ischt diər's uəngəschtean!"
Ûnt zûhar do tritət dar zboitə pəkontə:
„Moch aûf, moch aûf, dû liəbai main,
I hon diər gəkâfət a gîrtl wôn shilbr.
Ar hot mi gəköschtət zbeanhûndərt gûldn, 45
Shô wain ûnt shô schean ischt ar diər uəngəschtean!"
Ûn zûhar do tritət dar dritə pəkontə:
„Moch aûf, moch aûf, dû liəbai main,
I hon diər gəkâfət a kloidr wôn shaidə.
Es hot mi gəkôschtət draihûndərt gûldn; 50
Shô wain ûnt shô schean ischt's diər uəngəschtean!"
Shai gâbənt dr tîr lai an oinzigən drûk;
Shi ischt wûrt gəwlôchn (gleich geflogen) *aûf mitəs haûsch.*
Ûnt biə shai (als sie) *hent nûə in də schtûbə kâm,*
Shô trûgənt shai aûsar dai liəbə îr, 55
Dai liəbə îr pain mitrn wanschtr (mittleren Fenster)
Ûn zəraisənt shə glaich in schtâp (Staub) *ûnt âschə.*

Perz in Lichtenbach.

---

70. Dər ritarschmon.

Biə wriə ischt aûf dər ritarschmon. 1
Ar hêwət (hebt) *a naiəs liədle uən,*
A liədle mit draiərloi schtimlain.
Dos drhearət kloins medichlain (Mägdlein),
Kloins medichlain in shlûfkamrlain; 5
„Ben (wenn) *i dan ritar kenôt* (kännte),
Lai beldr (welcher) *dos liədle shingən tûət,*
Dos liədle mit draiərloi schtimlain,
Dar bârôt (wäre) *main dar liəbə."*
Awoar (draußen) *do mârət* (meldet) *shi dar ritar jûnk:* 10
„I pin əs dain dar liəbə,
I kon dos liədle gûət shingən.
Shô kim zə miər prof (brav) *medichlain."*
Ûnt aûf do mochət prof medichlain.
Ar nimət shi pai baisr hont; 15
Ar shbingət shi aûf shain hengischtlain (Hengst).
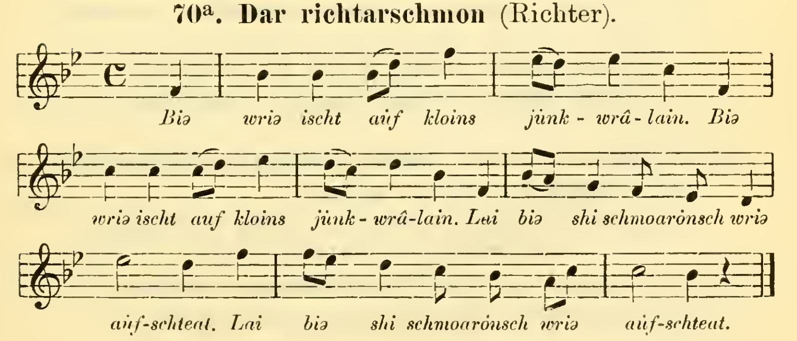
Shai raitənt ahin am bâgə (Wege).
Biə shai a schtikle hent gəritn,
20 *Raitənt shai wîr woar* (vorüber vor) *a heshlschtaúdə* (Hasel-
Lai bu do elf túrtltaúbən túənt shizən. staude).
Shai shingənt a naiəs liədle:
„Shô luəs dich, júnkwrâ, wrwiərən (verführen) *et;*
Dər ritar túət di wrwiərən!
25 *Biər shaibm* (sind) *schôn inshər chwə,*
Dai zbelftə dai brscht (wirst) *dú shainən!“*
„Shô wîrcht dich et, dú júnkwrâ schean.
Də túrtltaúbən shingənt a hetain (solch ein) *liədle,*
Biə shai in dan lontə (Lande) *túənt shingən.“*
30 *Biə shai a schtikle gəritn hent,*
Shai raitənt wîr woar a prúnə (Brunnen) *schean,*
Bu do plúət ún bosr (Wasser) *túət rinən,*
Bu do plúət ún bosr túət rinən.
Ashô do schprichət dai júnkwrâ schean:
35 *„O ritar júnk, dú liəbar main,*
Bos rinət do wr a prúnə,
Bu do plúət ún bosr túət rinən?“
„Shô wîrcht di et, dú júnkwrâ schean,
'S ischt in dan lontə a hetain (solch ein) *prúnə,*
40 *Lai, bu do plúət ún bosr túət rinən.“*
Únt biə shai a schtikle gəritn hent,
Shai raitənt in a winschtrn baut (Wald).
Ar proitət aús a kôlschbuərzən montl,
Ar shezət dai scheanə júnkwrâ draúf.
45 *Shi schâgət mon* (schaut ihm) *wraintlich in də âgən,*
Aús îrən âglain wliəsənt zâchərn (Zähren).
„Shô boinəscht (weinst) *dú úm dain wuətrsch* (Vaters) *gúət,*
Bôdr boinəscht dú úm dain schtolzik múətr,
Bôdr boinəscht dú úm dain carə,
50 *Lai bes* (die) *in baudə* (Walde) *túət plaibm?“*
„I boin əs et (nicht) *úm main wuətrsch gúət,*
I boin əs et úm main schtolzik múətr,
I boin əs úm dai haligə (jene) *tondə* (Tanne),
Bu di elf júnkwrâgn túənt hongən.“

„Es hongənt schôn elf jünkwrâgn draüf; 55
Dai zbelftə, dai brscht dü shainən (wirst du sein),
Es kon güər et ondrsch shainən!"
„Shô wrlâb miər ritar drai schraigə zə tüən!"
„Shô schrai, biwîl as (wieviel als) *dü bilscht,*
'S ischt niəmont zə hearən in baudə (Wald)." 60
Dan earschtən schrai shi mochən tüət;
Shi mochət in zən wuətr (Vater) *îr:*
„Shô kim miər zə hilfə, main wuətr,
Main lâbm (Leben) *dos plaibət in baudə!"*
Dan zboitən schrai shi mochən tüət; 65
Shi mochət in zər müətr îr:
„Shô kim mər zə hilfə, main müətr,
Main lâbm, dos plaibət in baudə!"
Dan dritən schrai shi mochən tüət;
Shi mochət in zən prüədr îr: 70
„Shô kim mər, prüədr, zə hilfə,
Main lâbm, dos plaibət in baudə."
Dar prüədr, dar bârôt a jagrschmon,
Ar hearət dos hintlain kuələn (bellen),
Ar hearət shain shbeschtrlain schraiən. 75
„Haut (halt) *aüf, haut aüf, dü ritar jünk,*
Shô schenk maindr shbeschtr dos lâbm!"

Schröer, 463f. in Mitterdorf.

Für V. 77 auch: *Də shbeschtr, dai gəhearət main.*

70ª. Dar richtarschmon (Richter).



1. |: *Biə wriə ischt aůf kloins jůnkwrâlain.* :|
|: *Lai biə shi schmoarônsch* (des Morgens) *guər wriə aůfschteat,* :|

2. |: *Shi schtaigət aůchn in də lînə* (Giebelfenster) *hoach.* :|
Dört hearət shi a bůndrscheans liədlain
Mit zboi ůnt draiərlai schtimlain.

3. |: *Ůnt wîr* (vorüber) *do raitət a richtarschmon.* :|
Ar shingət a bůndrscheans liədle
Mit zboi ůnt draiərlai schtimlain.

4. *Ashôdo schprichət kloins jůnkwrâlain:*
„*Hoi richtar, hoi richtar, dů liəbischtr main,*
Shô tůə mi dos liədle jo learn
Mit zboi ůnt draiərlai schtimən!"

5. *Ashôdo schprichət dər richtarschmon:*
„*Schtaig uhar* (herab), *schtaig uhar kloins jůnkwrâlain.*
I bil di dos liədle learn
Mit zboi ůnt draiərlai schtimən!"

6. |: *Shi schtaigət uhar wôn dar lînən hoach.* :|
Ar wosət (fasst) *shə obr pai baisr hont,*
Ar shbingət shə aůchn af shain engischtlain (Hengst).

7. |: *Shai raitənt wîr* (vorüber) *woar a tonə* (Tanne) *hoach.* :|
|: *Atôbm* (droben) *do shizət a tůrtltaůbə.* :|

8. |: *Ashôdre* (also) *schprichət də tůrtltaůbə:*
„*Schtaig uhar, schtaig uhar, kloins jůnkwrâlain,*
Lai shischtn (sonst) *můəscht dů schtarbm in baudə!*"

9. |: „*Shbaig schtilə, shbaig schtilə dů tůrtltaůbə:* :|
|: *Shischtn schiəs i di glai zənondr* (zusammen)*!*" :|

10. |: *Ůnt ben shai hent* (als sie sind) *kâm in griənən pôdn,* :|
Shai raitənt wîr woar a průnə;
Ar ischt oˀr (ganz) *mit plůətə wərůn* (umflossen).

11. |: *Ar ziəchət aůs shain bontl* (Mantel) *schean;* :|
|: *Ar proitət in aůf dos griənə grosch* (Gras)*;* :|

12. |: *Ar shezət hin kloins jünkwrâlain:* :|
„Shò tüə miər a beank (wentg) *laüshn* (lausen),
Də gòltwuərbm (goldfarben) *huər aüfkraüshn!*

13. :| *Schâg aüchn* (schau hinauf), *schâg aüchn, kloins jünk-*
Atôbm shò hongənt elf jünkwrâlain; *wrâlain,* :|
Dü brscht (wirst) *əs shainən dai zbelftə!“*

14. |: *„Hoi richtar, hoi richtar, dü liəbischtr main,* :|
Shò luəs (lass) *mi dòch mochən drai schraiə;*
’S ischt niəmont im baudə, dar’s hearət!“

15. *Dan earschtən schrai shi mochən tüət;*
Shi mochət ’n zə dan wuətr îr:
„Hoi wuətr, hoi wuətr, kim połdr (bald),
Shischtn məs (sonst muss) *i haint schtarbm im baudə.“*

16. *Dan zboitən schrai shi mochən tüət;*
Shi mochət ’n zə dər müətr îr:
„Hoi müətr, hoi müətr, kim połdr,
Shischtn məs ich haint schtarbm im baudə.“

17. *Dan dritn schrai shi mochən tüət;*
Shi mochət ’n zə dan prüədr îr:
„Hoi prüədr, hoi prüədr, kim połdr,
Shischtn məs i haint schtarbm im baudə.“

18. |: *Dar prüədr îr bâr a jagərschmon;* :|
Ar hearət shain shbeschtrlain schraiən;
Ar hoisət shain hintlain (Hunde) *shbaigən.*

19. |: *Dar prüədr ziəchət in schraiən* (dem Schreien) *züə* :|
Und ben ar obr hin ischt kâm,
Do shîchət ar shain shbeschtrlain schtean (stehen).

20. |: *Dos shbeschtrle schteat woarn richtarschmon.* :|
Ar ziəchət aüf in huənə schean (er zieht seinen Hahn
Ar schiəsət in richtar zənondr. zurück);

21. |: *„Dü hoscht gəshoit, dü hoscht gəshoit* (gesagt), :|
Atôbm (oben) *do hongənt elf jünkwrâlain,*
Dü brscht əs shain dai zbelftə!“

Perz in Lichtenbach.

70b. Wòm ritarschmon.

1. *Es raitət a ritar aùf ùnt nîdr;*
Ar tùənôt a liədle schean shingən,
|: A liədle mit druiərlai schtimən :|

2. *|: Ùnt dos drhearət* (vernimmt) *də jùnkwrâ rain. :|*
„Lai bear mi dos liədle tùət learn,
I bôlôt (wollte) *mon gâbm main carə!“*

3. *|: Ashôdo schprichət dar ritarschmon : :|*
„I tùən di dos liədle learn,
Dù brscht miər gâbm dain carə!“

4. *|: Ar shezət shə af shain houchəs rôsch. :|*
Shai raitənt wîr (vorüber) *woar a prùnə,*
Bu plùət ùnt bosr aùsar rinət.

5. *|: Hoi, ritar, ritar, liəbischtr main, :|*
Lai buəs (was) *pədaitət dar prùnə do,*
Bu plùət ùnt bosr aùsar rinət?“

6. *|: Ashôdo schprichət dar ritarschmon : :|*
„Hoi, jùnkwrâ, liəbai mainai,
Lai dos pədaitət dain lâbm (Leben)*!“*

7. *|: Shai raitənt wîr woar a heschlschtaùdə* (Haselstaude), *:|*
|: Də schtaùdə, dai tùət shi schean piəgən. :|

8. *|: Ashôdo schprichət də jùnkwrâ rain : :|*
„Hoi, ritar, dù liəbischtr maindr,
Lai buəs pədaitət dai schtaùdə?“ :|

9. *|: Ashôdo schprichət dar ritarschmon : :|*
„Hoi, jùnkwrâ, liəbischtai mainai,
Lai dos pədaitət dain carə.“

10. *|: Shai raitənt wîr woar a tonə houch. :|*
|: Bu elf jùnkwrâgn atôbm (oben) *hongənt. :|*

11. *|: „Hoi ritar, ritar, liəbischtr main, :|*
Lai buəs pədaitət dai tonə do,
Bu elf jùnkwrâgn atôbm hongənt?“

12. |: *Ashôdo schprichət dar ritarschmon:* :|
„Hoi jûnkwrâ, liəbischtai mainai,
Lai dû brscht əs shain dai zbelftə.“

13. |: *Shai shezənt shi nîdr af grûbə schtoin* (graue Steine).
|: *„Sho tûə miər də grûbm* (graue) *huər aûslaûshn.“* :|

14. |: *Dər prûədr îr bâr a jagərschmon,* :|
Dar də wégəlain ołə gûət schiəsn kon. :|

15. |: *„Hoi prûədr, hoi prûədr, kim połdr* (bald),
Shischtn məs (muss) *i schtarbm im baudə.“* :|
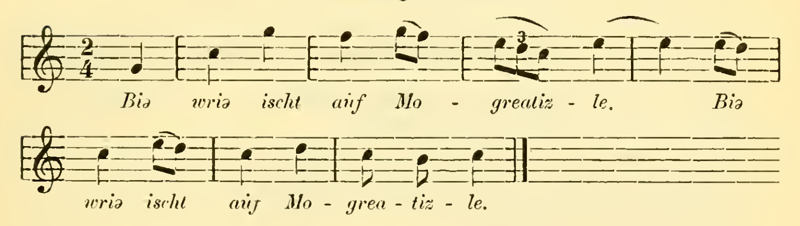
16. |: *Ünd dos drhearət dər prûədr îr;* :|
|: *Ar hoisət shain hintəlain shbaigən;* :|

17. |: *Ar ziəchət aûf dən huənə* (Hahn) *shain;*
Ar schiəsət nîdr dən ritarschmon:
|: *„Dû brscht əs nûə shain dai zbelftə.“* :|

Perz in Lichtenbach.

---

71. Margarethe.



Biə wriə ischt aûf Mogreatizle. 1
Shi schteangôt schmoarônsch (des Morgens) *guər wriə aûf,*
Shi lêgət shi guər scheanai uən.
Shi ziəchət ahin am bâgə (Wege) *proit,*
Am bâgə proit in schtikəln (steilen) *roin,* 5
In schtikəln roin, ins heshloch (Haselgebüsch) *kloin.*
Shi shezət shi nîdr aûf grûbə (graue) *schtoin,*
Shi hêwət uən, shi shingət schean:
„Jo mainəs glaichn im lont et ischt,
Lai biə (als) *dar jûngə Elschpargar!* 10
Pai Loibochar prinlain (Brunnen) *shizət ar,*

Dos shilbr ùnt gôlt, dos zêlət ar,
Dos êdlə tùəch, dos masət (misst) *ar.*"
Shi shingət bîdr dai ondrə wuərt (mal)*:*
15 „*Jo mainəs glaichn im lont et ischt,*
Lai biə dar jùngə Elschpargar!"
Shi shingət's bîdr dai dritə wuərt.
Ùn dos drhearət dar Elschpargar.
Ar bekət aùf də knachtə shain:
20 „*Sho shotəlt miər main hengischtle* (Hengst)*!*"
Ar shezət shi aùf shain hengischtle,
Ar raitət ahin in schtikəln (steilen) *roin,*
In schtikəln roin, in's heshloch kloin.
Nùə do ischt kâm dar Elschpargar:
25 „*Mogreatizle, dù liəbəs main,*
Shô roich miər har dain baisə (weiße) *hont!*"
„*I roich əs et main baisə hont,*
Də hearn hent (sind) *pətriəgarisch,*
Pətriəgarisch, wrwiərarisch."
30 *Ar patət shi dai ondrə wuərt:*
„*Shô roich miər har dain baisə hont*" (u. s. w. wie V. 27—29.)
Ar liəsôt woł (ließ fallen) *shain traibriətle* (Treibruthe, Reitgerte).
„*Shô roich miər har dos traibriətle!*"
Shi roichət imon dos traibriətle.
35 *Ar wosət* (fasst) *shi pai baisr hont,*
Ar pôlət (wirft) *shi aùf shain hengischtle,*
Ar raitət bîdr hintrshi,
Jo hintrshi in Tircailont.
Shai shezənt shi nîdr zam schaiblain (runden) *tisch,*
40 *Shai asənt ùnt trinkənt a kùrzai zait,*
Ar schikət ùm də schpillaitə:
„*Wrisch aùf, wrisch aùf, iər schpillaitə!*"
Mogreatizle hot dùrch (immer) *gəshùng:*
„*Jo mainəs glaichn im lont et ischt,*
45 *Lai biə dar jùngə Elschpargar.*"
Shi patət in dai earschtə wuərt:
„*Hear aùf, hear aùf, dù Elschpargar,*
Zərprôschtn hent di schpizpuər schuə (das Paar spitzer Schuhe)*!*"

Shi patət in dai ondrə wuərt:
„Hear aúf, hear aúf, dú Elschpargar, 50
Zərpróschtn ischt main gîrtəle!“
Shi patət in dai dritə wuərt:
„Hear aúf, hear aúf, dú Elschpargar,
Zerpróschtn ischt main gərigôtə pfoit (Faltenhemd)*!“*
Ún biə shi dos hot aúsgərait (ausgesprochen), 55
Shi wołət (fällt) *nîdr únt plaibət toat.*

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Schröer, 430 f.

Die zweite von Perz mitgetheilte Fassung 71[a] hat nach V. 6 „*Də galən núsən núsnət shi | In baisn púəshn barfət shi shə.* (Sie schält die gelben Haselnüsse und wirft sie in den weißen Busen.) Nach V. 13 schließt diese Fassung mit den Versen:

Hintrúks do schteat dar Belschpargar:
„Biə shingəscht dú Mogreatizlə?“
„I shing əs ober lai a shó,
Lai biə 's in liədlain schteat únt geat.“
Ar wosət shə pai baisr hont:
„Unt i pin dain únt dú pischt main,
Es kon únt mog et ondərsch shain!“

71[b]. Dos scheanə Greatle.
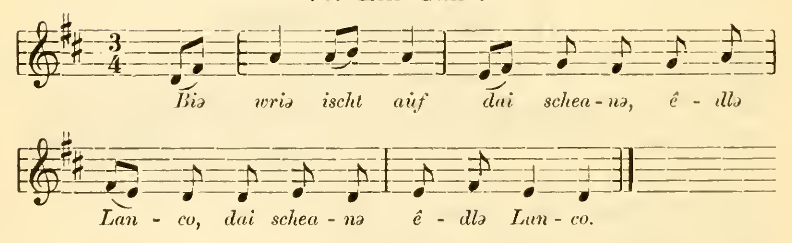
Biə wriə ischt aúf dos scheanə Greatle. 1
Shi ziəchət ahin in schtikəln roin, ins heshloch (Haselgebüsch) *kloin,*
Shi geangait núsn də núslain gal (die gelben Haselnüsse),
In shneabaisn púəshn (Busen) *pôlət* (wirft) *shi shə.*
Ashó do shingət dos scheanə Greatle: 5
„Dú scheandr, dú júngr Elschpargar,
Dar anascht (jetzt) *ahoimə* (daheim) *et ischt,*
Jo shaindrsch glaichn (seinesgleichen) *in lontə et ischt,*
Ar ziəchət ahin af Loiboch bais,
In Loiboch bais, do masət (misst) *ar,* 10
Imón zə rókə (sich für einen Rock), *miər zər jópə.“*
Dos drhearət dar Elschpargar:
„Dú scheanai Greatle, liəbai main,
Lai biə hoschtú anascht gəshúng?“

15 „*I hon əs lai ahô* (nur so) *gəshûng*,
Biə's in liədlə geat ùnt schteat.“
„*O scheanai Greatle, liəbai main*
Prich miər aùsar a schiəslingə (Ruthe)*!*“
Shi roichət mon aùchn (hinauf) *dos schiəslingə.*
20 *Pai shneabaisr hont drbischət* (erfasst) *ar shə.*
„*Shô los mi shain, də hearn hent wrwiərarisch,*
Wrwiərarisch, pətriəgarisch.“
Ùm aus (alles) *hot ar lai nisch* (nichts) *gəwroit* (gefragt),
Ar shbingət shə aùchn afs hengischtle.
25 *Ar raitət ahin in shain hoimotle:*
Dai earschtə nocht shain scheanai wrâgə (Frau),
Dai zboitə nocht shain kelnarin,
Dai dritə nocht shain shaùdiərn.
Ashô (so) *lai shûgət dai scheanə Greatle:*
30 „*Hon i ai* (euch) *dos et heant* (früher) *gəshoit* (gesagt)*:*
Də hearn hent wrwiərarisch, pətriəgarisch,
Pətriəgarisch, wrwiərarisch!“

Pettschauer in Göttenitz.

---

72. Ein Tanz.



1. *Biə wriə ischt aùf dai scheanə, êdlə Lanco* (Lene),
   Dai scheanə, êdlə Lanco.

2. „*In gonzn lontə ischt mainəschglaichn ete* (nicht),
   Lai beldr mi utonzət (müde tanzt)*!*“

3. *Drmârn* (melden) *tùət shi dar scheanə kneshə Jùre* (Fürst Georg),
   Dar scheanə kneshə Jùre:

4. *„I kon di utonzn, dû scheanai, êdlai Lanco,*
Dû scheanai, êdlai Lanco!“

5. *Am earschtn bâġ'* (das erstemal) *shai zə schaibm* (im Kreise)
shi hont gəkearət (gedreht),
Zə schaibm shi hont gəkearət,

6. *Uhar woɫət* (fällt) *îr scheanəs, êdləs kranzle,*
Îr scheanəs, êdləs kranzle.

7. *„Wrschga* (schnell), *na wrschga, dû scheanai, êdlai Lanco,*
Dû scheanai, êdlai Lanco!

8. *„Longshom, nar longshom, dû scheandr kneshə Jûre,*
Dû scheandr kneshə Jûre!“

9. *Am zboitn bâġ shai zə schaibm shi hont gəkearət,*
Zə schaibm shi hont gəkearət.

10. *Uhar woɫət îr scheanəs, êdləs tiəchle,*
Îr scheanəs, êdləs tiəchle.

11. *Wrschga, na* u. s. w.

12. *Longshom, nar* u. s. w.

13. *Am dritn bâġ' shai zə schaibm shi hont gəkearət,*
Zə schaibm shi hont gəkearət.

14. *Uhar woɫət îr scheanai, êdlai jôpə,*
Îr scheanai, êdlai jôpə.

15. *„Wrschga* u. s. w.

16. *„Longshom* u. s. w.

17. *Am wiərtn bâġ* u. s. w.

18. *Shô ischt shi schônə gonz drploichət* (ganz erbleicht),
Schônə gonz drploichət.

19. *„Wrschga* u. s. w.

20. *„Longshom* u. s. w.
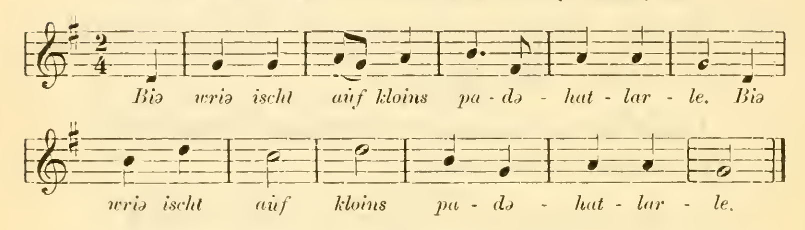
21. *An wemftən* (fünften) *bâġ* u. s. w.

22. *Shi ischt əs schönə gəgûmachtət* (ohnmächtig, todt),
Schönə gəgûmachtət.

23. *„Wrschga na, wrschga, dû scheanai, êdlai Lanco,*
Dû scheanai, êdlai Lanco!“

Perz in Lichtenbach.

73. Wôn dan tîrcischn koishr (Kaiser).



1 *Biə wriə ischt aûf kloins patlarle* (Bettler).
Es patlət hin, əs patlət har,
Es patlət ahin in Tîrcailont,
In Tîrcailont zan tîrcischn koishr.
5 *Shô do schprichət kloins patlarle:*
„Bai (warum) *geascht dû di koishr et* (nicht) *hairotn?“*
„Bai bil i mi gean hairotn,
I ken, i bois (weiß) *mainsch glaichə et.*
Ben dû miər shûgəscht (sagst) *deschglaichə main,*
10 *Shô bil i diər gâbm a kopə* (Kappe) *wôlai* (voll) *gant* (Geld).“
„Deschglaichə dain, dai bois i schôn,
Pai dar autn (alten) *kîrchn hent zboa tschelinən* (Freundinnen).
An groasn schain wrântok (Frauentag) *ischt kîrtok dôrt.*
In an woadərn (vordern) *schtûələ shizənt shai:*
15 *Dai oinə, dai ischt Moleantschizle* (Magdalena),
Dai ondrə, dai ischt Mogreatizle (Margarethe).
Biə schean do ischt Moleantschizle,
Nôch draimol scheanar Mogreatizle,
Shai shâchənt dan bain an haushə ûgurin.“
20 *Ar shizət af shain hoachəs rôsch.*
Ar raitət ahin in's Gotscheabarlont,
In's Gotscheabarlont, zar autn kîrchn.

Ben (als) *ar obr hin ischt kâm,*
Ar ziəchət in də kîrchə hinain.
In an woudrn schtüələ shizənt shai, 25
Molcantschizle ünt Mogreatizle.
Ar wosət (fasst) *Mogreatizlain pai baisr hont:*
„Dü geascht mit miər in's Tîrcailont!“
Dər gaischtlich af dr konzl ìr prüədr bâr.
„Shò hilf, shò hilf miər, prüədr main, 30
As i et (dass ich nicht) *müəs gean in's Tîrcailont!“*
„Luəs (lass) *aüs, luəs aüs də shbeschtr main!“*
Ashòdo schprichət dar tîrcischə koishr:
„Et plopr (nicht plappern), *et plopr, dü gotscheabarschr pfof!“*
„Et plaüdr, et plaüdr, dü tîrcischai shaü!“ 35
Ar luəsət shi laibòr drshûgən (einreden) *et.*
Shai raitənt ahin in's Tîrcailont.
Ashòdo schprichət dar tîrcischə koishr:
„Wrisch aüf, wrisch aüf, main engischtle (Hengst),
Ben dü kiməscht in's Tîrcailont, 40
I bil diər gâbm a kâfmos hûbr (Kaufmaß Haber),
A kâfmos hûbr òdr zboi.“
Ashòdo schprichət Mogreatizle:
„Bòlòts (wollte) *gòt, as dü in hausch* (den Hals) *uprachòscht,*
Heant (ehe) *as dü kiməscht in's Tîrcailont!“* 45

(Jeder Vers wird wiederholt. In das Schlusswort wird *dəh* eingeschaltet.)

Perz in Brunnsee.

V. 19 bedeutet: Man sieht ihnen den Wein im Halse abwärts rinnen. In einer zweiten von Tomitsch in Obermösel aufgezeichneten Fassung steht für V. 5: *Ar shezət shi nîdr afs òwmpankle* (Ofenbank). V. 12 *tschelinən*] *shbeschtərn.* Die erstgenannte heißt *Mojanschiza.* Für V. 38: *Ar shbingət* (schwingt) *shə aüf shain engischtlain.* V. 40—45 fehlen.

74. Zekulo.

Biə wriə ischt aüf dar êdlmonsch shün: 1
„Shò tüət mi 's wuətr (Vater) *wrhairotn!“*
„Oi shün, oi shün, dü liəbər main,
I ken, i bois (weiß) *dain glaichə et!“*

5 *„Oi wuətr, oi wuətr, iər liəbər main,*
I ken, i bois dai glaichə main.
Dar tîrcischə koishr hot drai teachtrlain:
Dai eltischt' et, dai jingischt' a net,
Dai mitr dai bârait (wäre) *dai glaichə main!“*
10 *„Oi shûn, oi shûn, dû liəbr main,*
Lai bear (wer) *do bil geanən in Tîrcailont,*
Lai dar məs (muss) *hûbm wenfhûndrt rôsch,*
Wenfhûndrt rôsch, wenfhûndrt mon.
Lai biətainai (was für) *rôsch, lai hetainai* (solche) *kloidr,*
15 *Lai baisai rôsch, lai baisai kloidr,*
Lai roatai rôsch, lai roatai kloidr!“
„Oi wuətr, oi wuətr, iər liəbr main,
Dos bois i schôn, dos hon i schôn.“
„Oi shûn, oi shûn, dû liəbr main,
20 *Ben dû et pəkiməscht dai glaichə dain,*
Brt ugəhokət dain dar baisə hausch (Hals)*!“*
Shai raitənt ahin in Tîrcailont.
Ùnd ben (als) *shai 'nt kâm in Tîrcailont:*
„Oi wuətr, oi wuətr, iər liəbər main,
25 *In êbm pôdn 'scht a nâbəle* (Nebel).*“*
„Oi tôchtr, oi tôchtr, dû liəbai main,
'S hent əs nar (es sind wohl) *daində praûtlaitə.“*
Shai klôpfənt wən paim tîrcischən koishr:
„Gait aûsar (gebt heraus), *gait aûsar dai liəbə main,*
30 *Gait aûsar, gait aûsar dai glaichə main.*
Dai eltischt' et, dai jingischt a net,
Dai mitr ischt dai glaichə main!“
„Shi kon et shain dai glaichə dain,
Shi hot wîl (viel) *ondrə barwarlain* (Werber)*!“*
35 *Shai proitənt aûs a roatəs tûəch.*
Draûf lêgənt shai drai ringlain kloin
Wôn laûtər gôlt ûnt êdəlschtoin.
„Bes (welches) *ischt dos rachtə wôn* (von) *dan drain,*
Shô boischt (weißt) *dû bôl dai glaichə dain.“*
40 *„Dos greaschischtə et* (nicht), *dos bintschigschtə et,*
Dos mitr ischt dos glaichə main!“

A houchai schtongə richtənt shai aŭf
Ŭnt tŭənt a gŏldaindai kŭgl draŭf.
„Shô trifəscht (triffst) *dŭ shə mit dan schtoin,*
Shô wiərscht (führst) *dŭ dain dai glaichə hoim!“* 45
Ar masət (zielt) *et guər* (nicht gar) *longə,*
Ŭnt pôlət (wirft) *aŭf dai schtongə.*
Gətrôfn ischt dai kŭgl wain (fein).
Wôn wanschtr (Fenster) *shîchəts dai glaichə shain,*
Shi lâfət aŭsn, gait mon (gibt ihm) *də hont:* 50
„Gea, wiər mi pəhent in dain hoimotlont,
Dar raichə Zekulo bil mi et luən (lassen),
Shain wetr (Vetter) *et, Janko, dar gaizigə mon,*
Oi jaŭ (weh), *oi jaŭ, ar brt* (wird) *har kâm*
Ŭnt mi diər wôn dər shaitən nâm!“ 55
Ŭnt richtik kimət Zekulo,
Ar shûgət imon (sagt ihm) *lai ashô:*
„Bilscht dŭ shə hûbm, als glaichai dain,
Shô mŭscht dŭ haint nôch a laichə shain!“
Shai ziəchənt baitər wîrhin pos (fürbaß). 60
Ar shezət shi af a hoachəs rôsch.
Shai shlûgənt anondər (schlagen sich) *af lâbm ŭnt toat;*
Də reashlain hent wôn plŭət shô roat.
Aŭs rinət Zekulo shain plŭət;
Dar praitigom ar trafət gŭət. 65
„Oi liəbai, oi liəbai, glaichai main,
Nŭə konscht dŭ wraidik pai miər shain!“
„Oi liəbr, oi liəbr, glaichər main,
Nŭə kon i eabik dain glaichai shain!“

Tschinkel hat V. 1—30 in Lichtenbach aufgezeichnet. Weiter konnte die Sängerin nicht. Eine zweite Fassung hat Tomitsch aufgezeichnet. Der Anfang wie oben, dann für V. 10—27 steht hier *„Shai riəfənt zənondr otə wraintə* (Freunde) | *Shai riəfənt zənondr də hoachzaitlaitə* | *Shai ziəchənt ahin zan tŭrcischən koishər.“* V. 27 – 30 wieder gleich mit Tschinkel. V. 31 – 69 oben nach der Fassung von Tomitsch.

74[a]. Dar êdlmonsch shùn.

1 *Biə wriə ischt aùf dar êdlmonsch shùn.*
Ar bekət aùf dan wuətr shain:
„Geat shùəchn, wuətr, də barwarlain (Werber) *main,*
Wemfhùndrt mon, laùtr roatbontlatə (in rothen Mänteln)*!“*
5 *Biə pəhent bâr aùf dr wuətr shain,*
Geat mon (ihm) *shùəchn də barwarlain shain,*
Wemfhùndrt mon, laùtr raitarlain:
„O shùn, o shùn, dù liəbr main,
Dainəschglaichn bois (weiß) *ich et* (nicht)*!“*
10 *„Dar tîrcischə koishr hot drai teachtrlain,*
Dai eltischtə et, dai jingischtə et,
Dai mitrə, dai ischt dai glaichə main.“
Shai raitənt ahin zan tîrcischn koishr.
Dar tîrcischə koishr ischt in lînən (Giebelfenster) *hoach:*
15 *„Töchtr liəbai main, dört raitət a hear,*
Buəs (was) *mùəs dos wr a hear shain?“*
„Lai nisch (o nichts), *lai nisch, wuətr liəbr main,*
Dos ischt jo bôl dar êdlmonsch shùn;
Də barwarlain main, wemfhùndrt mon,
20 *Wemfhùndrt mon, laùtr raitarlain.“*
„Oi töchtr, oi töchtr, dù liəbai main,
Bai (warum) *hoscht dù dos miər et heant* (früher) *belt* (wollen) *shùgn?“*
„Lai nisch, lai nisch, dù wuətr liəbr main
Dar ökschə ischt in hôwə (Stall), *dar bain ischt in kaudr* (Keller),
25 *Dar boizə* (Weizen), *dar ischt in koschtə.“*
Shai kreanənt shə bôl oƚə drai glaich
(Man krönt alle drei Töchter gleich)*:*
„Nùə klaùp, nùə klaùp, lai bêlai dù bilscht“
(Nun suche dir aus, welche du willst).
Ar rekət in hin shain shilbrringle:
„Ben et (wenn nicht) *dai rachtə draùf shôl graifm*
30 *Shô hok ich îr ub shneabaisai hont.*
Es hot laibr (doch) *dai rachtə draùf gəgrifm,*
Dai mitrə shain, dai liəbischtə shain.
Ar wiərət shə inin (hinein) *zan roatschaiblain* (rothen, runden) *tisch,*
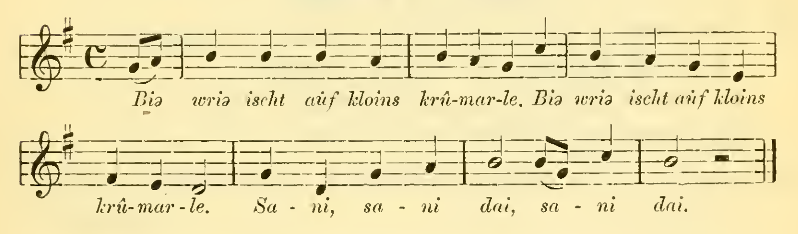
Ar trûgət îr aŭf z' trinkn ŭnt z' asn.
Ashô do schprichət shain scheanai praŭt: 35
„Anuscht (jetzt) *brnt də rôsch oƚə in schprinktonz gean.*
Ben ich nur uhar shôl woƚ (wenn ich herabfallen sollte),
Nur et gea hêw'n dŭ mi aŭf (geh' nicht mich aufheben)!"
Ŭnt uhar ischt gəwoƚ shain scheanai praŭt.
Ar schpringət pəhent wôn shain rôschə uhar; 40
Ar hot a mesr in shaindr schoidn,
Es schpringət gruət (gerade) *in îr harzle inain,*
Toat ischt gəbân shain scheanai praŭt.

Pettschauer in Göttenitz.

V. 22 ff. „Warum hast du mir das nicht früher gesagt?" Nämlich, damit die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen worden wären. Die Tochter aber tröstet den Sultan, es sei ja alles bereit, der Ochs im Stall, der Wein im Keller, Weizen im Kasten.

---

75. Der kleine Krämer.



1. |: *Biə wriə ischt aŭf kloins krûmarle* (Krämer). :|
Sani, sani dai, sani dai.

2. *Es ziəchət ahin am bâgə proit* u. s. w.
Unt imon pəgêgnət dar growmarshŭn (Grafensohn):
„Buhin, buhin, kloins krûmarle?"
„I ziəch ahin, i bois et bu (weiß nicht wohin), 5
Dai glaichə main zə pəkâm (bekommen) *et ischt."*
„I bois, i bois dai glaichə dain,
Dar tîrcischə koishr hot drai teachtrlain,
Et dai eltischtə, et dai jingischtə,
Dai mitrə ischt dai glaichə dain." 10
„I pin shə draimol gean barwm (werben) *schôn*

Ůnt shi hot mi et bôlt nâm (nicht nehmen gewollt)."
„*Lai, buəs gaischt* (was gibst) *dů miər zə loanə?*
I pring diər shə hoim zə haůshə.
15 *Dů konəscht et shô wîl wrlông'.*"
„*Shô pis* (male) *dů miər main bâgnle* (Wägelchen)
Mit waiərroutr (feuerrother) *kraigə* (Kreide) *schean.*"
Ůnt ben ar obr hin ischt kâm:
„*Nůə aůsar kinigəsch* (des Königs) *də teachtrlain,*
20 *Et dai eltischtə, et dai jingischtə,*
Dai mitr, dai shôl aůsar kâm!"
Ar wosət (fasst) *shə îbr də mitə,*
Ar tůənôt shə aůf shain bâgnle.
„*Wiərəscht* (führst) *dů mi noch longə diərn* (als Mädchen)
25 *Ôdr wiərəscht dů mi diərə?*"
„*I wiər di et mear longə diərn,*
I wiər di a net miərə,
I wiər di lai kloin krûmarlain."
„*Shai shâchənt* (sehen) *oins dos ondr,*
30 *Shai tůənt a loch zənondr* (sie lachen miteinander),
„*I pin di draimol gean barwm* (werben),
Dů hoscht mich et bôlt (nicht wollen) *nâm,*
Nůə pischt dů shaubm (selbst) *kâm.*

(Jeder Vers wird wiederholt. Danach: *Sani sani dai, sani dai.*)

Perz in Lichtenbach.

V. 25 bedeutet: Oder führst mich zu dir, nämlich als Braut, heim? V. 28. Ich führ dich dem Krämer zu.

76. Ruət Schtefon. (Rath Stephan.)

1 *Biə wriə ischt aůf ruət Schtefon hear,*
Biə wriə ischt aůf ruət Schtefon.
Ar raitət ahin důrch Nestolar pôdn:
„*Nůə paůət, nůə paůət main də Nestolar* (meine Nesselthaler)*!*
5 *Anascht* (jetzt) *paůət iər mit drai pfliəgn* (Pflügen),
Ben i obr hintrshi (zurück) *kim,*
Denar brt (dann wird) *iər mit oinəm et* (nicht) *mear.*"

Ar raitət ahin woar (vor den) *Nestolar prùnə,*
Ar pòlət (wirft) *dos rineəle in Nestolar prùnə:*
„*Lai brt dos rineəle shbimən,* 10
Shò kim i bîdr hintrshi (zurück).“
'*S ischt et ùmin, et ùmar* (nicht hin, nicht her) *gəshbùmən,*
'*S ischt lai zə pòdn gəgean* (gesunken).
Ashòdo (so) *schprichət ruət Schtefon,*
Ruət Schtefon zə shain dər wrâgn (Frau): 15
„*Shô brscht dù gəpearn a knêbəlain,*
Shò tâf (tauf) *əs dù noch mainən nûm.*
Shô brscht dù gəpearn a medichlain,
Shô tâf əs dù, lai biə dù bilscht!“
Ar raitət ahin ins Ogulin. 20
In Ogulin buərtət (wartet) *dər Tîrcə.*
Ar 'scht ingəschtôbm (geweilt) *intr an oichə* (Eiche),
Də oichə hot in gəloichət (gelockt).
Ar 'scht ingəschtôbm intr an êlə (Ölbaum);
Də êlə hot shi gəhêlət (hohl gemacht), 25
Dər Schtefon hear ischt laibr bek (doch weg).
Shai schteknt shain kòpf nar uən an a schtak,
Shai trùgnt 'n ahin dùrch Nestolar doarf:
„*Nùə wrêbət* (freut) *ai, nùə wrêbət ai main də Nestolar,*
Dər Schtefon hear ischt laibr bek!“ 30

Tschinkel in Lichtenbach.

V. 25 f.: Der Ölbaum hat sich Schutz bietend über Herrn Stephan gewölbt, gleichwohl hat ihn der Türke erschlagen.

---

77. Von der Königstochter.

Biə wriə ischt aùf dar autə (alte) *kînik.* 1
Biə loidik bârôt (traurig war) *dar autə kînik:*
Ar misait (müste) *geanən ins groasə hêr,*
Ins groasə hêr mog ar et gean.
A shûn ùnd an oidən (Eidam) *hot ar et* (nicht). 5
Ashò (so) *do schprichət də tôchtr shain:*
„*Oi wuətr, oi wuətr, iər liəbr main,*
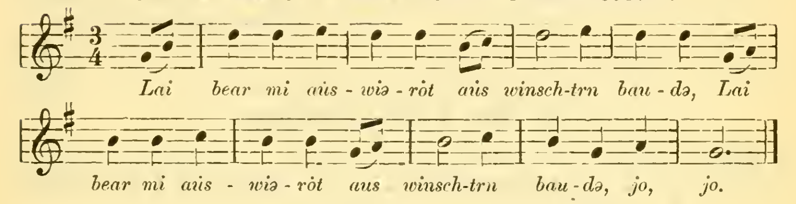
Shò shûgət miər, biəs (wie es) *in hêrə geat,*
Biəs in hêrə geat, in hêrə schteat.
10 *Ùnt mochət iər miər sòlduətnkloidr,*
I bil ẇr ai (für euch) *ins hêr in gean.*"
Ar mochət îr scheanə sòlduətnkloidr,
Ar learət shə, biəs in hêrə geat,
Biəs in hêrə geat, in hêrə schteat:
15 „*Oi tòchtr, oi tòchtr, dù liəbai main,*
Ben dù brscht (wirst) *kâm zən rogəment* (Regiment),
Ùnt olə sòlduətn in hùət enthêbənt (abnehmen),
Enthêb əs dù an dainən et (nicht).
Də roatən zepfə tùə aùchn 'trn (hinauf unter) *hùət.*
20 *Ben dù brscht kâm in ròschəschtoł,*
Ùnt dù də ròsch brscht misn pùzən,
Shò tùə shingən schoanə dəzuə.
Ben də ondrn asənt in zbîwəl peasch (bösen Zwiebel),
Shò is əs dù in knòwloch boich (weichen Knoblauch).
25 *Ben də ondrn shi nîdrlêgənt an rùcə,*
Shò lig dù nîdr afm paùch.
Ben də ondrn lîgənt aùf dos petə,
Shò lig dù nîdr afm pòdn.
Ziəch et aùs də hôshn dain,
30 *Ben ondrə sòlduətn diər zùəschâgənt.*
Də roatən zepfə schtrâl et aùs,
Ben ondrə sòlduətn diər zùəschâgənt! — —
Ben shai di obr ẇrâgən (fragen) *brut,*
Bai (warum) *dù's ashòdre mochən tùəscht,*
35 *Shò ompoart* (antwort) *in a jêdən bâg* (jedesmal):
'S ischt əs in main lontə dər prûch (Brauch)!"
Shi bâròt (war) *in hêrə shîbm juər.*
Ùnt ùmar hent kâm də shîbm juər,
Hintrshi (zurück) *raitət shi in îr lont;*
40 *Enthêbət hot shi îr hoachən hùət:*
Uhar wołənt (herab fallen) *də roatən zepfə.*
Shi gait in (gibt dem) *ròsch mit'n schpoarn a cink* (Stich):
„*Pfui iər ùnd aiər rogəment!*
Pin shîbm juərə in hêrə gəbân (gewesen)

Ün dôch hot niəmont et gəbescht (gewusst), 45
Pin i a baip ôdr a mon,
Pin i a knacht ôdr a diərn!“

Perz in Lichtenbach.

Die Sängerin sagte, dass (nach V. 32) noch einige Belehrungen des Königs kämen, die sie vergessen habe.

78. Das Mädchen und der Edelmannssohn.



1. |: *„Lai bear* (wer) *mi aùswiərôt* (hinausführte) *aùs winschtrn baudə* (Walde), :|
Jo, jo.

2. *I belôt* (wollte) *mon* (ihm) *gâbm drai tûgə zə tonzən,* u. s. w.
Drai tûgə zə tonzən, drai nachtə zə shlûfm (schlafen),
Drai nachtə zə shlûfm ùnt main scheanə earə.“
Ùn dos drhearət scheandr êdlmonsch shûnə: 5
„I bil di aùswiərən aùs winschtrn baudə.“
Ar wiərət shə aùsn aùs winschtrn baudə:
„Nùə gib miər, nùə gib miər, lai buəs dù 'scht (was du hast) *wrschprôchən!“*
„Bôl et (wohl nicht), *bôl et. scheandr êdlmonsch shûnə!*
Awoar (davorn) *do hôlzənt mainə wuətrsch də hôlzarə* (Vaters Holzhauer). 10
Shai mechtən insch hearən, shai mechtən insch shâchən (sehen).“
Ar wiərət shə a beanik, a beanik wîrhin pos (fürbaß weiter):
„Nùə gib miər, nùə gib miər, lai buəs dù 'scht wrschprôchən!“
„Bôl et, bôl et, scheandr êdlmonsch shûnə!
Awoar do mânənt (mähen) *mainə wuətrsch də mûdarə* (Mäher). 15
Shai mechtən insch hearən, shai mechtən insch shâchən.“

Die V. 12—16 wiederholen sich noch zweimal, für V. 15 steht:

„Awoar do rachənt (recheln) *mainə wuətrsch də racharə.“* 20
„Awoar do paùənt mainə wuətrsch paùrarə (Bauern).“ 25

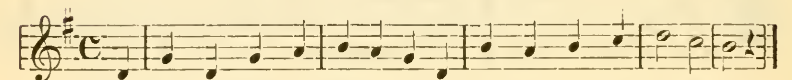
Hernach folgt:

27 *Ar wiərət shə pis zə wuatrsch guərtən.*
Shi tüənöt a schprünk böl îbrn zaün,
Böl îbrn zaün, a jücazu (Jauchzer) *draüf:*
30 *„Shö hot niəmont uənyəwiərət* (angeführt) *schean êdlmonsch shûnə,*
Lai (wie) *i hon uəngəwiərət schean êdlmonsch shûnə!“*
Jo, jo.

(Nach jedem [zu wiederholenden] Verse folgt: *Jo, jo.*)

Perz in Lichtenbach.
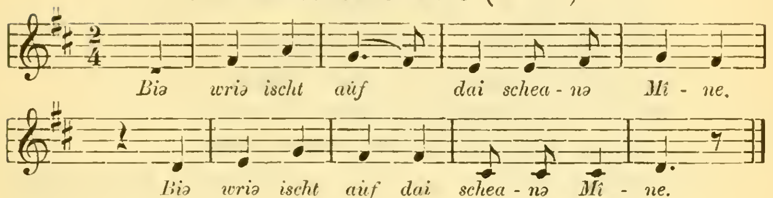
79. Die Kindesmörderin.



1 *Biə wriə ischt aûf dar autə* (alte) *mon.*
Ar schteanöt schmoarönsch (des Morgens) *guər wriə aûf,*
Ar ziəchət ahin am bâgə (Wege) *proit,*
Am bâgə proit dûrch dan winschtrn baut (Wald).
5 *Drmûrən* (melden) *tüət shis* (sich's) *in dar hôlən püəchən* (Buche):
„Icr autr mon, iər liəbr main,
Shö trûgət (tragt) *mi ins hoachzaitshaüsch.*
Də praût, dai shöl main müətr shain!“
„Biə shöl də praût dain müətr shain,
10 *Shi trûgət ainən griənən kronz?“*
„Böl drüntr üntr dan griənən kronz,
Hot shi drai knêblain gəpoarən.
Lai zboi hot shi ins bosr (Wasser) *gəpôlət* (geworfen);
Lai mi hot shi in a pâm (Baum) *wrschtekət,*
15 *Mit lâp* (Laub) *ünt cardə züəgədekət.“*
Ar trûgəts in dos hoachzaitshaüsch:
„Də praût dai shöl main müətr shain!“
„Ben i pin də müətr dain,
Shö shöl dər saton zən wanschtr (Fenster) *kâm,*
20 *Ar shöl mi trûgən in winschtrn baut* (Wald)*!“*
Shi hot's boart nöt aüsgərait (noch nicht ausgeredet),

Dər saton ischt schôn zən wanschtr kâm,
Ar trûgət shə in (hinein) *in winschtrn baut* (Wald).
(Jeder Vers wird wiederholt.)
Perz in Brunnsee.

80. Dai scheanə Mîne (Minna).



Biə wriə ischt aŭf dai scheanə Mîne. 1
Ashôdo (so) *schprichət dai scheanə Mîne:*
„Mŭətr, mŭətr, iər liəbai main,
Main harzlain tŭət miər grailain bea (weh)*!“*
„Mîne, Mîne, dŭ scheanəs main Mîne, 5
Shô gea dŭ in də proatkomr (Brotkammer),
Atin brscht dŭ win (finden) *draiərlojə proat;*
Shô kôscht wôn jêdn lai a beank (wenig),
Es brt diər bîdr pesar (besser) *shain.“*
„Mŭətr, mŭətr, iər liəbai main, 10
Aus (alles) *dos hon i schônə gətuən.“*
Shi schraiət bîdr zə laŭtr schtim:
„O groasai gnuədə (Gnade) *wôn himl hoach,*
I brt əs lai anaschtə (jetzt) *toat!“*
„Mîne, Mîne, dŭ scheanəs main Mîne, 15
Shô gea dŭ hin zən ôwm (Ofen) *hin,*
Atinə brscht dŭ win draiərloj wloisch (Fleisch),
Shô kôscht wôn jêdn lai a beank,
Es brt diər bîdr pesar shain.“
„Mŭətr, mŭətr, iər liəbai main, 20
Aus dos hon i schônə gətuən.“
Shi schraiət bîdr zə laŭtr schtim:
„O groasai gnuədə wôn himl hoach,
I brt əs lai anaschtə toat!“

25 *„Mîne, Mîne, dû scheanəs main Mîne,*
Shô gea dû in dan bainkałdr (Weinkeller).
Atinə brscht dû win draiərlojə bain.
Shô köscht wôn jêdn lai a beank,
Es brt diər bîdr pesar shain.“
30 *„Mûətr, mûətr, iər liəbai main,*
Aus dos hon i schônə gətuən.“
Shi schraiət bîdr zə laûtr schtim:
„O groasai gnuədə wôn himl hoach,
I brt əs lai anaschtə toat!“
35 *„Mîne, Mîne, dû scheanəs main Mîne,*
Dû kimscht miər woar, biə dû shbongrai (schwanger) *bârscht* (wärest).“
„Mûətr, mûətr, iər liəbai main,
I kim ai's woar (euch vor), *i pin ashô* (so).
I pin əs et dai earschtə wuərt (mal),
40 *I pin əs schôn dai naintə wuərt.“*
„Mîne, Mîne, dû scheanəs main Mîne
Bu hoscht dû hin də kindrlain dain?“
„Zboi hon i in a pâm (Baum) *wrschtekət,*
Mit lâp ûnt eardə zûəgədekət;
45 *Də ondrn hon i ins bosr gəpôlət* (geworfen).“
„Mîne, Mîne, dû scheanəs main Mîne,
Shô klaûp dû zənondr də kloidr dain,
Heant (ehe) *as dər wuətr zə haûshə kimət!“*
Dai scheanə Mîne ziəchət in winschtrn baut (Wald).
50 *Atin* (darin) *hot shi gəpoarn a jûngən shûn.*
Unt hin ischt kâmən dar liəbə îr:
„Hoi liəbr, hoi liəbr, dû liəbischtr main,
Shô pring dû miər bosr ôdr bain (Wein),
Lai shischtn (sonst) *pin i's wôn drûrschtə tout!“*
55 *Dar scheanə liəbə ziəcht ins bîrtshaûsch bais,*
Ar pringət îr hin a pûtschəle (Fässchen) *bain.*
Ben ar (als er) *obr hin zə îr ischt kâm,*
Dai scheanə Mîne ischt schônə toat.
In îr schoas hot ar wûn (gefunden) *a jûngən shûn.*
60 *„Hoi wuətr, hoi wuətr, iər liəbr main,*
Shô gâbət mi hin an də shâgə (Amme) *bais,*

An də shâgə bais, in də schûələ schean.
I brt əs learn (lernen) *a priəschtarle.*
Dai earschtə meschə i lêshən brt,
I brt shə lêshən wrn (für den) *wuətr* (Vater) *main,*
Dai zboitə meschə i lêshən brt, 65
I brt shə lêshən wr də mûətr main.
Dai dritə meschə i lêshən brt,
I brt shə lêshən wr dai gonzə wraintschoft.
Lai (nur) *wr main uənə* (Großmutter) *koinai et,*
Lai bail shi main mûətr wôn haûshə 't gəjoit (gejagt).“ 70

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.
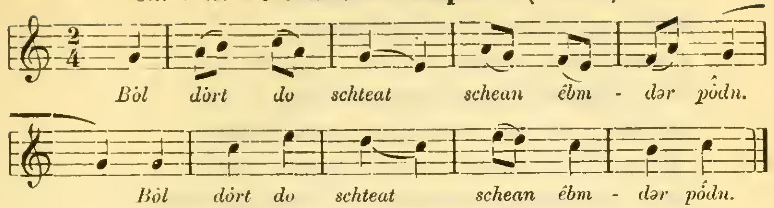
80a. Wôn dar griən lintn. (Von der grünen Linde.)

Biə wriə ischt aûf dos scheanə diərndle.
Shi ziəchət aûsn (hinaus) *ûntr dai griənə lintn.*
Shi kompət (kämmt) *shi, shi schtrâlət shi.*
Atôbm (droben) *do shingət a scheandr wêgl* (Vogel):
„*Lai komp di, lai schtrâl di, scheanəs diərndle,*
Dû brscht shainən (wirst sein) *a scheanai praût,*
A scheanai praût, a toadisch praût (eine todte Braut)!“
Shi ziəchət inin (hinein) *zə dr mûətr:*
„*O mûətr, mûətr, liəbai mûətr,*
Biə's miər lai waintlain huərtə (sehr hart) *ischt!*“
„*O tôchtr, o tôchtr, dû liəbai tôchtr,*
Shô ziəch dû aûsn in də komrə,
Awoar hent nôch drai loibə proat (Laibe Brot),
Shô kôscht wôn jêdn loib a beank (wenig),
Es brt diər, tôchtr, pesr (besser) *shain.*“
„*O mûətr, o mûətr, liəbai mûətr,*
'S bil (es will) *miər nisch pesr shain.*“
„*Tôchtr, tôchtr, dû liəbai tôchtr,*
Shô ziəch dû aûsn in bainkaudr (Weinkeller),
Awoar hent drai wasr bain (Fässer Wein).
Kôschtû wôn jêdn wosə (Fasse) *a beank,*
Es brt diər, tôchtr, pesr shain.“

„O mûətr, o mûətr, liəbai mûətr,
'S bil miər nisch pesr shain."
„Tôchtr, tôchtr, dû liəbai tôchtr,
Shô ziəch dû aûhin (hinauf) *in də hoachə komrə,*
Leg di aûhin aûf dain petle bais (weißes Bett),
Shô zint diər uən sheksch (sechs) *kêrzn gəliəcht,*
Zə kôpfə zbeanə (zwei), *zə wiəsn* (Füßen) *zbeanə,*
An jêdr shaitn oinai â (auch eine)."
Hin ischt kâm dar praitigom.
Schean gaignt də scheanən gaigarlain,
Drôbm do shingət dar scheanə wêgl (Vogel):
„Lai gaigət, lai gaigət, iər gaigarlain,
Iər brt hûbm (haben) *a scheanai praût,*
A scheanai praût, a toadisch praût!"
Drzîrn (erzürnen) *tûət shi dar praitigom,*
Ar schiəsət uhar (herab) *dan scheanən wêgl:*
„Də wêglə shôltn shingn ondrə dingr."
Ar wiərət (führt) *shə inin zan roatschaiblain* (rothen, runden)
Ar buərtət (wartet) *lai a kloinai bailə:* *tischə;*
„Bu ischt hin main scheanai praût?"
„Dain scheanai praût ischt ûm kiələs bosr (Wasser)."
Ar buərtət bîdr a kloinai bailə.
„Dain scheanai praût ischt in an hoachn komrə."
Ar ziəchət aûhin in dai hoachə komrə,
Shain scheanai praût, dai ischt schôn toat.
Ar wołət (fällt) *hin îbr shain scheanə praût.*
'S bârônt in oindr nûə (in einem Nu) *zboi laichn.*
Shai pəgrûbənt (begraben) *shə hin zan kîrchlain bais,*
An jêdr shaitn pəgrûbənt shai oins.
Aûs imon (ihm) *ischt gəbokschən a roatai roashə,*
Aûs îr ischt gəbokschən a gâlai roashə (gelbe Rose).
Shai bokschənt an kîrchlain ans oart (Ende).
Biə shai an kîrchlain ans oart hent,
Hont shai shi inanondr gəwosət (umfasst),
Biə zboi scheanai liəbai tûənt.
Dos hent (sind) *im himl zboi praûtlaitə.*

Petschauer in Göttenitz.

81. Dai kôlshbuərzə ompschl (Amsel).



Bôl dört do schteat schean êbmdər pôdn. 1
In dər mitn do schteat a hêshlschtaúdə (Haselstaude),
Shi ischt əs êbm wôlə (voll) *wêgəlain.*
In dar mitn shizət kôlshbuərzai ompschl.
Shi shingət ùnt pfaifət aus (alles) *shô scheanə.* 5
Ùnd wîr (vorüber) *do ziəchət an autr* (alter) *mon:*
„*Bai* (warum) *shingəscht ùnt pfaifəscht dù aus shô schean?*“
„*Bai shôl i's miər et* (nicht) *scheanə shingən,*
I hon əs hintr miər drai lantər (Länder),
In an jêdn lontə hon i a liəbai schean, 10
A jêdrai liəbai hot a jùngən shûn.
Ùnt biə də shînə (Söhne) *aùfbokschən brnt,*
I brt shə gâbm in də schùələ bais.
Shai brnt əs shainən (sein) *drai schùəlarlain* (Schüler),
Drai schùəlarlain, drai schtodentlain jùnk. 15
Dai earschtə meschə shai lêshn brnt,
Shai brnt shə lêshn wrn wuətr (für den Vater) *îr.*
Dai zboitə meschə shai lêshn brnt,
Shai brnt shə lêshn wr də mùətr îr.
Dai dritə meschə shai lêshn brnt, 20
Shai brnt shə lêshn wr dai gonzə wraintschoft.“
(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.

---

82. A Jâgrliədle.

Es geat a jâgr bôl jûgən 1
Drai wiərtlschtùndn woarn tûgə (vor Tage).
Ùnt imon pəgêgnət a diərndle,
Mit shomət (Sammt) *ùnt tofət* (Tafft) *is' uəngəkloidət.*

5 *Dər jâgr tûət əs wrûgən* (fragen),
Bil's imon haufən (helfen) *jûgən*
A hîris ôdr a reach
In winschtrn griənən baut (Wald).
Dos diərndle tûət mon (ihm) *glai shûgən:*
10 *„Hîrisə jûgən kon i's etc* (nicht);
Dan hibschən jâgr wrshûg i's (versag' ich's) *etc.*"
Ar nâmôt shə îbr də mitə
Ünt trûgət shə in shain shlûfhitə.
Shai shlûfənt painondr dai gonzə nocht
15 *Pis aúf dan helgəliəchtən tok.*
Dos diərndle shûgət ashô:
„Schtea aúf, schtea aúf, dû waûldr (fauler) *jâgr,*
Də hîrisə geant dər schôn entgêgn,
Ünt jûnkwrâ pin i's nôch."
20 *Zîrn* (zürnen) *tûət shi dər jâgr,*
Ar bil dos diərndle drschiəsn.
'S diərndle tûət'n schean pâtən (bitten),
Ar shôl mon (ihm) *dos lâbm nôch schenkən*
Bôl in winschtrn griənən baudə.
25 *Dər jâgr, dar tûət shi nochdenkən,*
Ar bil mon's lâbm nôch schenkən.

Perz in Kummerdorf.

---

83. O main schozl.

1 *Ben i schmoarônsch* (des Morgens) *wriə aúfschtean,*
Trit i aûsn af main tîr (vor die Thür).
Wôn baitn (weiten) *shîch i's schozl schtean*
Mit a griənən peschlain (Strauß).
5 *„Scheanschtr schoz, wrluəs mi et* (verlass mich nicht),
Dos pit i di wôn harzn!
Schean pin i et, raich a net,
Dos mûəscht dû shaubəscht besn (selbst wissen).
Də laitə hent wausch (falsch), *shai rêdənt wîl.*
10 *Ben dû dos aus* (alles) *glâbəscht,*
Shô kâm br et zəmondr (kommen wir nicht zusammen)*!*"

Perz in Lichtenbach.

Liebesliedchen.

84.

1. *A liədle bil i shingən,*
Jêdrai diərn brt shi grîm (grämen).
Liəbr main pûə,
I hon koin rûə.
2. *Kâm* (kaum) *pin i ochzən juər,*
Main pûə gait mr (gibt mir) *koin rûə.*
Liəbr main pûə,
Buəs (was) *gaischt koin rûə?*
3. *Pûəbm hent huərtə* (sind hart) *zə liəbm,*
Bail shai lai diərnlain pətriəbmt (betrüben).
Pis ins grop
Ischt koin rûə.
4. *Dos earschtə bâr* (wäre) *a rincəlain,*
Dos zboitə bâr a hîdrlain (Tuch).
Pûə lebe bôl,
Wrgis mi et! Schröer, 424.

In Strophe 4, 1 f. sind die üblichen Hochzeitsgeschenke gemeint.

85.

„*Mainə bangəlain hent* (sind) *roashənroat,*
Ich liəb dich pis in dən toat.
Mainə zandəlain hent bais biə poin (Bein),
Liəb ich dich gonz aloin.
Mainə âgəlain hent kôlshbuərz,
Ich liəb dich main taûshntschoz.
Shlûfəscht dû ôdr bochəscht dû?“
„*Ich shlûf et* (nicht), *ich pin schôn kronk,*
Ich brt et lâbm (leben) *lonk.*
Schik əs miər an priəschtar gəshbint,
Lai brt ich pesr shain.
Dos grop ischt schon aûsgəhaût,
Hob schon hinain gəschaût;
Drain lîgət oin groasr schtoin,
Draûf mûəs gəschrîbm shain,
Das biər zboi liəbai shain!“

Schröer, 424 f.

86.

Dòrt schteanòt oin scheandr guərtə
Mit roushn uəngəshân (angesäet).
Atinə schpozîrt oin jünkwrâ.
Zə îr kâmòt dar liəbə,
Dar liəbə, dar oinzigə.
Shi roichət imon a peschle (Sträußchen)
Wòn roinschtən roshmarin.
Ar tet's alai (nur) *uənschâgn,*
In də hentə nâmòt ar's;
„I hon â a scheanai, a liəbai,
In baisar (weißer) *Karlstadt.“*
„Ai liəbr, ben kiməscht dû bîdr
Ůnt as (dass) *dû mi brscht nâm* (wirst nehmen)*?“*
„Atîdn (unten) *im Mettlingar pòdn,*
Do schteanòt a lintlain griən.
Ůnt ben lai otə eschtə (Äste)
Zənondr roichn brut,
Dan do kim i bîdr,
Ůnt as i di brt nâm.
I hon â a scheanai, a liəbai,
Pai dar baisn Karlstadt.
Dai ischt miər jo wîl liəbr,
Dan shilbr ünt dos gòlt.“ — —

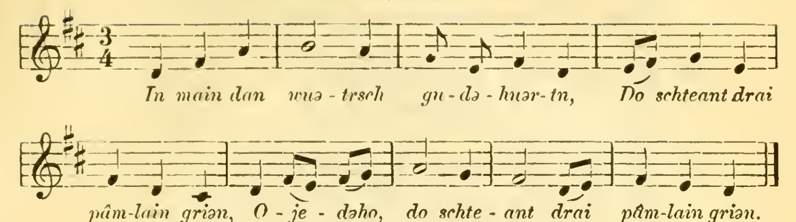
Schröer, 425 f. Bruchstück.

87.

Harzle kear di (änd're dich),
Loit (Leid) *zrprich di.*
Liəbai lai mâr (melde) *di,*
Bo dû pischt.
Ben i a würt (fort),
Shò longə lâbait (lebte)
Pis i schtârbait.
Bo gean i otr hin,
Ben i toat pin?

Tomitsch in Maierle.

88. Jungbrunnen.



1. *In main dan wuətrsch* (Vaters) *gudəhuərtən* (Garten),
Do schteant drai pâmlain (Bäumchen) *griən,*
Ojedəho, do schteant drai pâmlain griən.

2. *Dos earschtə pâmle trudəhûgət* (trägt),
Dos trûgət môschkətəlain (Muscaten),
Ojedəho, dos trûgət môschkətəlain.

3. *Lai bear də môschketlain bil klaûbm,*
Dar mûəs guər wriə (früh) *aûf shain,*
Ojèdəho, dar mûəs guər wriə aûf shain.

4. *Ich ùnt main dar liədəhiəbə* (Liebste)
Biər babm (werden) *wriə aûf shain,*
Ojedəho, biər babm wriə aûf shain.

5. *Dos zboitə pâmle trudəhûgət,*
Dos trûgət nâgəlain (Näglein),
Ojedəho, dos trûgət nâgəlain.

6. *Lai bear də nâgəlain bil prachən* (brechen),
Dar mûəs guər wriə aûf shain,
Ojedəho, dar mûəs guər wriə aûf shain.

7. *Ich ùnt main dar liədəhiəbə,*
Biər babm wriə aûf shain,
Ojedəho, biər babm wriə aûf shain.

8. *Dos dritə pâmle trudəhûgət,*
Dos trûgət wrgisnichtmain,
Ojedəho, dos trûgət wrgisnichtmain.

9. *Lai bear dos wrgismainnicht bil prachən,*
Dar (u. s. w. wie Strophe 3).

10. *Ich ünt main dar liədəhiəbə,*
Biər (u. s. w. wie Strophe 4).

11. *In main dan wuətrsch gudəhuərtən,*
Do schteat a bainkaudr (Weinkeller),
Ojedəho, do schteat a kainkaudr.

12. *Ünd in dan kaudr schteadəheanənt,*
Do schteant drai wasr bain (Fässer Wein),
Ojedəho, do schteant drai wasr bain.

13. *Lai bear dan bain bil trinkən,*
Dar (u. s. w. wie Strophe 3).

14. *Ich ünt main dar liədəhiəbə,*
Biər (u. s. w. wie Strophe 4).

15. *In main dan wuətrsch gudəhuərtən,*
Do schteat a koschtə nai (Kasten neu),
Ojedəho, do schteat a koschtə nai.

16. *Ünt in dan naiən kodəhoschtən,*
Do ischt a güldaindr schrain,
Ojedəho, do ischt a güldaindr schrain.

17. *Atin dan güldain schraidəhainə,*
Do ischt shain harzle ünt dos main,
Ojedəho, do ischt shain harzle ünt dos main.

18. *Lai bear dos harzle bil hudəhübm* (haben),
Dar (u. s. w. wie Strophe 3).

19. *Ich ünt main dar liədəhiəbə,*
Biər (u. s. w. wie Strophe 4).

20. *In main dan wuətrsch gudəhuərtən,*
Do schmaist (fließt) *a prinle kiəl,*
Ojedəho, do schmaist a prinle kiəl.

21. *Bear aùs dan prinlain bil tridəhinkən* (trinken),
Brt (wird) *jùnk ùnt nimər aut* (alt),
Ojedəho, brt jùnk ùnt nimər aut.
22. *Ich ùnt main dar liədəhiəbə,*
Biər (u. s. w. wie Strophe 4).
23. *Babm* (werden) *aùs dan prinlain tridəhinkən,*
Babm jùnk ùnt nimər aut,
Ojedəho, babm jùnk ùnt nimər aut.
24. *An êndr shaitn Shadəhâgən* (jenseits der Save),
Do wanlt (weht) *a kiəlr bint,*
Ojedəho, do wanlt a kiəlr bint.
25. *Ar wanlt zənondr zboi liədəhiəbai,*
Bêlə (welche) *painondr beln* (wollen) *shain,*
Ojedəho, bêlə painondr beln shain.
26. *Ich ùnt main dar liədəhiəbə,*
Biər beln painondr shain,
Ojedəho, biər beln painondr shain.

Perz in Lichtenbach.

Eine zweite Fassung von Tomitsch in Obermösel enthält die Strophen 1—7 und darauf als Schluss-Strophe: *Dar dritə trûgət wrîd* (Friede) *ùnt ainikait. Nar ich ùnt main dar liəbə, Biər hûbm jo wrîd ùnt ainikait.* — In das Schlusswort der ersten Zeile jeder Strophe wird *dəh* als Füllsel eingeschoben.

---

89. Recrùtnliət.

1. *Də roashn, diə pliənənt* (blühen) *in guərtn* (Garten),
Sôlduətən morschiərənt ins hêr.
Ùnd biə shai ins waut (Feld) *hent* (sind) *gəkomən,*
Shai denkənt glaich bîdr zərik.
2. *Ùnd biə shai zərik hent gəkomən,*
Kloins medichle schteat af dər tîr:
„Griəs gôt, griəs gôt, dù wainai (feine),
Wôn harzən gəwołəscht dù miər!“
3. *„Buəs nùzət mir dain gəwołən,*
Ich hon jo schôn lengischt a mon,
A hipschən, a scheanən, a prâwən,
Dar mi dərhautən (erhalten) *kon.“*

4. *Buəs nimət ar aùs shainər toschən?*
A pechar mit routən bain (Wein):
„Dos babm (werden) *biər poidai* (beide) *aùstrinkən,*
Dos brt inshər obschid shain!“

5. *Buəs nimət ar aùs shainər schoidən?*
A mesr mit schuərfr schpiz;
Ar schtekət îrs mesr ins harzə,
Dos plûət ischt gêgn himl gəschprizt.

6. *„Ach gôt, ach gôt, biə pitr,*
Biə pitr ischt dôch dar toat!“
Ben a diərndle zbean pûəbm tûət liəbm,
Dos tûət jo shcltən a gûət.
Dan oin mûəs shi wrluəsn (verlassen),
Shischtn (sonst) *kôschtəts îr aigənəs plûət.*
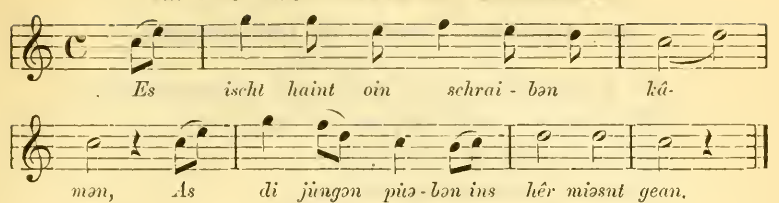
Perz in Lichtenbach. Ganz schriftdeutsch bei Elze, 34.

90. Wón dən griən mairuən (Majoran).

1 *„Liəbai, liəbai, pint mr a peschle* (Sträußchen),
A peschle wôn mairuən!“
„Biə bil i diər's pintn, biə bil i diər's pintn,
Ben mr də zâchrlain (Zähren) *ûwn* (herab) *geant?*
5 *Laibór* (doch), *laibór, bil i diər's pintn,*
Mit shbuərzr shaidə brt's shain gəpûntn.
Af dain hûət brt's shain gəschtekət
Mit a shilbrain schteknâdəlain,
As (dass) *di brnt shâchən, as di brnt shâchən* (sehen),
10 *Də taitschən diərndlain shâchn brnt.*
Shô nîdr, shô nîdr, hoachəs parglain,
Hêw di, hêw di, tiəfəs tol,
As i brt shâchən, as i brt shâchən,
Bo main harzliəbschtr morschiərn tûət!“

Tomitsch in Obermösel. Gedruckt bei Gehre, 55 f.

91. Die zwei Lieben im Krainerland.



1. *Es ischt haint oin schraibən kâmən* (gekommen),
   As di jüngən püəbən in's hêr miəsnt gean.

2. *Es hot oindr a scheanai, a liəbai,*
   Mit imon belöt (wollte) *shi geanən.*

3. *|: „Shô plaib, dû liəbai, in Kroinlont!“ :|*

4. *„In Kroinlont plaib i ete* (nicht),
   Mit diər gean i laibòr (doch)*!“*

5. *„Bu brscht dû, liəbai, lai denòr* (dann) *hingean,*
   Ben i in's waiər (Feuer) *brt geanən?“*

6. *„Ben dû ins waiər brscht geanən,*
   Pai dər shaitən brt i diər schteanən!“

7. *„Bu brscht dû, liəbai, lai denòr hingəan,*
   Ben mich dai kûgəl brt trafm?

8. *„Ben dich, liəbər, dai kûgəl brt trafm,*
   Main harzle miər brt upraschtən (bersten).*“*

9. *„Bu brscht dû, liəbai, lai denòr hingean,*
   Ben i an də shaitə (zur Seite) *brt woɫən* (fallen)*?“*

10. *„Ben dû, liəbər, an də shaitə brscht woɫən,*
    Koin ondrər brt miər gəwoɫ (gefallen)*!“*

11. *„Bu brscht dû, liəbai, lai denòr hingean,*
    Ben dai trûməl mich aûs brt paicən (trommeln)*?“*

12. *„Ben dai trûməl dich aûs brt paicən,*
    Də glôcn mich brnt aûslaitən!“

Schröer, 211 f.

Für *„trûməl“* 11, 1 und 12, 1 steht auch *paicə* (Pauke).

91[a]. Die zwei Lieben im Krainerland.

1 *In Kroinarlontə hent* (sind) *zboi scheanai liəbai,*
Diə oins dos ondr shò gearn hont gəhot.
In's hêr ischt ar wrschrîbən,
In's hêr mûəs ar morschiərən.
5 *„Liəbr, liəbr, liəbr main,*
Luəs mi â mit diər morschiərn!“
„Biə bilscht dù mit miər gean?
I kriəg in tûgə wenf kraizarə gaut (Geld).“
„O nisch, o nisch, dù liəbr main,
10 *In's bîrtshaùsch babr* (werden wir) *geanən,*
A mâsle bain babr trinkən,
Ům a kraizar proat babr asn.“
„Liəbai, liəbai, liəbai main,
Bu brscht dù denòr shain,
15 *Ben mi də kûgl brt trafən?“*
„Ben di də kûgl brt trafən,
Do brt mr's harzle upraschtən!“
„Liəbai, liəbai, liəbai main,
Bu brscht dù denòr shain,
20 *Ben i an də shaitə brt wołən* (fallen)?“
„Ben dù an də shaitə brscht wołən,
Do brt mr a ondrər gəwoł (gefallen)!“

Tomitsch in Obermösel.

---

92. Bear brt di treaschtn?

1. *„Bear* (wer) *brt di, liəbai, â nòch treaschtn* (trösten),
Ben i shò bait (weit) *wôn diər brt shain,*
Oin ondərs mêdichlain brt liəbm?“
„Mich brnt treaschtn oł də reashəlain (Blumen),
Lai bêlə im waudə (Felde) *bokschən tùənt.*
I brt miər kâfm a naiəs shangaishle (Sense),
|: As i də reashəlain ushnaidən brt.“ :|

2. „*Bear brt di, liəbai, â nòch treaschtn,*
Ben i shò bait wòn diər brt shain,
Oin ondərs mêdichlain brt liəbm?“
„*Mich brnt treaschtn oł də wêgəlain,*
Lai bêlə im baudə (Wald) *ùmə wliəchn tùənt.*
I brt miər kâfm a naiəs pikschəlain (Büchse),
|: *As i də wêgəlain drschiəsən brt.*“ :|

3. „*Bear brt di, liəbai, â nòch treaschtn,*
Ben i shò bait wòn diər brt shain,
Oin ondərs mêdichlain brt liəbm?“
„*Mi brnt treaschtn oł də wischəlain* (Fischlein),
Lai bêlə im bosr ùmə shbimən tùənt.
I brt miər kâfm a naiəs nezəlain,
|: *As i də wischlain ołə inwûchən* (einfangen) *brt.*“ :|

4. „*Bear brt di, liəbai, â nòch treaschtn,*
Ben i shò bait wòn diər brt shain,
Oin ondərs mêdichlain brt liəbm?“
|: „*Mi brt treaschtn main Jêshischlain,*
Dar himl ùnt eardə drschofm hot!“ :|

Perz in Lichtenbach.

---

93. Dai shbuərzə ompschl ùnt dai pisatə schpachtə (Specht).

„*Buəs hoscht dù dr zùəgərichtn, dù shbuərzai ompschl,* 1
Dù shbuərzai ompschl, wr dan kautn (kalten) *bintr?*“
„*I hon mr zùəgərichtn dos roatə pêrle* (rothe Beere),
Dos roatə pêrle ùnt's shbuərzə.“
„*Dù brscht wrdarbm pai dan roatn pêrlain,* 5
Pai dan roatn pêrlain ùnt pai dan shbuərzn.“
Nùə schprichət dai shbuərzə ompschlə:
„*Buəs hoscht dù zùəgərichtn, dù pisatai* (bunter) *schpachtə,*
Dù pisatai schpachtə wr dan kautn bintr?“
„*I hon mr zùəgərichtn dan roatn boizə* (Weizen), 10
Dan roatn boizə ùnt dan baisn hîrshə.
I hon in pəhautn (aufbewahrt) *in dər laitə koschtə.*“

„*Dú brscht et asn, bən dú brscht beln* (wollen).
Dú brscht denór (dann) *asn, ben də laitə brnt beln.*"
15 „*Bu hoscht dú diər hingəpetət dú shbuərzai ompschlə?*"
„*I hon mr hingəpetət* (gebettet) *úntr a hôlai púəchə* (Buche)."
„*Bu hoscht dú diər hingəpetət dú pisatai schpachtə?*"
„*I hon mr hingəpetət úntr a hôlai schtoinbont* (Steinwand)."
Núə schprichət dai shbuərzə ompschlə:
20 „*Ben brt kâm dar buərmə* (warme) *longis* (Lenz),
Kiməscht dú mi gean zə bekn (wecken)."
Úmar ischt kâm dar buərmə longis,
Aúsn núə wliəchət dai shbuərzə ompschl,
Shi wliəchət ahin zə dar hôlən schtoinbont.
25 „*Núə aúsar, núə aúsar, dú pisatai schpachtə,*
Dar buərmə longis ischt schôn dúdo (da)!"
„*I pritsch* (kämpfe) *mi am peschtn aninə* (herinnen) *mitn toadə.*
I hon gəshoit (gesagt), *dú brscht wrdarbm,*
Pai dan roatn pêrlain únt pai dan shbuərzn;
30 *Núə pin ich wrdoarbm paim roatn boizn,*
Paim roatn boizn únt baisn hîrshə."
Núə schprichət dai shbuərzə ompschl:
„*Hon i diər et heant* (nicht vorher) *gəshoit,*
As dú et brscht asn, ben dú brscht beln,
35 *As dú brscht asn, ben də laitə brnt beln?*"
Únt wrdoarbm ischt dai pisatə schpachtə.

Petschauer in Göttenitz.

---

94. Dər Cúcə.

1 *Biə wriə ischt aúf dər cúcə* (Kuckuck),
Cúcú.
Ar schteanót schmoarónsch guər wriə aúf,
Ar bekət aúf dai múətr shain:
„*Schteat aúf, schteat aúf, o múətr main,*
5 *Geat, köchət miər dan woarmais* (Frühstück).
I hon əs haitə bait (weit) *zə gean,*
Bait zə gean, in's Nîdrlont,
In's Nîdrlont únt zar liəbm main!"
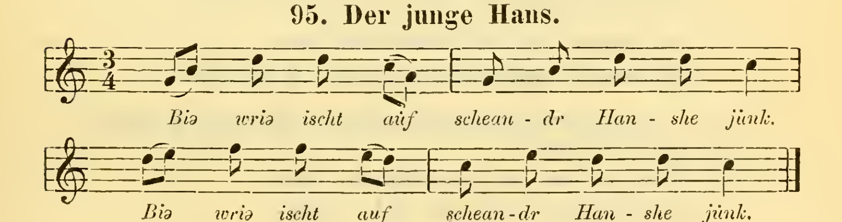
Aûf ischt gəschteanən dai mûətr shain;
Shi köchət imon dan woarmais schean, 10
Dan woarmais schean, də jaishə (Mittagmahl) *â.*
Ar wliəchət ahin in's Nîdrlont,
In's Nîdrlont zar liəbm shain.
Ben ar obr hin ischt kâm,
Klökət (klopft) *ar paim wanschtr aən:* 15
„Ischt main dai liəbə ahoimə (daheim)*?“*
„Dai liəbə dain ischt et ahoimə.
Shi ischt in roashənguərtən,
Shi prichət îr də reashlain gəliəcht.“
„Zbai (wozu) *hent îr də reashlain gəliəcht?“* 20
„Shi brt haint də kranzlain pintən,
Shi geat diər moarn zə kônə (Trauung)
Mit îr dan nekschtən, dan liəbm.“
„Bear ischt îr dar nekschtə, dar liəbə?“
„Dar nânischtə gəmoinar (der nächste Nachbar).*“* 25
Biə loidik (traurig) *bârôt dər cûcə!*
Ar wliəchət bîdr hintrshich.
Paim bâgə do ischt oin haischôbr;
Ar shizət hin aûfn haischôbr.
Biə loidik bârôt dər cûcə: 30
„O liəbai, liəbai, liəbai main!“
Ünt toat do bârôt dər cûcə.
Cûcû.

(Nach jedem Vers wird *cûcû* gesungen. Gewöhnlich wird dem Lied folgender gesprochener Satz hinzugefügt: *„Ünt shait dar zait cûcət koin cûcə mear, biə ar an earschtən haischôbr shîchət.“*

Schröer, 414 f.

---

95. Der junge Hans.



1. |: *Biə wriə ischt aúf scheandr Hanshe jünk?* :|

2. |: *Lai biə ar schmoarönsch guər wriə aúfschteat,* :|

3. |: *Ar bekət aúf də müətr shain:* :|

4. |: *„Nüə aúf, nüə aúf, müətr liəbai main,* :|

5. *Geat, köchət miər in woarmais* (Frühstück) *schean,*
In woarmais schean, də jaishn (Mittagessen) *dəpai!*

6. *I gean shə shüəchn mainə barwarlain* (Werber),
Mainə barwarlain, wenfhündərt mon.

7. |: *Wenfhündərt mon, aus* (alles) *raitarə.“* :|

8. *Shi köchət imon in woarmais schean,*
In woarmais schean, də jaishn dəpai.

9. |: *Shai raitənt ahin aúf Loiboch bais.* :|

10. *Də earschtn rôsch* (Rosse) *hent grûbai* (graue) *rôsch,*
Lai, grûbai rôsch ünt grûbəs kloidr.

11. *Də zboitən rôsch hent shbuərzai rôsch,*
Lai, shbuərzai rôsch ünt shbuərzəs kloidr.

12. *Də dritn rôsch hent roatai rôsch,*
Lai roatai rôsch ünt roatəs kloidr.

13. *Də leschtən rôsch hent baisai rôsch,*
Lai baisai rôsch ünt baisəs kloidr.

14. |: *Mit dan* (denen) *do raitət dər Hanshe jünk.* :|

15. |: *Ünt biə shai obr hin hent kâm,* :|

16. *In dar gonzən schtot ischt koin liəchtle mear,*
Lai pai shain dar liəbm do prinənt drai.

17. *Ar klöpfət obr shô wraindlich uən,*
Ünt aúsar schâgət (schaut) *dai liəbə shain.*

18. |: *„Lai bear* (wer) *ischt haint nöch shô schpuət awoar?“* :|

19. *„Ünt ich pin do, dər Hanshe jünk,*
Dər Hanshe jünk, dar liəbə dain,

20. *Dar liəbə dain mit wenfhündrt mon,*
Wenfhündrt mon, dainə barwarlain.

21. *„Shò rek miər, liəbai, dain baisə hont!“*
Shi rekət imon dos kozəntazle (Katzentatze).

22. *Drzîrn tüət shi dər Hanshe jünk:*
„Shò lek mi liəbai prâf in . . . .!“

23. *„Gea hintrshi* (zurück), *gea hintrshi, scheandr Hanshe jünk,*
Dainə kinschtə (Künste) *pin i schòn longə shot* (satt).“

24. *|: „Wrisch aüf, wrisch aüf, mainə barwarlain, :|*

25. *Biər geabm's* (gehen) *ahin af Obrkroin,*
Af Obrkroin zur liəbm main.

26. *|: Dòrt hot a kînik* (König) *drai teachtrlain, :|*

27. *Dai êltischtə et, dai jingischtə et,*
Dai mitr, dai ischt deschglaichə main.“

28. *Ünt biə shai obr hin hent kûm,*
Ar klòpfət obr shò wraindlich uən.

29. *Ünt aüsar schâgət dai liəbə shain:*

30. *„Lai bear ischt haint nòch shò schpuət awoar?“*

31. *„Ünd ich pin do, dər Hanshe jünk,*
Dər Hanshe jünk, dar liəbə dain,

32. *Dar liəbə dain mit wenfhündrt mon,*
Mit wenfhündrt mon, dainə barwarlain.“

33. *|: Shi mochət aüf mit baisr hont. :|*

34. *Ar wosət shə ümar üm baisən hausch* (Hals),
Ar haushət shə ünt püschət (küsst) *shə.*

35. *„Ünt i pin dain ünt dü pischt main,*
Es kon ünt mog et mear ondrsch shain.

Perz in Lichtenbach.

95[a]. Hanshl jùnk.

1 *Biə wriə ischt aùf dər Hanshl jùnk.*
Ar ziəchət ahin af Obrkroin.
Lai biə ar aùhin ischt kâm,
Klòpfət ar uən aus wanschtrle:
5 *„Shò moch miər aùf, dù liəbai main!“*
„Lai bear ischt haint shò schpuətə awoar?“
„I pin do dər Hanshl jùnk,
Shò rek miər liəbai, dain baisai hont!“
Shi rekət imon a koznprazle (Katzenpfote).
10 *Ar ziəchət ahin af Obrloiboch,*
Dòrt hot ar nòch a liəbai:
„Moch aùf dù liəbai main!“
„I moch et aùf, i luəs et ain,
I hon haint schòn zbeanə pai miər.“
15 *Biə loidik* (traurig) *bâr dər Hanshl jùnk!*

Petschauer in Göttenitz.
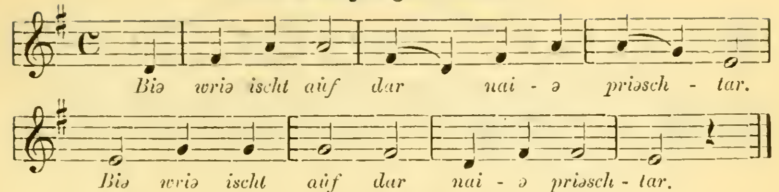
---

96. Vom Geigerlein.

1 *Es bâr a bintschigəs* (winziges) *gaigarle,*
Es geanòt ahin zən helətoarə (Höllenthor),
Dòrt gaigət's shîbm gonzai juər,
Shîbm gonzai juər ùnt shîbm tûgə:
5 *„Nùə aùwar* (herauf), *nùə aùwar, nùə aùwar,*
Wuətr, mùətr ùnt shbeschtr main!“
Ùnt biə shai aùwar hent kâm,
Hont shai hintrshi gəschâgət (zurückgeschaut):
„Aù, biə ischt nùə a groasr ploz lâr (leer),
10 *Bu biər drai atin shaibm* (sind) *gəbân* (gewesen).“
Drzîrn tùət shi dos gaigarle.
Ar gâbòt dər shbeschtr a schtoas,
As shi ischt gəwlòchn dər hel am pòdn.
„Nùə pruət (brate) *ùnt pren dù imr ùnt eabik,*
15 *Ben dr's loid ischt gəbân ùm dan ploz.“*

Perz in Lichtenbach.

---

97. Der junge Priester.



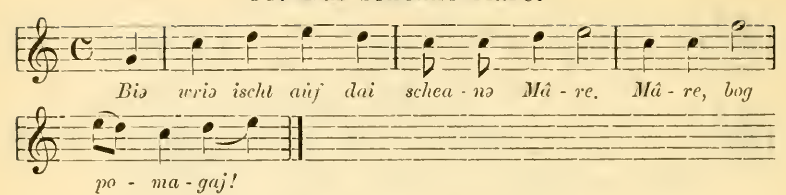
Biə wriə ischt aúf dar naiə priəschtar. 1
Ar schteanôt schmoarônsch guər wriə aúf,
Ar bekət aúf shain wuətr únt múətr:
„Núə aúf, núə aúf, main wuətr únt múətr,
Geat, shúəchət miər də zbelf koplandr (Kapläne)*:* 5
Drai woar maindr, drai noch maindr,
Drai pai maindr rachtən shaitən,
Drai pai maindr tanen (linken) *shaitən,*
As (dass) *shai mi wiərənt* (führen) *zən kîrchlain bais,*
Draimol úmar úms kîrchle, 10
Lai úms kîrchle únt inin drin (hinein)*!“*
Pəhent bârn aúf shain wuətr únt múətr.
Shai geant shúəchn də zbelf koplandr.
Shai wiərənt in hin zan woadrn autar (Hauptaltar).
Ar hêwət uən, ar lêshət meschə. 15
An earschtən bâg (mal) *ar shi hintrshi kearət,*
Aúf mitr kîrchən schteat shain dai liəbə.
An zboitən bâg ar shi hintrshi kearət,
Únt shain dai liəbə ischt schôn drploichət (erbleicht).
An dritn bâg ar shi hintrshi kearət, 20
Únt shi ischt schônə gəgúmachtət (ohnmächtig).
Ashôdo schprichət dar júngə priəschtar:
„Et glâbət (glaubt nicht)*, et glâbət, iər júngən diərnə*
Hetain (solchen) *púəbm, bêlə schtodentn hent* (sind).
A mandrain harzə ischt biə aishnaində pentr (Eisenbänder), 25
A baibrain harzə ischt biə an aischplatle (Eisplatte).
Pəgrûbət miər shə glaich woar də kîrchtîr,
Lai bu i ołə moarn îbr shai brt gean,
Bu i ołə moarn an shai brt gədenkn!“

(Jede Zeile wird wiederholt.)

Perz in Kummerdorf.

---

98. Dai scheane Mâre.



1. *Biə wriə ischt aŭf dai scheanə Mâre.*
   Mâre, bog pomagaj (Gott helf' uns)*!*

2. *Shi lêgət shi guər scheanai uən.*
   Mâre, bog pomagaj!
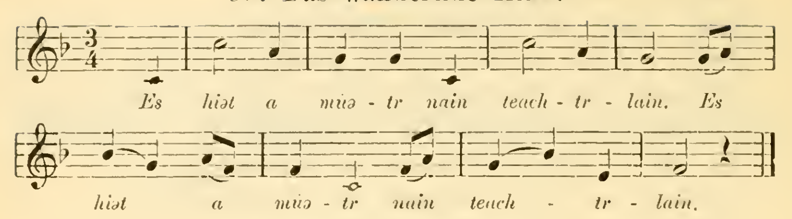
Shi geanôt jâtən aŭf îr okr.
Shô do schprichət scheanai Mâre:
5 *„S' ischt miər ołə moarn dər tâb* (Thau) *ugəkêrət* (abgekehrt).
Bôlt (wollte) *gôt, əs bâr main dar liəbə,*
Dar miər hot main tâb ugəkêrət.“
Shi shezət shi nîdr, wrnopfaizət (geschlummert) *hot shi,*
Ŭnt in schoasə do kraichət dai longə shlongə.
10 *Drbochət ischt dai scheanə Mâre,*
Drklŭpfət (erschrocken) *ischt dai scheanə Mâre.*
Shô do schprichət dai longə shlongə:
„Buəs dŭ 'scht (hast) *gəbŭnschən, dos shôlscht dŭ hûbm!*
Dŭ mŭəscht mi hairotn, dŭ scheanai Mâre.
15 *Heant* (ehe) *dŭ brscht aŭsziəchn dainə praŭtnkloidr,*
Nôch heant brt i aŭsziəchn main câtschnlatschə (Schlangen-balg),
Ŭnt i brt shainən a scheandr jŭnkhear.
Main mŭətr 'scht gəgeanən dos woadr puər (im vordern Paar) *pain kraizə,*
Aŭs ischt shi gətrâtən zar hôlən pŭəchn (Buche),
20 *Ŭnt dôrt hot shi mi gəpoarən.*
Shi hot mi gəpôlət (geworfen) *in dai hôlə pŭəchə.*
Də bildn krozrâbm (Kratzreben) *hont mi gəwâschət* (gefatscht),
Dar kiələ bint hot mi gəbiəgət (gewiegt),
Dai longə shlongə hot mi gəshâgət (gesäugt).
25 *Nŭə hairot mi, hairot mi, dŭ scheanai Mâre!“*
Ashôdo (so) *schprichət dai scheanə Mâre:*

„Heant i hairot dai longə shlongə,
Liəbər gean i an shâglpâmə (Sägebaum),
Dar mit laûtər mesrn uən ischt gəschtekət!"
Shi hot nôt nûzə (noch nicht recht) *'s boart aûsgəruit* (ausge- 30
'S ischt schôn aûfgəbokschən dər shâglpâm, redet),
Ar ischt əs wôlə (voll) *mesrn uəngəschtekət.*
„Shô gea nûə aûf'n shâglpâm, dû scheanai Mâre!"
„Nôch heant i gean aûf'n shâglpâm,
Liəbər hairot i dai longə shlongə." 35
Shôdo schprichət dai longə shlongə:
„Ben biər babm (werden) *zr kônə* (Trauung) *gean,*
Dû brscht əs gean an schean êbəndr schtruəsən (Straße),
I brt kraichən an schtraûsôchə (Gestrüpp).
Nim dû a hontzischtle (Handkorb), *scheanai Mâre;* 40
Pai dər kîrchən tûəscht dû mich ins zischtle
Ünt prich diər aûsar a heshlain schislink (Haselschössling).
Ünt ben biər geabm ins petə bais,
Shô shlûg dû drai wêrtə (mal) *miər îbr də mitə,*
Ünt i brt əs shain a scheandr jûnkhear!" 45
Ünt ben shai hent kâm in's petə bais,
Shi shlûgət drai wêrtə də shlongə îbr də mitə,
Shi ischt gəbân a scheandr jûnkhear.
Pai îr rûcn (Rücken) *ischt gəlâgn də câtschənlatschə.*
Lai biə shai schmoarônsch wriə aûfschteant, 50
Ar geanôt shûəchn îr wuətr ûnt mûətr.
In lînən hoach schteat îr wuətr ûnt mûətr,
Wôn baitən do shâchənt shai a ritar raitən.
„Bôlt gôt, as əs bârôt inshr oidən (Eidam)*!"*
Ben (als) *ar obr hin zə in ischt kâm:* 55
„Griəs ai gôt, main wuətr ûnt mûətr!"
Shai hont əs nûə earscht hoachzait gəhot.
Mâre, bog pomagaj!

(Nach jedem Vers: *Mâre, bog pomagaj!*)

Perz in Lichtenbach.

99. Das wandernde Kind.



1 *Es hiət a müətr nain teachtrlain,*
Zan zéntən bârôt shi shbongrai (schwanger) *gəbân.*
Shi patət tok ünt nocht, as əs a piəble bâr (wäre).
Ben ümar ischt kâmən də zait ünt bailə,
5 *Shi hot gəpoarn a diərnle,*
Shi hot 's lon tâfm Mogreatizle (Margarethe),
Shi hot 's aüfgəzôchən shîbm gonzai juər.
Wôn gòt ischt kâmən a zedəle (Zettel),
As Mogreatizle müəs gean də barlt (Welt) *bòl ûb,*
10 *Də barlt bòl ûb, də barlt bòl aüs.*
Biə loidik bârôt Mogreatizle:
„Hoi, müətr, müətr, iər liəbai main,
Shò pochət (backt) *iər a zautle proat* (Laib Brot),
A zautle proat, a garschtain (Gersten) *proat.*
15 *Shò zətoiləts iər in zêchən toil,*
Wrlaicht brts kâm in Molantschizlaisch (Magdalenens) *toil.“*
Shi pochət schean a garschtain proat,
Shi zətoiləts schean in zêchən toil.
'S ischt bîdr kâm in Mogreatizlaisch toil.
20 *Ahin do ziəchət Mogreatizle*
Ünt noch do schraiət Molantschizle:
„Shò kear di, Greatle, a wuərt (einmal) *hintrshich,*
Də müətr dain ischt gəgümachtət (ohnmächtig)*!“*
„Sho shai shi gəgümachtət in gòtisch nûm,
25 *Lai hintrshich kear i mi nimərmear:*
I müəs əs gean də barlt bòl ûb,
Də barlt bòl ûb, də barlt bòl aüs!“

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Brunnsee.

100. Sinic Marko. (Söhnchen Marcus.)

„*Hoi, sinic Marko, bu' scht* (wo hast) *dû haint gəshlûfm?*“ 1
„*I hon gəshlûfm af dan hoachən parglain* (Berg),
Af dan hoachən parglain pai drai wremən baibrn (fremden Weibern);
Shai hont əs miər main harzle aûsar gənôm,
Shai hont əs miər main harzle gəpruətən (gebraten). 5
Dai oinə ischt gəbân (gewesen) *lai də mûətr main,*
Dai zboitə ischt gəbân lai də shbeschtr main,
Dai dritə ischt gəbân lai də shbêgrin main.“
„*Hoi, sinic Marko, buəs wrschofəscht dû dainər mûətr?*“
„*I wrschof mainr mûətr ûnt mainr shbeschtr* 10
Lai də helə an pôdn, də helə an pôdn (der Hölle Abgrund)!“
I wrschof mainr shbêgrin də eabigən wraidn (Freuden),
Bail (weil) *shi hot an mi afn parglain gəbêrət* (vertheidigt)!“

Perz in Lichtenbach.

---

101. Də moirarin (Meierin).

(Ein Wiegenlied.)

Biə wriə ischt aûf də moirarin. 1
Shi schteanôt schmoarônsch guər wriə aûf,
Shi shingət zə îr jûngən shûn:
„*Di grûwnsch* (des Grafen) *də giətr brnt oƚə dain shain!*“
Ûnt dos drhearət də grêwin jûnk, 5
Biə zoarnik bâr shi draûf,
Uən riəfət shi də loandiərn:
„*Pring ûmə, pring ûmə dər moirarin shûn,*
Ich bil diər gâbm a shaidain rôk,
Bêldr mich kôschtət wenfhûndrt gûldən!“ 10
Ûnt biə də diərn hin ischt kâm,
Do schprichət də diərn: „hoi moirarin,
Geat, shûəchət miər kiələs prûnbosr,
Ich bil aich biəgən (wiegen) *aiər jûngən shûn!*“
Ûnt aûsar hot shi gənôm ir mesrle 15
Ûnt schtekət 's in in kindəsch harzle;
Ûnt 's biəgle (Wiege) *ischt wûrt wôləs* (voll) *plûət.*

Də diərn, dai gəangôt pəhent aûs,
Ünt inin ischt kâm də moirarin.
20 *Îr jüngr shûn bâr schônə toat,*
Dər diərnə mesrle schtakət in shainəm harzle.
Biə hoisə boinət dai moirarin.
Ün dos drhearət dər grûwə (Graf) *jünk:*
„Hoi toarbartl (Thorwart), *dû liəbr main,*
25 *Gea ûhin* (hinab) *zər moirarin*
Ün wrûg (frag), *buəs îr wâłən* (fehlen) *tüət:*
Geat îr ûb dai wôchizə (Kuchen)
Ödr dar roatə bain?“
„Miər geat et ûb dai wôchizə,
30 *Miər geat et ûb dar roatə bain.*
Main jüngr shûn, dar ischt schôn toat,
Dər diərnə mesr im harzle schtakət!“
Ünt aûhin ischt kâm dər toarbartl,
Ashôdo schprichət dər toarbartl:
35 *„Hoi, grûwə* (Graf), *dû liəbr main,*
Dər moirarin shûn, dar ischt schôn toat,
Ünt ûmə hot in prûcht də diərn dain!“
Ünt hin ischt kâm dər grûwə jünk:
„Hoi diərn, hoi diərnə, liəbai main,
40 *Bai* (warum) *hoscht dû ûmə prûcht dər moirarin shûn?“*
„Hiət et (hätte es nicht), *hiət et, hear liəbr main,*
Dai wrâgə (Frau) *hot miər wrhoisən a shaidain rôk.“*
„Hoi wrâgə, hoi wrâgə, dû liəbai main,
Bêlai râzə (welche Ente) *drschiəsən biər haint?“*
45 *„Ho hear, ho hear, lai bêlai dû bilscht!“*
Drschôsən hot ar shainə baisə wrâ,
Gəhairotət hot ar də moirarin.

(Kehrreim ist: *Prûtai ninai, prûtai ninai.* Vgl. oben S. 130.)

Nach Rudesch gedruckt bei Schröer, 440 f.

III.

LIEDER ZU SITTE UND BRAUCH.

SCHERZ- UND KINDERLIEDER.

Nr. 102—168.
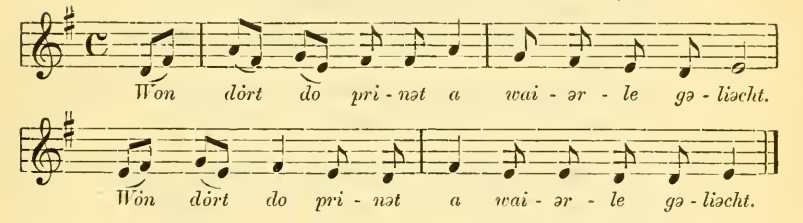


102. Neujahrswunsch.

Biər binschn a gliklichəs naiəs juər,
Dos autə (alte) *ischt guər* (zu Ende);
Wîl gûətə moarn (viel guten Morgen),
A koschtə wôl (Kasten voll) *koarn,*
A schtoł wôl rindr,
A schtûbə wôlai kindr,
A paitl wôl gaut (Beutel voll Geld),
A schtoinraichai praût.

Tomitsch in Obermösel.

---

103. A shûmitliədle (Sonnwendlied).



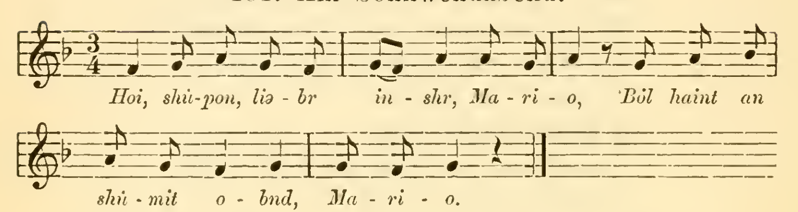
Wôn dòrt do prinət a waiərle gəliəcht (lichtes Feuer),
Dəpai do criəsət (unterhält das Feuer) *dai scheanə Mâre.*
Ünt wîr (vorüber) *do ziəchət a jüngr jünkhear:*
„*Shò luəs mi, Mâre, zə diər af'm criəs* (Johannisfeuer)*!*“
Shò criəsənt shai a kloinai bailə,
A kloinai bailə af mitai nocht (Mitternacht),
Af mitai nocht pis an gəliəchtən tok.
Shò do schprichət dai scheanə Mâre:
„*Nûə aûf, nûə aûf, dû jüngr jünkhear!*
Də wêgəlain shingənt ołə schòn shò schean.“
„*Shò shingən shai, lai biə shai belənt* (wollen).“
„*Nûə aûf, nûə aûf, dû jüngr jünkhear,*

Də reashlain pliənənt (blühen) *oɫə shò schean!“*
„Shò pliənən shai, lai biə shai belənt.
Bòl dain ùnt's main hent wrpliənət (verblüht)
Bòl haint in oinr mitərn criəsnocht!“

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Perz in Lichtenbach.

104. Am Sonnwendabend.



1. *„Hoi, shùpon* (Schultheiß), *liəbr inshr, Mario*
   Bòl haint an shùmitobnt, Mario

2. *Hoi, shùpon, liəbr inshr, Mario*
   Shò gait (gebt) *insch aiər jùnkhear, Mario*

3. *Biər geabm a moile* (Maibaum) *shùəchən!“ Mario*
   „I gib' ai's et main jùnkhear, Mario

4. *Ar ischt əs grailain* (gräulich) *miədə, Mario*
   Ar ischt earscht aùsn boɫdə kâm.“ Mario

5. *„Shò ischt ar grailain miədə, Mario*
   Shò pəhiət ai'n (euch ihn) *gòt dar liəbə! Mario*

6. *Hoi, shùpon, liəbr inshr, Mario*
   Shò gait insch aiər hokə (Hacke), *Mario*

7. *Biər geabm a moile hokən!“ Mario*
   „I gib ai's et main hokə, Mario

8. *Main hokə ischt aùsgəwelət* (schartig).*“ Mario*
   „Hoi, shùpon, liəbr inshər, Mario

9. *Shò gait insch aiər də òkschən, Mario.*
   Biər geabm a moile wiərən (führen).*“ Mario*

10. „*I gib ai's et main də ôkschən, Mario*
Shai hent əs grailain miədə.“ *Mario*

11. „*Hent shai grailain miədə, Mario*
Shô pəhiət ai shə gôt dar liəbə! Mario

12. *Hoi, shûpon liəbr inshər, Mario*
Shô gait insch aiər waiər (Feuer), *Mario*

13. *Biər beln a criəs* (Johannisfeuer) *gean mochən!*“ *Mario*
„*I gib ai's et main waiər, Mario*

14. *Main də kiə pəshaichənt* (versagen die Milch) *haiər.*“
„*Hoi, shûpon liəbr inshər, Mario* *Mario*

15. *Shô gait insch aiər də jûnkwrâgn, Mario*
Lai biə shai ołə hoisənt: Mario

16. *Dai scheanə Mine, dai scheanə Geare, Mario*
Biər beln a liədle gean shingən, Mario.

17. *Bôl haint an shûmitobnt, Mario*
Bôl haint an shûmitobnt!“ *Mario.*

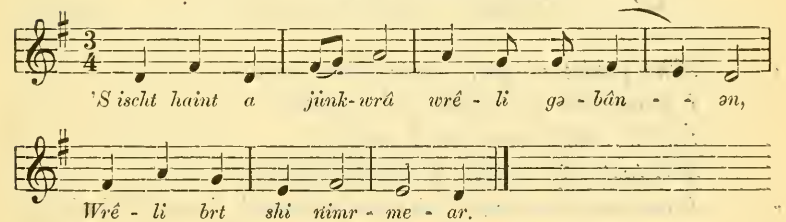
18. „*I gib ai's et main də jûnkwrâgn, Mario*
Shai hent əs grailain miədə.“ *Mario.*

19. „*Shô hent shai grailain miədə, Mario*
Shô pəhiət ai shə gôt dar liəbə!“ *Mario*

Perz in Lichtenbach.

---

105. Lied beim Kranzbinden.



1. *'S ischt haint a jûnkwrâ wrêli* (fröhlich) *gəbânən* (gewesen),
Wrêli brt shi nimrmear!

2. *Wrêli kon shi bòl nòch shainən* (sein),
Jùnkwrâ brt shi nimrmear!

3. *'S hot haint a jùnkwrâ peschlain* (Sträußchen) *gəroichət*,
Roichən (darreichen) *brt shi nimrmear!*

4. *Roichən kon shi bòl nòch a huərtre* (einmal),
Jùnkwrâ brt shi nimrmear!

5. *'S hot haint a jùnkwrâ reashlain gəpròchən* (gepflückt),
Prachən brt shi nimrmear!

6. *Prachən kon shi bòl nòch a huərtre,*
Jùnkwrâ brt shi nimrmear!

7. *'S hot haint a jùnkwrâ kranzlain gəpùntn,*
Pintn brt shi nimrmear!
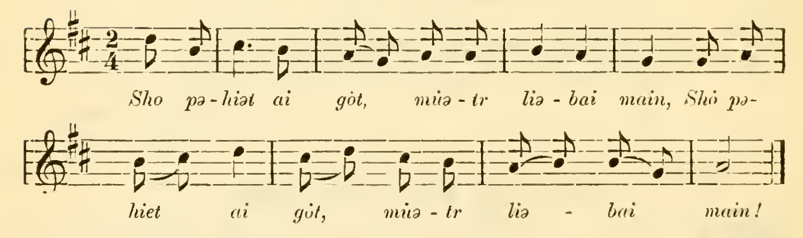
8. *Pintn kon shi bòl nòch a huərtre,*
Jùnkwrâ brt shi nimrmear!

Tomitsch in Obermösel.

Schröer, 277 hat das gleiche Lied, doch ohne Strophe 5 und 6.

---

106. Abschied der Braut.



1 *„Shò pəhiət ai gòt, mùətr liəbai main!*
I mùəs wòn ai schean urlop nâm,
Ùnt iər wòn miər ùnt i wòn ai!
Shò luət mi, mùətr, in koschtə gean,
5 *I hon wrgasn mainə piswuərbmschùəch* (bunte Schuhe).“
„Shò hob wrgasn, lai buəs dù bilscht,
In main dan koschtn brscht dù nimrmear.“
„Shò luət mi, mùətr, in koschtə gean,

I hon wrgasn maine schtrümpfpantlain.
Haiər hent shai maine schtrümpfpantlain, 10
Ins juər brnt shai mainə biəgnpantlain (Wiegenbänder)".
„Shò hob wrgasn, lai buəs dù bilscht,
In main dan koschtn brschtü nimrmear!"

Mit dem gleichen Liede mutatis mutandis nimmt die Braut auch vom Vater, den Geschwistern und den Freundinnen Abschied. Hernach singt sie:

„I müəs əs gean in a wreməs (fremdes) *lont,*
In a wreməs lont, 's ischt miər ùnpəkont. 15
'S ischt bòl gəlôbət (rathsam), *et in* (nicht hinein) *zə gean,*
A wreməs lont, an ondrai hont."

Sobald sie fort ist, singen die Zurückgebliebenen:

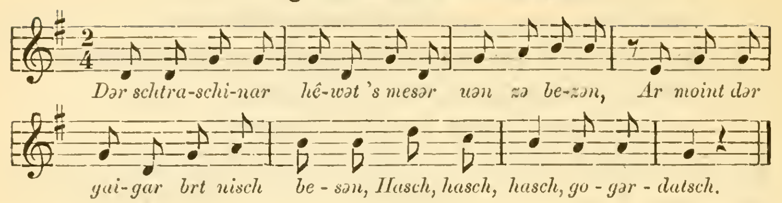
Shi ischt aùfgəshasn, shi hot gəshnüpfazət (geweint)!
Shi ischt ahin gəritn, shi hot gəjùcazət (gejauchzt)!

(Jeder Vers wird wiederholt.)

Tschinkel in Lichtenbach.

Eine zweite Fassung steht bei Schröer, 278. Hier ist nach V. 1 eingeschoben: *I shîch ai haint ùnt nimrmear.* Es fehlen aber V. 3, 6, 12, 14—17. Eine dritte Fassung von Perz hat für V. 3: *Də zait ischt kâm, as i bondrn müəs, | Ins wremdə lont, əs ischt miər ùnpəkont.* In V. 5 steht für *piswuərbm*] *schpizpuər,* für V. 9 f. *schtrümpfpantlain*] *pintpantlain.* V. 14—17 fehlen. — Eine dritte Fassung von Tomitsch aus Obermösel hat für V. 14—17: *Pəhiət ai gòt, müətr liəbai main | Biər shâchn insch haint ùnt nimrmear | Et hûbət* (nicht gehabt) *ai müətr shò loidigai, | Shò loidigai, shò traùrigai.* | — Eine vierte Fassung aus Schalkendorf theilte Freih. v. Czörnig (in der Zeitschrift des Alpenvereines, 9, 287) mit; er hat nach V. 13 ein längeres neues Stück, das sicher nicht ganz richtig, weil unmetrisch aufgezeichnet ist. Es lautet: *„Amo* (Mutter), *wrzaichət miər, bos ich et racht hon gətuən | Ben's miər ahuərt lai shlacht brt drgean, kim i laibr bîdr hintrshi* (wieder zurück). | *Liəbai amo, bu brt i denar hingeau, ben mi main mon brt shlûgn?*" | *„Gea hin bu dù bilscht, zə miər derfəscht dù et kâm, | Kiməscht dù denar ben dù prâchscht* (brauchst) *koarn, uərbaisn* (Bohnen), *mâl* (Mehl), *shauz* (Salz), *denar konschtù kâm. | Ben di dain mon schlûgət, denar derfəschtü miər et kâm. | Ben di dain mon aùsjûgət, liəbai tòchtr, bu geaschtù denar hin? | Zə miər derfəschtù et ingean, gea züm gəmoinar* (Nachbar) | *As et dr mon af mi zoarnik ischt, as i di afhaut* (behalte). | *Otr müəschtù hoimgean, otr dan mon patn | As ar diər wrzaichət, bos dù ùngrachts hoscht gətuən.*"

107. Geigerlied beim Schmause.



1. *Dər schtraschinar* (Hochzeitsbitter) *hêwət 's mesr uən zə bezən* (schärfen),
   Ar moint, dər gaigar brt nisch (nichts) *besn* (wissen).
   Hasch, hasch, hasch, gogrdatsch!

2. „*Schtraschinar, bil ai buəs shûgən:*
   Gait (gebt) *har in* (dem) *gaigar an hiənlaisch krûgən* (Hühner-kragen).
   Hasch, u. s. w.

3. *Schtraschinar, et shait guər shò wausch* (falsch),
   Gait har in gaigar an hiənlaisch hausch (Hals)*!*
   Hasch, u. s. w.

4. *Schtraschinar, et shait guər shò schtilə,*
   Gait insch har â wòn (auch von) *dər wilə* (Fülle)*!*
   Hasch, u. s. w.

5. *Schtraschinar, aiər wilə ischt guər shò gâl* (gelb).
   Aiər baip (Weib) *brt haiər et wâl* (nicht fehlen).
   Hasch, u. s. w.

6. *Dar oinə gaigar hoisət Jòsch* (Josef),
   Gait 'mon (ihm) *har hiənlaisch ròsch* (Hühnerbrust)*!*
   Hasch, u. s. w.

7. *Schtraschinar, gait insch har wòn bîdrlain* (Widder) *a hûf* (Schenkel),
   Shischtn (sonst) *pəkimət də praût a pûf* (Stoß).
   Bä, bä, bä, bûdl trtsch (Widder stoß)*!*

8. *Gait insch har wòn bîdrlain də wilə,*
   Shischtn wiərbr (führen wir) *də praût af də dilə* (Boden).
   Bä, u. s. w.

9. *He gait insch har wön an hintron as woadr* (vom Hintern das Vordere),
Otr (danach) *babr* (werden wir) *laichtar goadrn* (schnattern).
Bä, u. s. w.

10. *Dar oinə gaigar hoisət Matl* (Matthias),
Ar mecht nöch epos (etwas) *wön bîdrlain patl* (erbetteln).
Bä, u. s. w.

11. *Dar ondr gaigar hoisət Röch* (Rochus),
Ar geat mon a pořdr (bald) *noch.*
Bä, u. s. w.
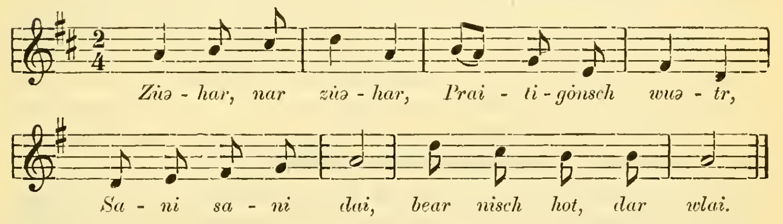
12. *Schtraschinar, añascht* (jetzt) *ischt də hoachzait aùs,*
Nùə geabr (gehen wir) *in an ondrs haùsch.*“
Bä, bä, bä, bùdl trtsch!

Perz in Lichtenbach.

Bei Schröer, 279 f., fehlen die Strophen 5, 7—11. Ein Bruchstück veröffentlichte Tschinkel im Kalender 1892, 69. Hier steht in 7, 2 für *pəkimət də*] *gabr dr* (geben wir der), 8, 2 *wiərbr də*] *geabr mit dr.* Danach folgt als Strophe 9: *Gait insch har wön bîdrlain in hausch* | *Shischtn shaibr* (sind wir) *dr praitə wausch* (falsch). *Bä* u. s. w. 5, 2 bedeutet: Euer Weib wird heuer noch niederkommen.

---

108. Bei Überreichung der Hochzeitsgeschenke.



1. *Zùəhar nar zùəhar,*
Praitigonsch wuətr.
Sani sani dai, bear (wer) *nisch hot, dar wlai* (fliehe)*!*

2. *Ar brt shi et* (er lässt sich's nicht) *wrdriəsən,*
Ar brt a tuəlar (Thaler) *schiəsən.*
Sani u. s. w.

3. *Biə mear ar brt gâbm,*
Biə liəbr babr (werden wir's) *shâchn* (sehen).
Sani u. s. w.

4. *Ar hot jo nóch a púclats nêgəle* (gekrümmten Finger),
Biər gâbm mon (ihm) *zə trinkən.*
Sani u. s. w.

5. *Scheanai gótdonk ai,*
Liəbr main ate (Vater)*!*
Sani u. s. w.

6. *Zúəhar praitigonsch múəmə* (Muhme)*!*
Shi pringət a scheanai plúəmə.
Sani u. s. w.

7. *Zúəhar, liəbai taúbə!*
Shi pringət dər praút a scheanai haúbə.
Sani u. s. w.

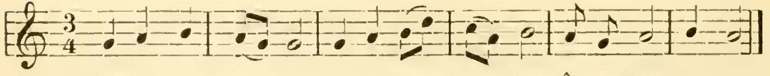
8. *Ben zait únt bail* (Weile) *brt kâm* (kommen),
Biər babm (werden) *ai's bîdr kearən* (es euch erstatten).
Sani, sani dai, bear nisch hot, dar wlai!

Schröer, 281 f.

Strophe 5 ist eingefügt nach einer Fassung von Perz. Bei Perz lautet 4, 1 *Dúrschtik ischt ar, dúrschtik.* Der Kehrreim hat die bedeutungslosen Wörtchen: *Sani sani dai, sani sani dai.* — Tomitsch hat in Obermösel den Anfang des Liedes aufgeschrieben mit dem Kehrreim: *Sani sani dai, links, lanks, wlai.* — In dem Bruchstück bei Tschinkel, Kalender 1892, 70, lautet der Kehrreim *Sani sani dai, zinko Lanco wlai* (blöde Lene, flieh), 5, 1 *Schean donk, schean donk.* — 4, 1 bedeutet: Er hält noch etwas in der Hand. — Nachtrag zu S. 82. Zur 2. Strophe vgl.: „Es möcht' den Hausherrn nicht verdrießen. | Er möcht' ein Paar Thaler herschießen." In einem Schwerttanzspiel des Böhmerwaldes. (Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 26, 39.)

---

109. Hochzeitslied.



Pai-ər, dai wliə-chət, Pai-ər, dai wliə-chət Î- brn hoa-chn park.

1. |: *Paiər* (Biene), *dai wliəchət* :|
Îbrn hoachn park (Berg).

2. |: *Jc həachar shi wliəchət*, :|
Biə (desto) *schcanar shi shingət:*

3. |: „*Shai nîdr, shai nîdr*, :|
Dû hoachər park,

4. |: *As* (dass) *i inin* (hinein) *shâchait* (sähe) :|
In wuətrsch lont.

5. |: *Es ischt miər et loit* :|
Ùm wuətrsch lont.

6. |: *Es ischt miər lai loit* :|
Ùm dan wuətr main.

7. |: *Wuətr, liəbr main*, :|
Schteat main roashə nôch?“

8. |: „*Də roashə, dai schteat nôch*, :|
Dos pliənle (Blümchen) *ischt ùməgəwoł* (umgefallen).“

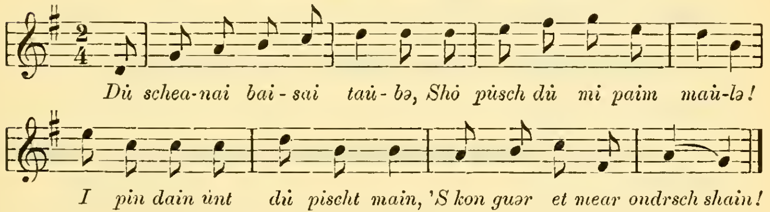
9. |: „*Bear hot əs ùməgəwelət* (gefällt)?“ :|
„*Jo dain dar jùngə tschel* (Gesell).“

Perz in Lichtenbach.

Eine zweite Fassung von Tomitsch in Obermösel hat für Strophe 8f. *Müətr, liəbai main, schteat main roashə nôch?* | *Roashə dain schteat nôch*, | *'S pliənle ischt ùməgəwoł.*

---

110. Kurzes Hochzeitslied.



Tschinkel (Kalender 1892, 70).
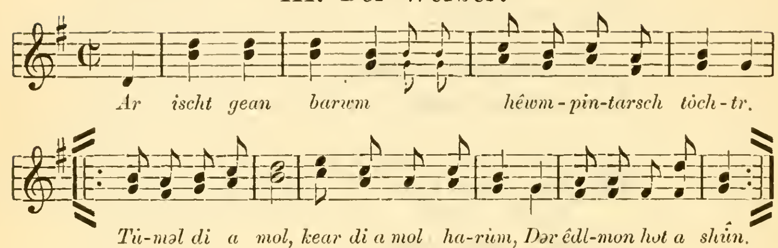
110[a].

Dú scheanai baisai taùbə,
Shò pùsch (küss) *dù mi paim maùlə* (Mund)!
I pin dain ùnt dù pischt main,
'S ondrə hilf insch gòt!

Perz in Lichtenbach.

---

111. Der Werber.



1. *Ar ischt gean barwm* (werben) *hêwmpintarsch* (Hafenbinders) *töchtr*
   |: *Tùml di a mol, kear di a mol harùm*
   Dər êdlmon hot a shûn (Sohn). :|

2. *Dər hêwmpintar 't* (hat) *shain töchtr et belt* (nicht gewollt) *gâbm*
   Tùml di u. s. w.

3. *Ar ischt gean barwm keslpintarsch töchtr.*
   Tùml di u. s. w.

4. *Dər keslpintar 't shain töchtr â net belt gâbm.*
   Tùml di u. s. w.

5. *Ar ischt gean barwm pîrschtnpintarsch töchtr.*
   Tùml di u. s. w.

6. *Dər pirschtnpintar 't shain töchtr â net belt gâbm.*
   Tùml di u. s. w.

7. *Ar ischt gean barwm pâshnpintarsch* (Besenbinders) *töchtr.*
   Tùml di u. s. w.

8. *Dər pâshnpintar 't shain töchtr laibr* (wirklich) *gâbm.*
   Tùml di u. s. w.

9. *Shai geant shə shûəchn mit a shbuərzn schiml.*
Tûml di u. s. w.

10. *Aûf a shbuərzn schiml bil shi obr et raitn.*
Tûml di u. s. w.

11. *Shai geant shə shûəchn mit a baisn wûkschə* (weißen Fuchs).
Tûml di u. s. w.

12. *Aûf a baisn wûkschə bil shi â net raitn.*
Tûml di u. s. w.

13. *Shai geant shə shûəchn mit a pisatn praindl* (scheckigen Braun).
Tûml di u. s. w.

14. *Aûf a pisatn praindl bil shi laibr raitn.*
Tûml di u. s. w.

15. *Biə shai shə hont ins shlesle* (Schlösschen) *gəprûcht.*
Tûml di u. s. w.

16. *Shai shezənt shə hin zan mitrn wanschtr* (mittleren Fenster).
Tûml di u. s. w.

17. *Shai hont îr aûfgətrûgn shîbm kâfmos pîrlain* (Kaufmaß Birnen).
Tûml di u. s. w.

18. *Otr* (dann) *ischt də ponk af dər mitn ugəpròschtn* (entzwei gebrochen).
Tûml di u. s. w.

19. *Ùntr hont shai wûn* (gefunden) *shîbm kâfmos pîrlaisch-craen* (Birnkörner).
Tûml di u. s. w.

20. *Ùntr hont shai â wûn shîbm kâfmos pîrlaischtengəlain* (Birnstengel).
Tûml di u. s. w.

21. *Shai geant nûə poidai lîgn af dos boichə petə* (weiche Bett).
Tûml di u. s. w.

22. *Shò shlûfənt shai nainûntnainzig nachtə.*
Tûml di u. s. w.

23. *Juər ûnt tok ischt bòl ûmarkâm;*
Tûml di u. s. w.

24. *Obr bos* (aber etwas) *hont shai â nôch mit pəkâm:*
Tûml di u. s. w.

25. *A piəble ûnt a diərnle ischt in et aùsplibm!*
|: Tûml di a mol, kear di a mol harum,
Dər êdlmon hot a shûn. :|

Perz in Kummerdorf.

112. Wuətrsch teachtrle. (Vaters Töchterlein.)

1. *Es hiət a wuətər a teachtrle,*
Jo, jo a teachtrle.

2. *Dos teachtrle hiət barwarlain* (Werber),
Jo, jo barwarlain.

3. *Də barwarlain in Maiərlarpark* (Maierlerberg),
Jo, jo in Maiərlarpark.

4. *In Maiərlarpark, in Rodinapark,*
Jo, jo in Rodinapark.

5. *„Et gait* (gebt) *mi wuətr in Rodinapark!*
Jo, jo in Rodinapark.

6. *Dòrt bokschət shaùərdər bain* (saurer Wein),
Jo, jo shaùərdər bain.

7. *Shaùərdər bain ûnt shbuərzr boizə* (schwarzer Weizen),
Jo, jo shbuərzr boizə.

8. *Lai gait mi wuətr in Maiərlarpark!*
Jo, jo in Maiərlarpark.

9. *Lai dòrt do bokschət gûətr bain,*
Jo, jo gûətr bain.

10. *Gûətr bain ûnt roatr boizə,*
Jo, jo roatr boizə.“

11. *Dər wuətr hot shə laibòr* (doch) *gâbm in Rodinapark,*
Jo, jo in Rodinapark.

Perz in Lichtenbach.

In einer zweiten von Tomitsch unvollständig überlieferten Fassung heißt es für Strophe 5—10: *In Rodinapark ischt shaürər bain Jo, jo* u. s. w. | *Shaürər bain ùnt shbuərzəs proat* u. s. w. | *Sbuərzəs proat ùnt groasai noat* u. s. w. | *In Mairlarpark ischt shiəsr bain* u. s. w. | *Shiəsr bain ùnt baisəs proat* | *Baisəs proat ùnt koinai noat.*

113. Die Werbung.
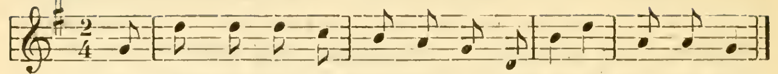
Es ziəchət a mùətr a teachtrlain,
Ùms teachtrlain wraiənt (freien) *zbean barwarə.*
„Shô gâbət mi mùətr in Schiəmitscharpark.
In Schiəmitscharpargə gait's (gibt's) *gùətən bain,*
Gùətən bain ùnt shlachtəs proat.
Shô luət (lasset) *mi, mùətr, in Rodinapark,*
In Rodinapargə gait's baisəs proat,
Baisəs proat ùnt shlachtən bain."
„Shô ziəch dù hin tôchtr, bu dù bilscht,
In Schiəmitscharpark ôdr Rodinapark,
Biər shâchn insch haint ùnt nimrmear!"

113a.

„I gîb di tôchtr in Rodinapark.
In Rodinapark ischt pitrər bain,
Ischt pitrər bain ùnt shbuərzəs proat!"
Ùnt inar (herein) *hent kâm zbean barwarlain.*
„Shô tùət mi mùətr in Schiəmitscharpark.
In Schiəmitscharpark ischt gùətr bain,
Gùətər bain ùnt baisəs proat!"
„Shô binsch (wünsch) *ich diər in* (den) *Schiəmitscharpark."*
Ashôdre shûgət də schtiəfmùətr:
„In ocht tûgən, shô binsch ich diər,
Dù shôlscht pəschtôkən ùnt pəschtoin (zu Holz und Stein werden)*!"*
Pəschtôkət ùnt pəschtoinət ischt dai scheanə tôchtr.

Schröer, 494.

114. Neashe. (Agnes.)



Biə wriə ischt aúf dai schea-nə Nea-she, ai, ai Nea-shiz-le.

1. *Biə wriə ischt aúf dai scheanə Neashe.*
   Ai, ai Neashizle.

2. *Schean Neashe hot əs barwarlain* (Werber).
   Ai, ai, Neashizle.

3. *Jo barwarlain in's barwischlont* (des Werbers Land),
   In's barwischlont an (den) *scheanən Jürain* (Georg).
5 *„Scheanəs Neashe nim mi:*
   Mainə dachr (Dächer) *hent ołə mit schpak gədekət,*
   Mainə maúərn hent ołə mit pobołizən (Kuchen) *gəmaúərt,*
   Mainə zaindr (Zäune) *hent ołə mit bîrschtn* (Würsten) *gəzainət,*
   I hon's ahoim a poinain (beinern) *tisch!“*
10 *„Scheandr Jürə, di nim i,*
   A güətai bîrtin pin i:
   Kon köchn, kon pochn (backen), *kon shlûfm pai diər!“*
   „Nüə ziəch obr hin in's barwischlont.“
   „Bu tüən i hin mainə kaschtə (Schränke) *wôlə* (voll) *kourn,*
15 *Bu tüən i hin 'n schtoł wôl rindr,*
   Bu tüən i hin də wasr (Fässer) *wôlə bain?“*
   Shi lôkət zənondr nochparsch də hiəndr (Hühner),
   Shi nâmôt zənondr də nochparlaitə,
   Shi hêwət uən (hebt an), *shi wrschenkət aus* (alles).
20 *Nüə ziəchənt shai hin in's barwischlont.*
   „Bu hoscht dü nüə dos schpakainə doch?
   Es ischt jo lai a pretrain doch (Bretterdach)*!*
   Bu hoscht əs nüə dai pobołizainə maúər (Kuchenmauer)*?*
   Es ischt jo lai a schtoinainai maúər!
25 *Bu hoscht əs nüə an bîrschtain zaún?*
   Es ischt jo lai a rüətaindr zaún (Ruthenzaun)*!*
   Bu hoscht əs nüə a poinain tisch?“
   Ar nimət də schisl af də kniə:
   „Dos ischt əs jo a poinaindr tisch!“

Shi hêwət uən ünt jôcət wcscht (weint heftig). 30
„Bu hent əs nüə mainə kaschtə wôlə koarn?
Bu ischt əs nüə main schtoł wôl rindr?
Bu hent əs nüə mainə wasr wôlə bain?“
„Shô kenəscht dü dos pîrchainə shmauz (Birkenschmalz)*?“*
„I ken əs et dos pîrchainə shmauz.“ 35
Ar nimət har u pîrchainai rüətə,
Ar biksət (prügelt) *dürch dos scheanə Neashe.*
„I ken əs schôn dos pîrchainə shmauz.“
Ai ai Neashizle.

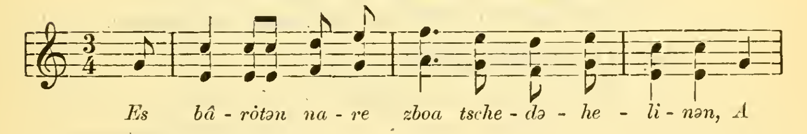
(Nach jedem Vers folgt: *Ai, ai Neashizle.*)
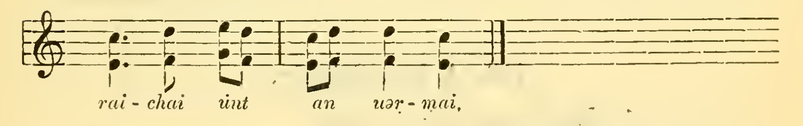
Perz in Brunnsee.

In einer zweiten von Perz mitgetheilten Fassung steht für Z. 15 *Bu tüən i hin mainə rôsch ünt kiə* (Kühe), für Z. 18 f. *Shi lôkət zənondr nochparsch də kiə, | Shi gâbôt aüszətrinkn də wasr bain, | Shi wrschenkət ahin ôkschn ünt rôsch.* Für Z. 32: *Bu hent əs nüə mainə ôkschn ünt rôsch? | Bu hent əs nüə mainə scheanən kiə?*

---

115. Də zboa tschelinən (Gespielen).





1. *Es bârôtən nare zboa tschelinən,*
   A raichai ünt an uərmai (Arme).

2. *|: Es hont əs peadə* (beide) *a liəbm. :|*

3. *Ashôdo schprichət dar liəbə,*
   Dar liəbə zə shaindr müətr:

4. *„Lai bêlai* (welche) *shôl i nâm* (nehmen),
   Dai raichə ôdr dai uərmə?“

5. *„Shò nim əs dù dai uərmə,*
Ùnt luəs dù plaibm dai raichə:

6. *Dai uərmə, dai ischt gəbênət* (gewohnt),
Af hoisr shùn (Sonne) *zə jâtən;*

7. *Dai raichə, dai ischt gəbênət,*
In kiələn schuətn (Schatten) *zə roschtn* (rasten).

8. *Dai uərmə, dai ischt gəbênət,*
Dos hîrshainə proat (Hirsebrot) *zə asn;*

9. *Dai raichə, dai ischt gəbênət,*
Dos boizainə proat zə asn.

10. *Dai uərmə, dai ischt gəbênət,*
Dos buərmə bosr (warme Wasser) *zə trinkən:*

11. *Dai raichə, dai ischt gəbênət,*
Dan kiələn bain zə trinkən.“

12. *Ar nâmòt nùə dai uərmə*
Ùnt luəsət plaibm dai raichə.

13. *Shai lâbənt shîbm gonzai juər.*
Gəschtoarbm ischt otr (danach) *dai uərmə.*

14. *Ar nâmòt nùə dai raichə,*
Shi ưrprosət aus (alles) *in oin juərə.*

Perz in Lichtenbach.

116. A hairotliədle.

1. *Ben i ans hairotn denk,*
Kimət miər dər graùshn uən,
Shòl trâtən in dan schtont.
Es hent guər shbârə (schwere) *shochən,*
Də onkscht ùnt kùmr mochənt.

2. *Biə 's wîlwêrtə* (vielmals) *geat:*
Hairot i a raichai,
Shò biə i's liəbar hiət (hätte),
Shò tùənòt (thät) *shi shich aùfschtraichən,*
Buəs i ưr a gunt drhaut (Geld erhalte).

3. *Do hoisət əs tok ùnt nocht:*
„Hon dich zən mon gəmocht.
Dù lùmp ùnt dù pruəlar,
Dù hoscht koin haubm (halben) *tuəlar*
Zə miər in's haùsch gəprûcht!“

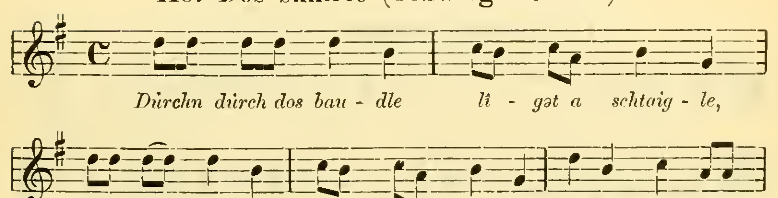
Schröer, 263 f.

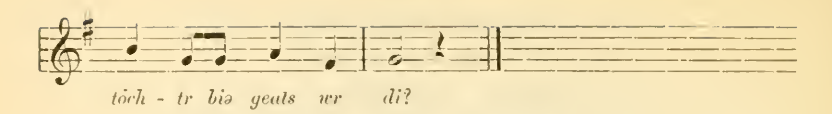
117. Ùm dai hailigə woschonkzait (Fasching).

Ùmar ùm dai hailigə woschonkzait, 1
Do geangònt drai paùərn schpoziərn:
Dar oinə hot a prâwn knacht,
Dar zboitə hot a schtôlzai diərn,
Dar dritə hot a waùləs baip (faules Weib). 5
Biə shôl ar et shò traùrik shain?
Ar ziəchət hinîbr in də kîrchə bais,
Ar wołət (fällt) *af shainə kniə:*
„Dù raichr gòt wòn himl dòrt,
Shò shent (sende) *dù main baibə in* (den) *toat!“* 10
Ùnt bon (wann) *ar obr hoim ischt kâm,*
Nùə bârôt shain baip schòn toat.
Ar ziəchət hinîbr zən nochparschmon,
Ar patôt in racht schean:
„Gea wiər (führ) *main baip afs wraitòf* (Friedhof) *griən,* 15
Dù pəkimscht a gùətn loan.
Shò lêg îr aùf a groasn schtoin,
Shò kimət shi nimrmear hoim.“

Tomitsch in Buchberg

118. Dos shnîrle (Schwiegertochter).





1. *Dürchn dürch dos baudle* (Wäldchen) *ligət a schtaigle,*
Drüntn do lâfət a scheanəs, nərməs (armes) *shnîrle.*
Ai, dû scheanai main tôchtr, biə geats wr di (wie geht's dir)*?*

2. „*A biətain* (was für einen) *shbâchr* (Schwäher), *tôchtr, hoscht dû wünən* (gefunden)*?*"
„*A güətn, a güətn, biə aigəndn main* (wie meinen eigenen) *wuətr.*"
Ai, dû scheanai main tôchtr, biə geats wr di?

3. „*A biətainai shbîgr* (Schwieger), *tôchtr, hoscht dû wünən?*"
„*A güətai, a güətai, biə aigəndə main müətr.*"
Ai, dû scheanai main tôchtr, biə geats wr di?

4. „*A biətain shbûgr* (Schwager), *tôchtr, hoscht dû wünən?*"
„*A güətn, a güətn, biə aigəndn main prüədr.*"
Ai, dû scheanai main tôchtr, biə geats wr di?

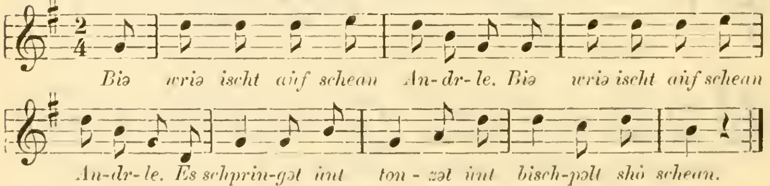
5. „*A biətainai shbêgrin, tôchtr, hoscht dû wünən?*"
„*A güətai, a güətai, biə aigəndə main shbeschtr.*"
Ai, dû scheanai main tôchtr, biə geats wr di?

6. „*A biətainai kônə* (Ehe, Mann), *tôchtr, hoscht dû wünən?*"
„*A peashai, a peashai, biə dai intr dr plotn!*"
Ai, dû scheanai main tôchtr, biə geats wr di?

A. H. in Rieg.

Die Verse dieses Liedes sind Doppelverse, aus zwei viermal gehobenen Hälften bestehend. Der Schluss des Kehrreims heißt wörtlich: Wie geht's für dich? 6, 2 bedeutet: Eine böse (Ehe) wie jene unter der Steinplatte, nämlich wo die Schlangen hausen.

119. Schean Andrle (Andreas).



1. *Biə wriə ischt aǘf schean Andrle.*
Biə wriə ischt aǘf schean Andrle.
Es schpringət ǘnt tonzət ǘnt bischpəlt (pfeift) *shò schean.*

2. *|: Lai biə ar schmoarònsch* (des Morgens) *guər wriə aǘfschteat, :|*
Es schpringət u. s. w.

3. *|: Ar bekət aǘf də mǘətr shain: :|*
Es schpringət u. s. w.

4. *|: „Nǘə aǘf, nǘə aǘf, mǘətr liəbai main, :|*
Es schpringət u. s. w.

5. *Geat, kòchət miər in woarmais* (Frühstück) *schean,*
In woarmais schean, də jaishn (Mittagmahl) *dəpai!"*
Es schpringət u. s. w.

6. *|: Pəhent bâr aǘf də mǘətr shain, :|*
Es schpringət u. s. w.

7. *Shi kòchət imon in woarmais schean,*
In woarmais schean, də jaishn dəpai.
Es schpringət u. s. w.

8. *Ar gəanòt ahin an kìrtok* (Jahrmarkt) *schean,*
An kìrtok schean, aǘf Loiboch bais.
Es schpringət u. s. w.

9. *|: Ǘnt imon pəgêgnət dai liəbə shain: :|*
Es schpringət u. s. w.

10. *|: „Buhin, buhin, schean Andrle?" :|*
Es schpringət u. s. w.

11. *„I gean ahin an kîrtok schean,*
An kîrtok schean, af Loiboch bais.
Es schpringət u. s. w.

12. *Buəs bilscht dǘ, liəbai, kîrtok* (vom Jahrmarkt) *hâbm,*
Bilscht dǘ, liəbai, də woɫdrpfoitlain (Faltenhemden)*?"*
Es schpringət u. s. w.

13. „*Jo, zbai* (wozu) *hent miər də wołdrpfoitlain,*
Lai, ben i shə trûgn et gədearf (nicht darf)?"
Es schpringət u. s. w.

14. |: „*Ȯdr bilscht dů, liəbai, də pintpantlain* (Bänder)?" :|
Es schpringət u. s. w.

15. „*Jo, zbai hent miər də pintpantlain,*
Lai, ben i shə trûgn et gədearf?"
Es schpringət u. s. w.

16. |: „*Ȯdr bilscht dů, liəbai, a schpizpuərschůəchn* (spitze Schuhe)?" :|
Es schpringət u. s. w.

17. „*Jo, zbai hent miər də schpizpuərschůəchn,*
Lai, ben i shə trûgn et gədearf?"
Es schpringət u. s. w.

18. „*Ȯdr bilscht dů, liəbai, a biəgle* (Wiege) *bais,*
A biəgle bais, a bantəle (Mäntelchen, Wiegendecke) *draůf?"*
Es schpringət u. s. w.

19. |: „*Dů hoscht di, Andrle, gůət wrschtean!"* :|
Es schpringət u. s. w.

20. |: „*Buəs bilscht dů, liəbai, nòch kîrtok hůbm?* :|
Es schpringət u. s. w.

21. *Bilscht dů, liəbai, a caschle oiər* (Körbchen Eier),
A caschle oiər wòn Kůkndoarf?"
Es schpringət u. s. w.

22. |: „*Dů hoscht di, Andrle, gůət wrschtean!"* :|
Es schpringət u. s. w.

23. „*Ȯdr bilscht dů, liəbai, an emprle shmauz* (Eimer Schmalz),
An emprle shmauz wòn Můkndoarf?"
Es schpringət u. s. w.

24. |: „*Dů hoscht di, Andrle, gůət wrschtean!"* :|
Es schpringət u. s. w.

25. „*Ȯdr bilscht dů, liəbai, an emprle bain* (Wein),
An emprle bain wòn Rodinapark?"
Es schpringət u. s. w.

26. |: *„Dû hoscht di, Andrle, gûət wrschtean!“* :|
Es schpringət u. s. w.

27. *„Ódr bilscht dû, liəbai, a shâmle boizə* (Saunross Weizen),
A shâmle boizə wón dər Kuərlschtot?“
Es schpringət u. s. w.

28. |: *„Dû hoscht di, Andrle, â gûət wrschtean!“* :|
Es schpringət u. s. w.

29. |: *Obr bear* (wer) *brt dos aus* (alles) *zənondr pring* (herbeischaffen)*!“* :|
Es schpringət u. s. w.

30. |: *„Lai bear's brt bel* (wollen) *hûbm, gea's* (geh' es) *shaubm* (selbst) *shûəchn!“* :|
Es schpringət u. s. w.
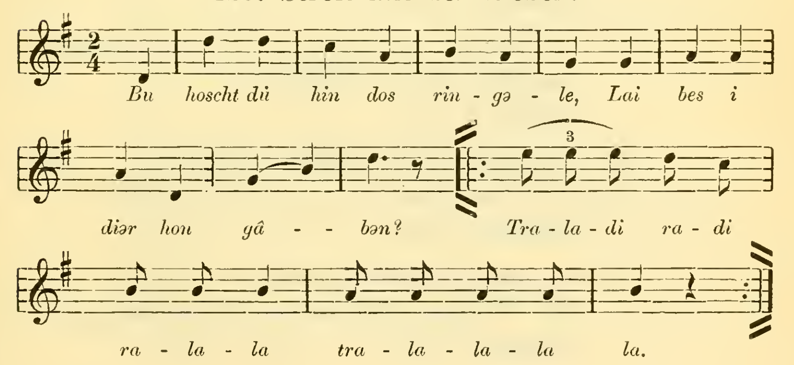
31. *Ünt ar geat ahin an kîrtok schean,*
An kîrtok schean, aûf Loiboch bais.
Es schpringət ünt tonzət ünt bischpəlt shò schean.

Perz in Lichtenbach.

In einer zweiten von Tomitsch als Bruchstück aufgezeichneten Fassung lautet die Antwort des Mädchens in Strophe 13, 15, 17: *Dos kâfət miər main müətr bòl.* Wahrscheinlich sagt das Mädchen auch hier deshalb, sie dürfe die genannten Kleidungsstücke nicht tragen, weil sie ihr von einem jungen Mann und nicht von der Mutter angeboten werden. V. 19, 22, 24, 26, 28 bedeutet: Andreas, du hast das Richtige getroffen.

---

120. Streit mit der Lieben.



1. *„Bu hoscht dû hin dos ringəle,*
Lai bes (das) *i diər hon gâbm?“*
Traladi radi ralala, tralalala la.

2. *„Ins bosr hon i's gəpôlət* (geworfen),
Ahin hot shi's gəlôlət (geschwommen).“
Traladi radi ralala, tralalala la.

3. *„Bu hoscht dû hin dan epfl,*
Lai bel i diər hon gâbm?“
Traladi u. s. w.

4. *„In mischt hon i'n* (ich ihn) *gəpôlət,*
Də krâ (Krähe) *hot 'n aùsgəhôlət* (ausgehöhlt).“
Traladi u. s. w.

5. *„Bu hoscht dû hin dos zautle* (Brotlaib),
Lai bes i diər hon gâbm?“
Traladi u. s. w.

6. *„Dos zautle hon i wrasn* (gefressen),
Af di hon i wrgasn.“
Traladi u. s. w.

7. *„Bu hoscht dû hin dos pantle,*
Lai bes i diər hon gâbm?“
Traladi u. s. w.

8. *„Dos pantle hon i wrschenkət,*
Af di hon i et mear gədenkət.“
Traladi u. s. w.

9. *„Bu hoscht dû hin dos peschle* (Sträußchen),
Lai bes i diər hon gâbm?“
Traladi u. s. w.

10. *„'S peschle ischt drdorət* (verdorrt),
Dich haut (halt) *i wr a norə* (Narren)*!“*
Traladi u. s. w.

11. *Shò trinkət, trinkət, laitə;*
Dər bîrt gait (gibt) *nòch af paitə* (Borg).
Traladi u. s. w.

12. *Biə mear* (je mehr) *us ar brt gâbm,*
Biə liəbar babr's (werden wir's) *shâchn!*
Truladi u. s. w.

Josef Hauffen in der Stadt Gottschee.

Eine zweite Fassung aus Rieg hat den Kehrreim: Holadi, holado, holadi, holado. Einer dritten von Perz mitgetheilten Fassung fehlen die Strophen 7f. und 11f. Dagegen stehen hier nach 6 folgende vier Strophen: *Bu hoschtü hin dos pfoitle* (Hemdchen) | *Lai bes* u. s. w. | *Aufn zaün hon i's gəproitət* | *Ünt uən hon i's gəshoichət.* | *Bu hoschtü hin dos hîdrle* (Tüchlein) | *Lai* u. s. w. | *'S hîdrle hon i zərisn* | *Af di hon i gəschisn.* Tomitsch hat aus Mösel die ersten 6 Strophen mit dem Kehrreim *Turl lumpa, tumpa, turl lumpa tump.*

---

121. Wər də jüng püəbm ünt diərndlain.

Ahontre (dort) *sehteat a lintle griən.* 1
Üntn is shmuəl und ôbm is proit,
Ün drüntr ischt a schaiblachr (runder) *tisch.*
Dört trinknt də püəbm ünt diərndlain.
Wîr (vorüber) *do wliəchət* (fliegt) *a wêgəlain* (Vöglein): 5
„Iər jüngən püəbm ünt diərndlain,
Dan roatn bain, dan schenkət iər,
Dan roatn bain, dan trinkət iər,
Aiərn lêdign schtont wrtrinkət iər!"
„Kloins wêgəle, dü liəbəs main, 10
Ben biər di pəkâmən mechtən,
Biər zcaraitn (zerrten) *aüs dainə wâdrlain* (Federn),
Biər zcaraitn aüs dainə watôchlain (Fittige)*!"*
„Iər jüngən püəbm ün diərndlain,
Tüət miər lai buəs iər belt (wollt), 15
Main jüngəs lâbm (Leben) *schenkət miər.*
Dər shümər kimət wrümər (prangend) *har,*
Də roashən brnt bîdr (wieder) *olə sehean pliən,*
Mainə wâdrlain brnt bîdr bockshn (wachsen),
Mainə wâdrlain ünt watôchlain; 20
Aiər lêdigr schtont brt nimrmear!"
„Kloins wêgəle, dü liəbəs main,

Dû shûgəscht insch racht, dû learəscht insch racht,
Biər wôlgn (folgen) *di: biər geabm hoim!"*

Tomitsch in Grodetz.

122. Də pforarkechin (Pfarrerköchin).
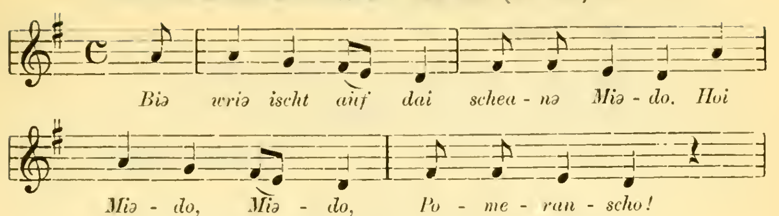
1 *„Meshnar liəbr main, gea pluəsh a liəchtle* (blas ein Licht an).
Shô gea, pluəsh a liəchtle, gea schâg (schau) *af dan pôdn:*
Buəs zûmpət ûnt pealət, biəs a rôsch pəshlûgait?"[1]
Oi dû longai eabikôt (Ewigkeit), *dû kûrzai barlt* (Welt)*!*
5 *„Pforar liəbr main, dai kechin dainai,*
Dai ischt pəshlûgn (beschlagen) *an hentn, an wiəsn* (Füßen)*."*
Oi dû longai eabikôt, dû kûrzai barlt!
Ashôdo schprichət dər pforar zər kechin:
„Kechin, liəbai mainai, bear 't (wer hat) *di pəshlûgn*
10 *Bear 't di pəshlûgn an hentn, an wiəsn?"*
Oi dû longai eabikôt, dû kûrzai barlt!
Ashôdo schprichət də kechin shainai:
„In dr hel (Höll') *an pôdn 'scht a krûmpəs shmûdle* (Schmied),
Es hot mi pəshlûgn an hentn, an wiəsn."
15 *Ashôdo schprichət dər pforar zər kechin:*
„Kechin, liəbai mainai, i bil əs lêshn,
I bil əs lêshn a meschə wr daindr (für dich)*."*
Oi dû longai eabikôt, dû kûrzai barlt!
Ashôdo schprichət də kechin shainai:
20 *„Bôl et* (wohl nicht), *bôl et, dû pforar liəbr,*
Shô lêsch dû narə (nur) *wr an ondrai shealə.*
Biə mear dû lêshəscht, biə tiəfar kim i,
Biə tiəfar kim i in dər hel an pôdn!"
Oi dû longai eabikôt, dû kûrzai barlt!

Tschinkel in Lichtenbach.

---

[1] Was lärmt da mit dumpfem und hellem Schall, als wenn man ein Ross beschlagen würde.

123. Dai scheanə Miədo (Marie).



1. *Biə wriə ischt aǜf dai scheanə Miədo.*
   Hoi Miədo, Miədo, Pomeranscho!

2. *Shi schteanòt schmoarònsch guər wriə aǜf,*
   Hoi Miədo, Miədo, Pomeranscho!

3. *Shi kraizigət shi schean ùnt drbûgət* (wäscht) *shi schean,*
   Hoi Miədo u. s. w.

4. *Shi geanòt hiətən* (hüten) *îr wuətrsch də ôkschən,*
   Hoi Miədo u. s. w.

5. *Aǜf də oɫm* (Alm) *griən, zən prinlain kiəl.*
   Hoi Miədo u. s. w.

6. *Biə shi ischt kâm aǜf də oɫm griən,*
   Hoi Miədo u. s. w.

7. *Aǜf də oɫm griən, zən prinlain kiəl:*
   Hoi Miədo u. s. w.

8. *„Nùə wrasət ùnt trinkət, main wuətrsch d'ôkschən!“*
   Hoi Miədo u. s. w.

9. *Ùnt nîdr shizət dai scheanə Miədo,*
   Hoi Miədo u. s. w.

10. *Wrshlûfm* (einschlafen) *tùət dai scheanə Miədo.*
    Hoi Miədo u. s. w.

11. *Də pomeranschn, diə hont shò schean gəpliənət* (geblüht),
    Hoi Miədo u. s. w.
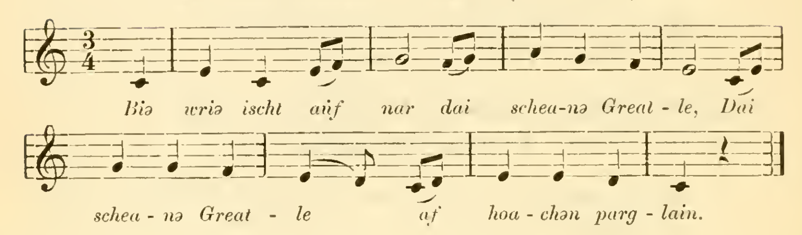
12. *Shai hent ugərîshət* (herabgefallen) *in îr də schoasn*
    Hoi Miədo u. s. w. (Schoß).

13. „*As göt pənâmait* (nähme) *də pomeranschu!*
Hoi Miədo u. s. w.

14. *Shai hont mi gəbckət aûs main shlûfə.*“
Hoi Miədo, Miədo Pomeranscho!

Perz in Kummerdorf.

124. Dai scheanə Greatle (Gretchen).



1. *Biə wriə ischt aûf nar dai scheanə Greatle,*
Dai scheanə Greatle af hoachən parglain (Berge).

2. *Af hoachən parglain in a naiən haishlain* (Haus):
„*Ołə laitə luədənt anondr* (laden einander) *an də hoachzait,*

3. *Lai an də hoachzait, bôl an də wraidə* (Freude),
Lai mi luədət bârlain (wahrlich) *niəmont ete* (nicht).“

4. *Ůnt shi hot dos boart* (Wort) *nöt* (noch nicht) *aûsgərait* (ausgeredet),
Ůnt hin ischt kâm ir prûədr Jûre (Georg).

5. „*Buəs hoscht dû miər prûcht* (gebracht) *main prûədr Jûre?*“
„*I pin di kâm zə luədn bôl an də hoachzait,*

6. *Bôl an də hoachzait, bôl an də wraidə.*“
„*Lai bear hot shi gəhairotət, main prûədr Jûre?*“

7. „*Dain prûədr Jwane* (Johann), *dain shbeschtr Wawro* (Barbara).“
„*Buərt mi* (wart mich) *a bailə main prûədr Jûre,*

8. *Jndesch i gean pochən* (backen) *a hoachzaitswòchizə* (Kuchen)."
„*'Scht et wòn neatən* (vonnöthen) *a hoachzaitswòchizə,*

9. *Shò nim dû, Greatle, lai a hîrshain loible* (Hirselaib),
Dos dû aûs brscht toil (wirst austheilen) *dan uərmən laitən.*"

10. „*Shò buərt mi a bailə, main prûədr Jûre,*
As i uən gean lêgən dos woɫdrpfoitle (Faltenhemd)."

11. *'Scht et wòn neaten dos woɫdrpfoitle,*
Shò nim dû, Greatle, dos bartogainə (Werktags) *pfoitle,*

12. *Dû brscht shain in dr kûchl pai dr mûətr.*"
„*Shò buərt mi a bailə, main prûədr Jûre,*

13. *As i uən gean petən* (aufbetten) *main's baisə biəgle* (Wiege).
„*'Scht et wòn neatən dos baisə biəgle,*

14. *Shò nim dû, Greatle, lai's bartogainə biəgle.*"
Ben shai hent hin kâm in îr wuətrsch guərtə:

15. „*Buəs zûmpət ûnt pealət* (lärmt) *in main wuətrsch guərtən?*"
„*Lai bu* (nun dort wo) *shai zənondr shlûgənt də hoachzaitstischlain.*"

16. *Ûnt ben shai hent kâm in îr wuətrsch haûsch:*
„*Bear boinət shò hois in main wuətrsch dər schtûbm?*"

17. „*Dos hent əs, Greatle, lai inshr də gaigarlain.*"
Ûnt ben shai hent kâm in îr wuətrsch schtûbə,

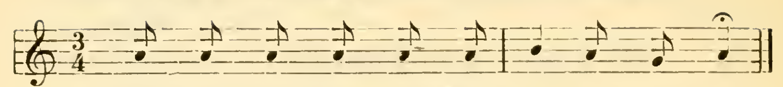
18. *Atinə hot shi wûn* (gefunden) *zboa baisə laichən,*
Jo, baisə laichən, wuətr ûnt mûətr.

19. „*Bai hoscht dû 's miər et zəwoar* (zuvor) *belt shûgən?*"
„*I hon diər, Greatle, zə wrschtean jo gâbm.*"

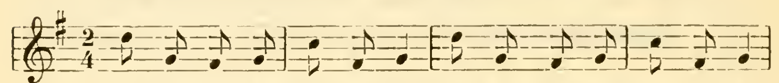
20. *Gəgûmochtət* (in Ohnmacht) *ischt dai scheanə Greatle,*
'S hent wûrt (nun) *gəbân drai baisə laichən.*

Perz in Lichtenbach.
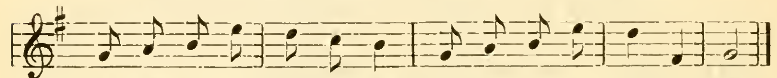
125. Dos zuichtə baip. (Das nichtsnutze Weib.)



1. „Baip, dù shòlscht hoim gean, Dain mon, dar ischt kronk!“



„Ischt ar kronk, Nuə gòt shai donk! Liə-bər Wronz, Nüə nòch a tonz,



No-char bil i hoi - mə gean, No-char bil i hoi - mə gean!“

2. *„Baip, dù shòlscht hoim gean,*
Dain mon, dar geat schtarbm!“
„Geat ar schtarbm,
I brt et (werde nicht) *wrdarbm.*
Liəbr Wronz (Franz) u. s. w.“

3. *„Baip, dù shòlscht hoim gean,*
Dain mon, dar lîgt in zîgən (in den [letzten]
„Lîgt ar in zîgən, Zügen)!“
Luəst in lîgən!
Liəbr Wronz u. s. w.“

4. *„Baip, dù shòlschst hoim gean,*
Dain mon, dar ischt gəschtoarbm!“
„Ischt ar gəschtoarbm,
Brt et mear wrdoarbm!
Liəbr Wronz u. s. w.“

5. *„Baip, dù shòlscht hoim gean,*
Dain mon dar lîgt af eardn!“
„Lîgt ar af eardn.
I brt an ondrn wərearn (verehren).‘
Liəbr Wronz u. s. w.“

6. *„Baip, dù shòlscht hoim gean,*
Dain mon, dar brt pəgrûbm!“

„*Brt ar pəgrûbm,*
I brt an ondrn hûbm!
Liəbr Wronz u. s. w."

Perz in Lichtenbach.

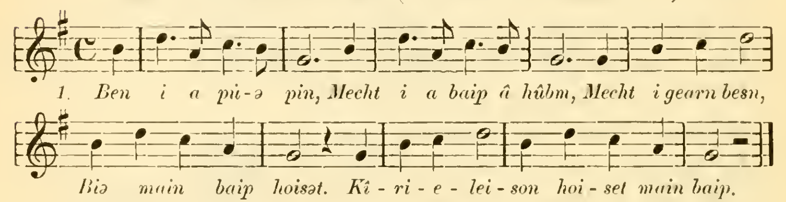
126. Dai prâwə (brave) schtiəfmùətr.

Biə wriə ischt aùf kloin loandiərnle, 1
Es ziəchət ahin zər haùschbîrtin (Hausfrau):
„*Oi haùschbîrtin, iər liəbai main,*
Bos wr a bùndrlain trâm (Traum) *ischt miər woargəgean!*
: Bear (wer) *miər dan trâm aùslêgən kenait* (könnte)? :| 5
Miər oʼlə moarn drai shùn (Sonnen) *aùfgeant,*
Woar aiər wanschtr ischt a wânle (Fahne) *gəschtean.*"
„*Kloin loandiərnle, liəbəs main,*
Dan trâm lêg ich diər shaubrscht (selbst) *aùs:* 10
Ich brt diər grailain drkronkən tùən,
Drkronkən tùən ùnt schtarbm tùən.
Dù brscht əs hairotn main jùngən bîrt (Mann).
|: *Ich brt wrluəsn* (verlassen) *main də boishlain* (Waislein) 15
Shò moch mit dan boishlain buəs giətlich ischt, kloin. :|
Buəs giətlich ùnt buəs menschlich ischt.
Ben dù an dain (den Deinen) *brscht gâbm dos baisə proat,*
Shò gib an main dos shbuərzə proat.
Ben dù an dain brscht gâbm dan roatən bain, 20
Shò gib an main dos kiələ bosr (Wasser).
Ben dù an dain brscht petən 's wêdrpetlain (Federbett),
Shò pet an main aùf dan schtroabə (Stroh) *oins!*"
Drkronkət ischt dai haùschbîrtin,
Gəschtoarbm ischt dai haùschbîrtin. 25
|: *Ens* (jenes) *hot gəhairotət dan jùngən haùschbîrt.* :|
Es hot gətuən buəs giətlich ischt,
Buəs giətlich ùnt buəs menschlich ischt.
Dan boishlain hot shi gâbm dos baisə proat, 30
An îr (den Ihrigen) *hot shi gâbm dos shbuərzə proat.*
Dan boishlain hot shi gâbm dan routən bain,
An îr hot shi gâbm dos kiələ bosr.

Dan boishlain hot shi gəpetət dos wêdrpetlain,
45 *An îr hot shi gəpetət aûf dan schtroabə oins.*
Ashôdo schprichət îr scheandr haûschbîrt:
„Main haûschbîrtin, dû liəbai main,
|: *Bai gaischt dû* (warum gibst du) *dan kindərn et ołən* (nicht allen) *glaich?“* :|
40 *„Lai ashô* (nur so) *main jüngər, main liəbr haûschbîrt:*
Dain earschtai wrâ (Frau) *hot miər zəwoar* (zuvor) *gəshoit* (gesagt),
Ich shôl aus (allet) *tûən buəs giətlich ischt,*
Buəs giətlich ischt, buəs menschlich ischt!“

Schröer. 482 f.

127. I bil aus hûbm. (Ich will alles haben.)



2. *Ben i a baip â hon,*
Mecht i a kint â hûbm,
Mecht i gearn besn (wissen),
Biə main kint hoisət.
Wrischgəshbint hoist main kint.
Kîrieleison hoisət main baip.

3. *Ben i a kint â hon,*
Mecht i a diərn â hûbm,
Mecht i gearn besn,
Biə main diərn hoisət.
Pümpəsdiərn hoisət main diərn u. s. w.

4. *Ben i a diərn â hon,*
Mecht i a knacht â hûbm,
Mecht i gearn besn,
Biə main knacht hoisət.
Holbrechts hoist main knacht u. s. w.

5. *Rösch* (Ross) — *Groasr Schtairar* (großer Steirer).

6. *Schtoɫ* (Stall) — *Îberoɫ* (überall).

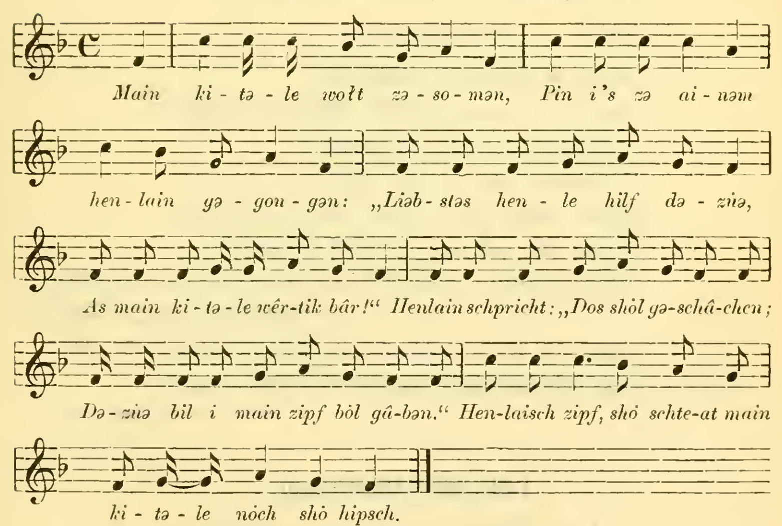
7. *Hai* (Heu) — *Aǔsgəschtrait* (ausgestreut).

8. *Ben i a hai â hon,*
Mecht i a prǔn (Brunnen) *â hâbm.*
Mecht i gearn besn,
Bie main prǔn hoisət.
Ǔmǔntǔm hoisət main prǔn.
Aǔsgəschtrait hoisət main hai.
Îberoɫ hoisət main schtoɫ.
Holbrechts hoisət main knacht.
Groasr Schtairar hoisət main rösch.
Pǔmpəsdiərn hoisət main diərn.
Wrischgəshbint hoisət main kint.
Kîrieleison hoisət main baip.

Perz in Kummerdorf.

---

128. **Main kitəle** (Kittelchen).



2. *Main kitəle woɫt zəsomən* (fällt zusammen).
Pin i's zə oinəm wǔkschə (Fuchs) *gəgongən:*

„Liəbstər wûksch, shô hilf dəzûə,
As main kitəle wêrtik bâr (fertig würde)*!“*
Wûksch schpricht: „Dos shôl gəschâchən (geschehen),
Dəzûə bil ich main shbonz (Schwanz) *bôl gâbm.“*
Wûkschisch shbonz, henlaisch zipf,
Shô schteat main kitəle nôch shô hipsch!

3. *Main kitəle wołt zəsomən,*
Pin i's zə oinəm bôlwə (Wolf) *gəgongən:*
„Liəbstər bôlf, shô hilf dəzûə,
As main kitəle wêrtik bâr!“
Bôlf schpricht: „Dos shôl gəschâchən,
Dəzûə bil i main lôch (Loch) *bôl gâbm.“*
Bôlwisch lôch, Wûkschisch shbonz, henlaisch zipf,
Shô schteat main kitəle nôch shô hipsch!

4. *Huənə* (Hahn). — *Kompə* (Kamm).

5. *Huəshə* (Hase). — *Tonz* (Hinterfüße).

6. *Pâr* (Bär) — *Tozə* (Tatze).

7. *Patər* — *Kûtə* (Kutte).

8. *Main kitəle wołt zəsomen,*
Pin i's zə oinər Mûno (Minna) *gəgongən:*
„Liəbstai Mûno, hilf dəzûə,
As main kitəle wêrtik bâr!“
Mûno schpricht: „Dos shôl gəschâchən,
Dəzûə bil ich mûnə tûtən gâbm.“
Mûnisch tûtn, Patərsch kûtn, pârisch tozə, huəshənsch tonz, huənisch kompə,
Bôlwisch lôch, wûkschisch shbonz, henlaisch zipf,
Shô schteat main kitəle nôch shô hipsch!

Perz in Lichtenbach.

---

129. Der Birnbaum.

1. *Pâm* (Baum) *in dər aum* (Alm).
In dər aum schteat a pîrnpâm,
Ar trâgət lâp (Laub).

2. *Aûf dan pâmə*
Schtcat a bûndrscheandr oscht (Ast).
Oscht af'm pâmə,
Pâm in dər aum,
In dər aum schteat a pîrnpâm,
Ar trûgət lâp.

3. *Af dan oschtə*
Schteat a bûndrscheans naschtle (Nest).
Naschtle af'm oschtə,
Oscht af'm pâmə u. s. w.

4. *In dan naschtle*
Schteat a bûndrscheans oi (Ei).
Oi in dan naschtle u. s. w.

5. *In dan ojə*
Schteat a bûndrscheans wêgəle (Vögelchen).
Wêgəle in dan ojə u. s. w.

6. *In dan wêgəle*
Schteat a bûndrscheans harz.
Harz in dan wêgəle
Wêgəle in dan ojə,
Oi in dan naschtle,
Naschtle af'm oschtə,
Oscht af'm pâmə,
Pâm in dər aum.
In dər aum schteat a pîrnpâm,
Ar trûgət lâp.

Klun in den „Deutschen Mundarten“, 4, 394.

---

130. Vom Dienen.

1. *Dos carschtə juər gədiənət,*
A henle (Henne) *wrdiənət:*
Dos henle wiərət (führt) *hiənlain* (Hühnchen).

2. *Dos zboitə juər gədiənət,*
A razle (Ente) *wrdiənət:*
Dos razle schteat af proitən tazlain (Fuß).
Dos henle wiərət hiənlain.

3. *Dos dritə juər gədiənət,*
A pûrle (Truthahn) *wrdiənət:*
Dos pûrle shûgət: longai oarn (Ohren).

4. *Dos wîrtə juər gədiənət,*
A lample wrdiənət:
Dos lample shûgət: schîr (schere) *mich!*

5. *Goisle* (Geiß) — *pliska, plaska!*

6. *Wakle* (Ferkel) — *pik mi!*

7. *Kiəle* (Kühlein) — *milch mi!*

8. *Reschle* — *rait mi!*

9. *Mandle* — *liəb' mi!*

10. *Dos zêntə juər gədiənət,*
A piəble wrdiənət:
Dos piəble shûgət: biəg (wiege) *mi!*
Dos mandle shûgət: liəb' mi!
Dos reschle shûgət: rait' mi!
Dos kiəle shûgət: milch mi! u. s. w.
Dos henle wiərət hiənlain.

Schröer, 231 f.

Eine zweite Fassung von Perz hat als erste Strophe: *I hon gədiənət dos earschtə juər,* | *I hon wrdiənət a henle guər.* | *'S henle* u. s. w. als zweite Strophe: *I diən main hearn dos zboitə juər,* | *I hon wrdiənət a hânle* (Hähnchen) *guər.* | *'S hânle shûgət: hapa, hapa.* Die Wortstellung bleibt nun in den folgenden Strophen dieselbe. Die Thiere oder die Rufe sind in zum Theil anders als oben. 7. *'S kiəle shûgət: tuca, tuca.* 8. *'S ekschle shûgət: muca, muca.* 10. *Də tochtr shûgət: meaca, meaca.* 5, 3 lautet: *'S goisle hot a krûmpəs hearndle* (Hörnchen).

131. Də geschtə (Bewirtung).

1. *Ůmar 'scht kâm* (herangekommen ist) *dər mantok* (Montag).
Hot's baip in mon an də geschtə gəwiərt (geladen).
A bûdrle (Widder) *hot shi gəpruətn* (gebraten),
In də komr (Kammer) *ischt shi gəlôfən.*
'S bûdrle hot shi shaubm (selbst) *guəs* (gegessen),
Də hoarn (Hörner) *hot shi in monə* (dem Manne) *gəschpuərt*
„Is, is, is, dû liəbr main mon, (gespart):
Wŏn damon (dem) *brscht dû nôch woist* (feist) *shain!“*
„Och gôt, dar bois (weiß),
Wŏn damon brt i nimr woist.“

2. *Ůmar 'scht kâm dər êrtok* (Dienstag),
Hot's baip in mon an də geschtə gəwiərt.
A pûrle (Truthahn) *hot shi gəkôchət,*
In də komr ischt shi gəlôfən.
'S pûrle hot shi shaubm guəs,
In shnûbl (Schnabel) *hot shi in monə gəschpuərt:*
Is, is, is, dû liəbr main mon u. s. w.

3. *Ůmar 'scht kâm dər mitôch,*
Hot's baip in mon an də geschtə gəwiərt.
A razle (Ente) *hot shi gəkôchət,*
In də komr ischt shi gəlôfən.
'S razle hot shi shaubm guəs,
'S prazle (Pfote) *hot shi in monə gəschpuərt:*
„Is, is, is u. s. w.

4. *Pfinstok* (Donnerstag) — *prâtle* (Braten) — *pruətschpis* (Bratspieß).

5. *Wraitok* — *poboȓizn* (Strudel) — *rintlain* (Rinde).

6. *Shonstok* (Samstag) – *knelain* (Knödel) – *shûpm* (Suppe).

7. *Ůmar 'scht kâm dər shûntok,*
Hot's baip in mon an kîrtok gəwiərt.
„Schâgət (schauet), *schâgət, laitə,*
Lai dos 'scht a mon, a baibəsch bart (eines Weibes wert):
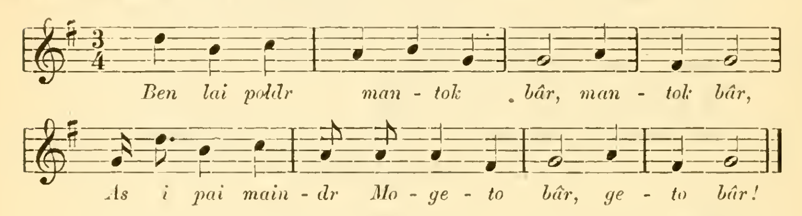
A paúch, biə a prachl (Brechel),
Wiəsə (Füße), *biə hoschplschtapflə* (Haspel-Staffeln),
Néglə (Finger), *biə rachnzendə* (Rechenzähne),
Hentə, biə rachnpanklain (Rechenbänke),
A köpf, biə a shbainschof (Schweinschaff).
: Lai dos 'scht a mon a baibəsch bart! :|

Perz in Lichtenbach.

132. Sehnsucht nach dem Liebchen.

Gespräch zweier Personen.

A. „*Hoi Hanshe.*“ B. „*Hoi.*“ A. „*Main Greatlain et gəshâchn* (nicht gesehen)?“ B. „*Jo.*“ A. „*Benə* (wann)?“ B. „*In mantogən* (Montag).“ Nun Gesang:



Darauf folgt Gespräch wie oben mit dem Schluss: *in értogən* (Dienstag) und Gesang: *Ben lai połdr* (wenn nur bald) *mantok, êrtok bâr* (wär), *As i pai maindr Mogeto* (Margarethe) — *geto bâr!*
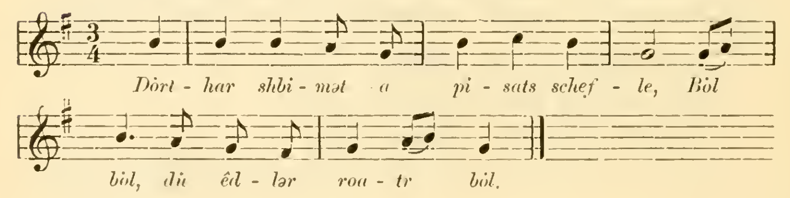
Und so fort Gespräch und Gesang durch alle Wochentage; zum Schluss:

Ben lai połdr mantok, êrtok, mitôch, pfinstok, wraitok, shonstok, shúntok bâr, As i pai maindr Mogeto bâr, — geto bâr!

Perz in Kummerdorf.

---

133. Wóm pisatn (bunten) scheflain (Schifflein).



1. *Dòrthar* (von dorther) *shbimət a pisats scheflc.*
Bôl, bôl, dû êdlər, roatr, bôl.
In dan scheflain ischt olərlojə koarn,
Bôl u. s. w.
Olərlojə koarn, roatr boizə.
Bôl u. s. w.
Roatr boizə gait (gibt) *hoachə loibə* (Laibe),
Bôl u. s. w.
Hoachə loibə gâbənt roatə knachtə.
Bôl, bôl, dû êdlər, roatr, bôl.

2. *In dan scheflain ischt olərlojə koarn,*
Bôl u. s. w.
Olərlojə koarn, baisr hîrshə (weißer Hirsche).
Bôl u. s. w.
Baisr hîrshə gait hoachə loibə,
Bôl u. s. w.
Hoachə loibə gâbənt roatə knachtə.
Bôl, bôl, dû êdlər, roatr, bôl.

3. *Platəlatai pîrə* (flacher Spelz).

4. *Draiccatai hoidə* (dreieckiger Buchweizen).

5. *Schpizr hûbr* (spitzer Hafer).

6. *In dan scheflain ischt olərlojə koarn,*
Bôl u. s. w.
Olərlojə koarn, ploichai rôcə (bleicher Roggen).
Bôl u. s. w.
Ploichai rôcə gait hoachə loibə,
Bôl u. s. w.
Hoachə loibə gâbənt roatə knachtə,
Bôl u. s. w.
Roatə knachtə gâbənt ploichə diərnə.
Bôl, bôl, dû êdlər, roatr, dû.

Perz in Lichtenbach.
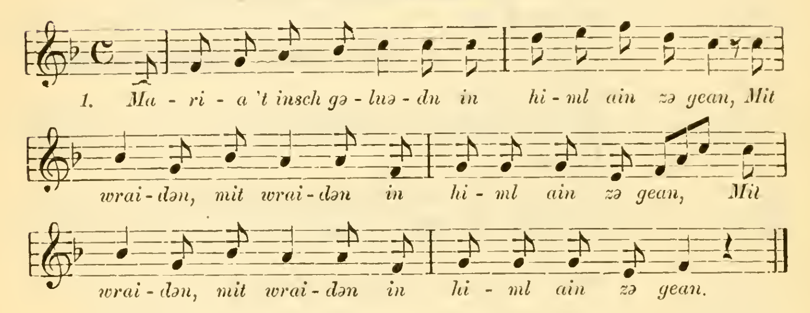
134. Necklied auf die Reifnitzer.

1 *Scheandr Matl* (Matthias) *Raiwnizar,*
Scheanai pütschəlain (Fässchen) *mochət ar,*
Scheanai krâgəlain (Stöpsel) *drakschəlt ar,*
Scheanai êshəlain (Esel) *shotəlt* (sattelt) *ar,*
5 *Scheanai Mînain* (Minna) *liəbət ar.*

(Diese Strophe wird öfter wiederholt mit Veränderung des weiblichen Namens.)

A. H. in der Stadt Gottschee.

135. Trinkliədle.



2. *In himl babr lôbm* (werden wir loben) *gôt wuətr ünt gôt shûn,*
Gôt wuətr, gôt shûn, gôt dan hailigən guischt,
Gôt wuətr, gôt shûn, gôt dan hailigən guischt.

3. *Dər Matl schenkət 's Hanshain uən,*
Shai trinkənt dan liəbm gəshûnt (Gesundheit).
Shai trinkənt, shai trinkənt Maria îrn nûm,
Shai trinkənt, shai trinkənt Maria îrn nûm.

Die dritte Strophe wird mit Veränderung der Taufnamen auf jeden in der Gesellschaft gesungen. *„Hanshe schenkət 's Andrlain uən"* u. s. w. Während des *„shai trinkənt"* muss der Angesungene sein Glas leeren.

Tschinkel in Lichtenbach.

Die Schluss-Strophe hat Tomitsch in Mösel in einer andern Fassung niedergeschrieben:

Jakəle schenkəts Matəlain (Matthias) *nən*
Af shain dai liəbə gəshüntheit.
Trinkət, nar trinkət in îrn poidn nûm.

---

136. Der Rebensaft.

Dû scheandr güətr râbmshoft,
Biə gaischt (gibst) *dû muənichəm güətai kroft!*
Pôləscht (wirfst) *dû mi nîdr,*
Shô schtean i bîdr aûf,
Begn dainr drzîrn i mi laibr et (gleichwohl nicht)*!*

Schröer, 221 f.

Eine zweite Fassung von Tomitsch in Mösel hat für V. 2: *muənichəm*] *miər.* V. 3: *pôləscht*] *weləscht* (fällst) für V. 5: *laibr et*] *nimrmear.*

---

137. Wein und Wasser.

Der Wein sagt zum Wasser: „Ich bin so fein!"
Sie stritten immer mitsammen.
Das Wasser sagt: „Ich bin noch mehr fein,
Mich braucht man zu allen Sachen:
Zum Kochen, zum Waschen, zu allerhand Sachen."
Der Wein, der sprach: „Ich bin noch mehr fein,
Denn mich trägt man in die Kirchen hinein."
Das Wasser sprach: „Ich bin noch mehr fein,
Denn wär' ich nicht zu dir geronnen,
So wärst du ja längst verdorret."
Der Wein, der sprach: „Du hast recht,
Das Wasser ist der Meister, der Wein ist der Knecht!"

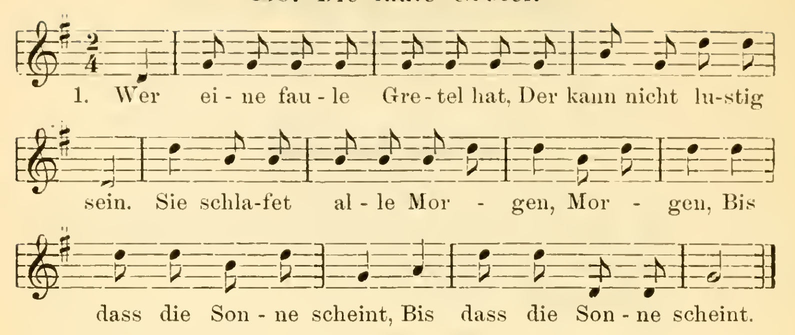
Elze, 35.

Tomitsch in Mösel hat den Schluss in der Mundart aufgezeichnet:

„*Bârait* (wäre) *i et zə diər gərün,*
Bâraischt dụ wrprün."
Dər bain shûgət: „*Dụ hoscht racht,*
Dụ pischt dər hear, i pin dər knacht."

---

138. Die faule Gretel.



2. Der Vater aus dem Walde kam,
Die Gretel, die schläft noch.
„So schlaf zum Tausend Teixel, Teixel,
Unser Hirt ist schon im Wald,
Uns're Kuh ist noch im Stall!"

3. Die Gretel aus dem Bette sprang,
Den Rock in ihrer Hand.
Sie geht das Kühlein melken, melken
Mit der ungewasch'nen Hand.
Ei, das ist 'ne rechte Schand!

4. Als sie die Kuh gemolken hat,
Da gießt sie Wasser zu;
Dann geht sie hin zum Vater, Vater:
„So viel Milch gibt unsre Kuh."
Ei, das macht die lange Ruh.

5. Sie nimmt den Stock in ihre Hand
Und treibt das Kühlein nach.
Sie thut das Kühlein treiben,
|: Treiben in'n grünen Wald :|

6. „Guten Morgen, lieber Hirte mein,
Was hab' ich dir Leid's gethan,
Dass ich muss alle Morgen
|: Treiben mein Kühlein nach?" :|

7. „Gibst du mir alle Buttermilch.
Was and're Mädchen thun,
So will ich alle Morgen
Blasen vor deiner Thür:
Faule Gretel komm herfür!“

8. „Ich geb dir alle Buttermilch,
Die saure auch dazu,
Dass du wirst alle Morgen
Blasen vor meiner Thür:
Schön Gretel komm herfür!“

Elze, 35f.

Bei Elze fehlt 2, 3; 3, 5, die ganze Strophe 4. In 7, 4 und 8, 4 steht „Pfeifen“ für „Blasen“. Diese Zusätze und Änderungen habe ich eingefügt nach einer im übrigen gleichlautenden Aufzeichnung von Julius Schmidt. Eine dritte Fassung von Perz weicht nur in einigen Wörtern ab und stimmt wörtlich überein mit Mittler, Nr. 1027.

---

139. Wecklieder.

1.

Biɔ scheanɔ krânənt (krähen) *dɔ hiɔndr* (Hühner),
Biɔ scheanə shingənt shai.
„*Jakl* (Jakob) *bek dain Mîne!*“
Mîne bâr schȯn au̇f.
„*Bek dar ondr â dai shainə.*“

Schröer, 411 (aus Mitterdorf).

2.

Bȯl au̇f, bȯl au̇f gəliəchtr tok!
Ołə dɔ gleeɔlain laitənt schean,
U̇nt Moschnar diərndlain shlûfmt nȯch ołə schean.

Schröer, 447 (aus Tschermoschnitz).

---

140. Fuhrmannsliedchen.

Tschihi, tschihi, main prau̇ne (Braun), *hȯda hȯ,*
Nȯch haint brscht du̇ ahoimə (daheim) *shain,*

Nöch haint brscht dü ahoims shain, dahö,
Pai main dar jüngn kroinarin,
Terala, terala, terala, tehö,
Toderala, terala, terala, tehö!

Tomitsch in Mösel.

141. Drei Mädchen.

1.

Es blühen drei Rosen im Garten,
Tri lepe rožice (Drei schöne Röschen)
Es sind ja keine Rosen,
So lepe deklice. (Es sind schöne Mädchen)

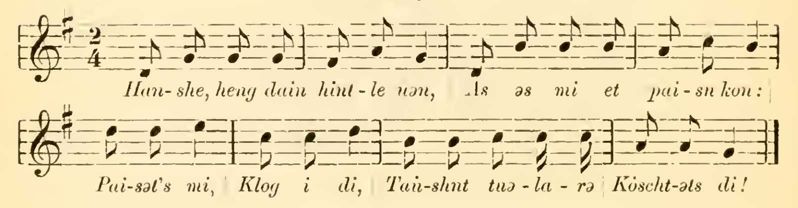
2.

Die eine heißt Marianka,
Ta druga Micinka. (Die zweite Mariechen)
Die dritte hat keinen Namen,
Je moja ljubica. (Sie ist mein Liebchen)

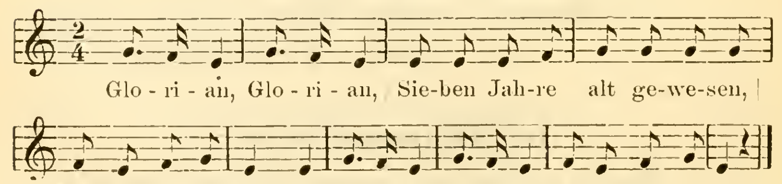
A. H. in Rieg.

Kinderlieder.

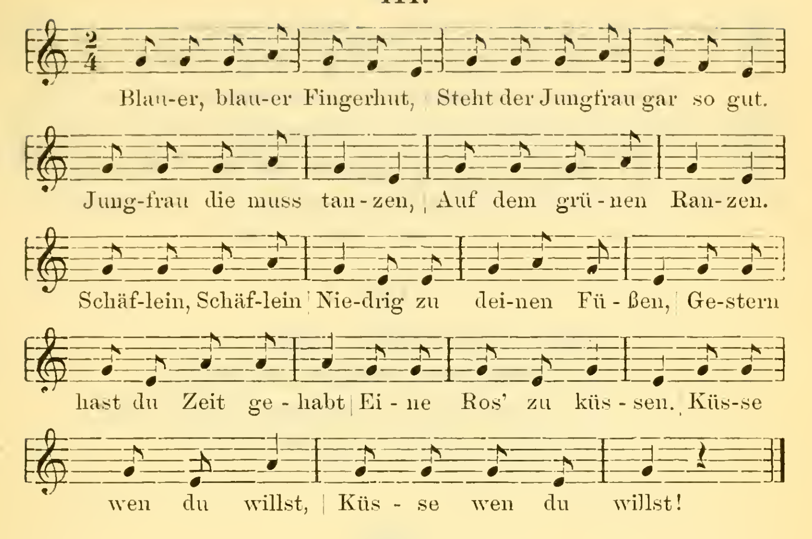
142.
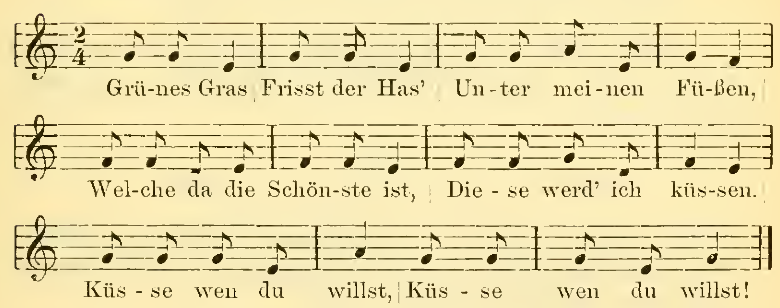


143.



144.



145.

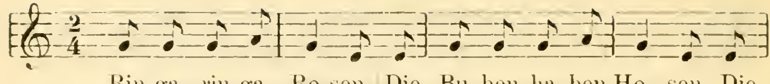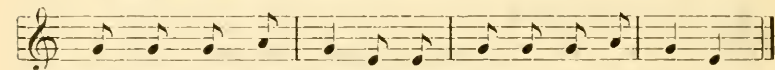


146.

Pica, paca, hamrle,
Dər milar geat in's kamrle.
Hot a baisəs hiətle aùf,
Wîrùntzbonzik schteant bôl draùf.

So in Lichtenbach. In Mösel lautet die vierte Zeile: *Ùnt a gâlai wêdr* (gelbe Feder) *draùf* oder *Shekschùntdraisik wêgelain* (Vögelein) *draùf.*

147.





148.

Ragn (Regen), *ragn, trùpfn,*
Də diərnə brnt drklùpfn (erschrecken).
Də pùəbm lìgnt in wêdrpetn (Federbetten),
Də diərnə lìgnt in shaùdrekn.

149.

Poch a zautle, poch a zautle (back ein Brotlaib),
Hùz in òwm (Ofen).

(Man spricht diese Worte und spielt mit dem Kopf des Kindes, als wäre er ein Brotlaib, den man in den Ofen schieben will.)

150.

Mine, Zine,
Moch aùf dain tìrle.
Buəs ischt atinə (drinnen)?
Laùtr boizain koarn.
Geschtr moarn (früh)
Hon i's aùsar wrloarn.
Haitə moarn
Hon i's bìdr wùn (gefunden),
Dòrt pai pîchl prùn (Hügelbrunnen).

151.

Schpinar, Schpinar, praiarle,
Shìbm juər a wâdnle (Faden).
Lonk,
Biə a ponk;
Dik,
Biə a schtrik;
Hoach, biə a haùsch;
Nidr, biə a maùsch.

152.

Ringa, ringa, raia,
Shain biər inshr draia,
Shizn biər af höldrpâm,
Schâgn buəs (schauen was) *də wêglain tûənt.*
Wêglain tûənt schean shingən,
Kimt a jagr mit dər piksch,
Schiəst insch ołə nîdr.

153.

Hansch, pansch, pfêrshaichkearn (Pfirsichkern),
Asn, trinkn tûət ar gearn,
Shain dai liəbə hot ar gearn.

154.

Shnacə, aûsar (Schnecke heraus), *shnacə!*
Haishle print ub.
Shnacə, shnacə, pûs,
Gib diər a naiəs haishle.

155.

Nâbl wlaich (Nebel flieh)*!*
Wuətr ûnt mûətr geant diər noch
Mit pikschn (Büchse) *ûnt sabl.*

156.

1, 2, Polizei,
3, 4, Komm zu mir,
5, 6, Alte Hex,
7, 8, Gute Nacht,
9, 10, Schlafen gehen,
11, 12, Junge Wölf.

157.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Hast du mir ein'n Brief geschrieben?
Wo denn hin?
Nach Berlin,
Wo die schönsten Mädchen blüh'n.

158.

Leni, Leni, Tintenfass,
Geh in die Schul' und lerne was;
Komm zu Haus und sag' mir was,
Was du heut' gelernet hast.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!

159.

Ente, Tente, Tintenfass,
Geh in die Schul' und lerne was:
A, e, i, o, u,
Der größte Esel bist du!
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!

160.

Engati, Bengati,
Hopsa di go,
Hopsa di gia, gia go.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!

161.

Engele, Bengele, lass mich leben,
Will dir einen schönen Vogel geben.
Vogel, Vogel, gibt mir Stroh,
Stroh, Stroh frisst die Kuh,
Kuh, Kuh gibt mir Milch,
Milch, Milch frisst die Katz,
Katz, Katz fängt die Maus,
Maus, Maus, du bist aus!

162.

Adl, madl, Tomaisadl,
Bitz, butz, ausgestutzt bist du.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!

163.

Hokus, pokus,
Römisch, böhmisch,
Holz, Knopf,
Schauz, bauz
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!

164.

Enze, tenze, tiche, tache,
Na, a, pearle, puff.

165.

Earle, pearle,
Pumpa dis,
Iss den guten Thaler, iss.
Anton,
Pakaron,
Ich und du
In den Schwamm.

166.

Eke, Peke,
Zuckermehl,
Aber, Faber,
Domine.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei!

167.

Liəbai shüno schain,
Af mitr prücn (Brücke) *schteat*
a mâsle bain (Wein),
Üm a gröschn proat:
Bain ünt proat,
Koinai noat.

168.

Engəle, bengəle
Mük af di,
Baisəs proat,
Inshr noat,
Fini, fani,
Tüsch!

Die Kinderlieder sind in Gottschee, Lichtenbach, Mitterdorf, Mösel und Nesselthal von Perz, Benno Seemann, Tomitsch und Tschinkel aufgezeichnet worden.

ERLÄUTERUNGEN UND ANMERKUNGEN

ZU DEN

EINZELNEN LIEDERN.

NEBST GELEGENTLICHEN UNTERSUCHUNGEN
ZUR STOFFGESCHICHTE.

I.

Geistliche Lieder und Legenden.

1. Vom zerrissenen Stall.

(Vgl. oben S. 68f.)

2. Jesus und Maria.

Dieses Lied erzählt ein Ereignis aus dem Leben Jesu, und zwar im Widerspruch zu dem biblischen Berichte. Den Evangelien zufolge (Marcus, 14, 26 und die andern) geht Jesus nach der Einsetzung des heiligen Abendmahles geradenwegs auf den Ölberg, wo er gefangen wird. Der Volkssänger denkt sich nun, in diesem entscheidungsvollen Augenblick werde Jesus nochmals zu Maria gehen, um von ihr Abschied zu nehmen. Und so berichtet denn unser Lied, wie Jesus spät am Abend heim kommt. Maria empfängt ihn und fragt besorgt, wo er so lange geblieben sei. „Ich war mit meinen zwölf Jüngern beisammen und habe das heilige Abendmahl eingesetzt." „Warum bist du so traurig?" „Wie soll ich nicht traurig sein, wenn ich den Kelch austrinken werde in der Nacht zum Freitag." — V. 6 f. (Mit der linken Hand öffnet sie ihm, mit der Rechten empfängt sie ihn schön) finden wir auch in slowenischen Liedern, vgl. A. Grün, 94; Stanko Vraz, 13.

Nr. 2b f. weicht nur in Einzelheiten ab. Der Schluss, der nicht vollständig überliefert ist, weist deutlicher auf die Schrecken des Charfreitages hin. V. 16 nimmt Bezug auf den Brauch der katholischen Kirche, vom Gründonnerstag bis zum Charsamstag das Läuten der Glocken einzustellen.

3. Maria unter dem Kreuze.

Eine poesievolle Erfindung von der Einsetzung der heiligen Messe. Maria hat durch einen Brief den bevorstehenden Tod ihres Sohnes erfahren. Sie zieht nach Jerusalem auf den Richtplatz, wo Christus am Kreuze hangt. Christus verweist seiner Mutter die Thränen, durch die sie seine Martern vergrößere. Dann lässt er ein

Milch- und ein Blutströpflein fallen, Maria möge beides im Felde säen: aus jenem werde eine Weizenähre, aus diesem eine Weinrebe erblühen. Nun kann keine Messe gelesen werden, ohne dass Weizenbrot, Wein und Wachskerzen dabei sind.

An den Schluss sind die Wachskerzen ganz unvermittelt hinzugetreten. In 3[a], wo Jesus selbst die Tropfen auf das Feld fallen lässt, werden sie nicht erwähnt. Ich finde sie aber in einem südslawischen Märchen (Krauß, 2, Nr. 157, ebenso slowenisch bei Krek, 32 f.), das von der Entstehung der Biene handelt. Christus sagt da: „Sie wird allezeit Wachs bereiten, ohne den wird man keine heilige Messe lesen können.“ Vielleicht stammt der Zusatz aus dieser Quelle.

Christus verglich sich selbst dem Weizenkorn und dem Weinstock (Ev. Johannis, 12, 24 und 15, 1) und dieser Vergleich kehrt in volksthümlichen Dichtungen öfter wieder (Mannhardt, Baumcultus, 230; Erk, Nr. 2028 f.). — Ein tschechisches Lied (Waldau, 2, 229) erzählt, Maria habe Christi Blut in einem Garten versprengt, aus jedem Tropfen erwuchs ein Weinstock: und wer von diesem Weine trinkt, wird selig werden. Nach einem slowenischen Liede (Scheinigg, Nr. 105) fiel ein Blutstropfen Christi auf ein Weizenfeld, einer in einen Weingarten, einer auf die gläubige Menschenseele. Ein deutsch-böhmisches Lied (Hruschka und Toischer, 1, Nr. 98[a] und die Anmerkungen, 504) berichtet Ähnliches von der heiligen Katharina: wo ihr Blut hinfloss, da wuchsen Wein und Weizen. Daselbst auch der gleiche Schluss, wie in Nr. 3[a]: „Und wann der Wein und der Weizen nicht wär, So wär keine Messe auf der Welt nimmermehr.“ Diese Schlusswendung steht nur in der deutsch-böhmischen Fassung des weitverbreiteten Katharinenliedes und ist wahrscheinlich von einem Marienliede übernommen worden. (Über den Anfang von Nr. 3 vgl. die Anmerkungen zu Nr. 4.)

4. Maria und Johannes.

Maria fragt den Jünger Johannes, der zum Fenster herausschaut, ob er nicht ihren Sohn gesehen habe. Johannes bejaht es: „Die Juden haben Jesum auf dem Ölberg gefangen, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, so dass sein rosenfarbes Blut herabrann. Kein Mensch möchte es glauben, wie groß seine Wunden sind.“

Dieses Zwiegespräch zwischen Maria und Johannes, sowie Mariä Wanderung zum Kreuze und ihr Gespräch mit Jesus (der Anfang von Nr. 3), sind Bestandtheile der vielen Marienklagen, die wir in Deutschland seit dem 12. Jahrhundert als selbständige Dichtungen, später als Einlagen in Passionsspielen finden (vgl. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, 241 f.). Dieser Stoff ist seinem Ursprunge nach volksthümlich und noch heute ein überaus

verbreitetes Volkslied. Den gleichen Inhalt wie Nr. 4, auch mit demselben Eingang: „Dort im Thale geht der Morgenstern auf, darunter sitzt Maria“ und mit demselben Schluss: „Wer dies Lied einmal im Tage singt, wird sich den Himmel erwerben“ haben ein steirisches, ein fränkisches und ein schwäbisches Lied (Schlossar, Nr. 4; Ditfurth, 1, 52; Meier, Nr. 200 u. a. vgl. Erk, Nr. 2062). Im Anschlusse an die bekannte Stelle im Evangelium Johannis, 19, 26 f. lässt das Volkslied (sowie die Marienklagen) Maria die Fragen nach Jesus meist an Johannes stellen. Doch tritt häufig auch Petrus dafür ein (Ditfurth, 1, 51; Erk, Nr. 2058f. und 2061, Carinthia I., 81, 26; Hruschka und Toischer, 1, Nr. 29, wo auch Christi „rosenfarbiges Blut“ erwähnt wird); oder es ist der Name des angesprochenen Jüngers gar nicht genannt („ein hübscher junger Mann“ u. a., vgl. Mittler, Nr. 440 f.; Simrock, Nr. 72; Böckel, Nr. 122; Tobler, 2, 155; Erk, Nr. 2060 u. a.). Das inhaltlich verwandte und mit der gleichen Schlusswendung versehene Volkslied „Jesus im Garten“ (Böhme, Nr. 542) stammt wahrscheinlich schon aus dem 15. Jahrhundert. Auch bei den Dänen und Esthen gibt es ein ähnliches Volkslied (Grundtvig, gamle danske folkeviser, 2, 526 und Neuss, Volkslieder der Esthen, Nr. 33.)

5. Maria im Rosengarten.

Maria ist im Rosengarten, sie flicht Kränze, um sie auf das heilige Kreuz zu hängen. Dieses Motiv: Maria im Rosengarten, d. h. im Himmel (vgl. darüber oben S. 152), ist sehr volksthümlich (z. B. Hruschka und Toischer, 1, Nr. 19). Der Schluss von Nr. 5a, die Bitte an Maria, sie möge zur Seligkeit verhelfen, sowie der Kehrreim „Maria, o Königin“ sind in volksthümlichen Marienliedern überaus häufig (z. B. Ditfurth, 1, 26 f.; Erk, Nr. 2055). Nr. 5a weicht im Wortlaut zum Theil von 5 ab. Zur ersten Strophe vgl. oben S. 150f.

6. Die Vöglein im Rosengarten.

Hier wird das vorhergehende Lied Nr. 5 den Vöglein in den Mund gelegt und

7. Lied beim Hirsejäten,

das bei dieser Feldarbeit gesungen wird, überträgt die in Nr. 5 erwähnten Handlungen des Kränzewindens u. s. w. auf die Wachtel. Der Eingang dieses Liedes mit der frommen Ausdeutung des Wachtelschlages „Die Wachtel schlägt heuer in unserem Feld: Gott geb uns heuer ein gutes Jahr“, findet sich ähnlich in einem weitverbreiteten Volksliede vom „Wachtelschlag“:

Hör' die Wachtel im Getreide dort schlagen:
„Walte Gott, walte Gott!"
Thut uns ganz fröhlich den Frühling ansagen:
„Danke Gott, danke Gott!"

(Des Knaben Wunderhorn, 1, 230 und 232; ebenso Mittler, Nr. 605 f.; Kretschmar 1. Nr. 134; Schlossar, Nr. 324; vgl. auch Simrock, Nr. 370).

9. Pilgerlieder.

Vier Lieder, die noch heute bei Wallfahrten gesungen werden. Sie haben wieder den Inhalt von Nr. 5 und 5a, mit Übertragung der Handlung auf die singenden Pilger selbst. V. 2f. „Am Gotteswege ziehen wir, Und Gottes Gnade suchen wir" erinnert an den Anfang des weitverbreiteten, aus dem 12. Jahrhundert stammenden Pilgerliedes (Erk, Nr. 2019): „In gottes namen varn wir, Sîner genâden gern wir."

10. Marias Tod.

Maria sieht vom Giebelfenster aus einen Nebel heranwallen. Es ist nicht ein Nebel, es ist ein Engel. Dieser verkündet ihr den baldigen Tod. Maria ist gerne bereit zu sterben, nur den bösen Feind will sie nicht sehen. Der Engel versichert, dass sie in den Himmel eingehen werde, dessen Freuden unbeschreiblich seien. Über den Schluss vgl. oben S. 173 f.

11. Maria vor dem Himmelsthore.

Maria zieht unter Glockengeläute mit einer armen Seele übers Meer zum Himmelsthore. Petrus öffnet der Klopfenden, will aber nur Maria einlassen. Die Mutter Gottes weigert sich, ohne die Sünderin in den Himmel zu ziehen, weil diese jeden Samstag ihr zu Ehren ein Licht gebrannt, ein Lied gesungen und einen Rosenkranz gebetet hat. — Den gleichen Inhalt, auch mit dem Eingang „Maria wollte wandern", zeigen ein fränkisches und ein schlesisches Lied (Ditfurth, 1, 52; Peter, 1, 352); doch hat hier die Seele nur „ein Lichtlein gebrannt". In anderen Fassungen wurde diese That vergessen und Maria rettet die Sünderin eigentlich ohne ersichtlichen Grund. So in deutschen und tschechischen Liedern Böhmens und Mährens (Hruschka und Toischer, 1, Nr. 30a u. 30b, Waldau, 2, Nr. 90; Erben, Písně národní v Čechách, 504, 59; Sušil, Moravské národní písně, Nr. 22). Da der springende Punkt vergessen war, wurde in einer anderen Gruppe von Liedern ein neues Motiv eingefügt: Petrus verweigert der Seele den Eintritt, weil sie alle Samstag Abend ein Tänzchen mitgemacht hatte. Maria verzeiht ihr diese Sünde und führt sie in den Himmel (vgl.

Des Knaben Wunderhorn, 1, 356; Simrock, Nr. 69 u. a.). Das Motiv: „Als Maria in der Mitte des Meeres war, fiengen alle Glocken zu läuten an" findet sich auch bei Hruschka und Toischer, 1, Nr. 30b; der Schluss mit dem Lobe der Dreifaltigkeit auch bei Mittler, Nr. 444 und 449 und bei Tobler, 2, 156 f. Die Anschauung, dass Maria Sündern den Himmel verschafft, wenn diese ihre Sünden bereut und ihr eine besondere Verehrung erwiesen haben, wurde schon in deutschen Dichtungen des Mittelalters wiederholt verwertet (vgl. Pfeiffer, Marien-Legenden, Nr. VI, IX und X).

12. Der kleine Maurer.

Maria bewundert die Arbeit eines Maurers. Dieser wird zornig (er hält wohl den Beifall für Spott?) und schlägt Maria auf den Kopf, dass sie blutet. Da kommen zwei Engel und fangen ihr rosenfarbes Blut in goldenen Kelchen auf. Der Maurer erkennt nun Maria und bittet sie um Verzeihung. Sie will's ihm verzeihen, aber nicht vergessen (vgl. darüber oben S. 136). Im Widerspruch zu dieser Äußerung fügt sie hinzu: „Geh nach Rom zum Papst beichten, die schwere Sünde wird dir nicht verziehen werden." Dieser Schluss muss später hinzugefügt worden sein.

13. Maria und der Müller.

Maria bittet einen Müller, er möge sie über das Meer fahren, und verspricht ihm dafür viel gutes Glück. Er aber verweigert die Bitte: Glück habe er schon genug. Da macht sie das Kreuzzeichen über das Meer, und die Wogen theilen sich vor ihr und schließen sich hinter ihr. Als sie in die Mitte des Meeres kommt, ruft ihr der Müller nach: sein Haus brenne, sie möge umkehren, er sei bereit sie überzuführen. Maria erwidert: „Du hast ja selbst viel gutes Glück." — Ähnlich dieser Legende sind die verschiedenen Fassungen des Liedes: „Maria und der Schiffmann" (Simrock, Nr. 70 f.; Erk, Nr. 2065). Der Schiffmann will sie nur überführen, wenn sie bereit wäre, seine Geliebte zu werden. Da zieht Maria zu Fuß durchs Meer. Dem Schiffmann springt das Herz entzwei. — Ein Zwischenglied zwischen der deutschen und der Gottscheer Legende bildet ein slowenisches Volkslied aus Kärnten: Mornar (Scheinigg, Nr. 97; Janežič, Nr. 58). Der Schiffmann will Maria nicht um Gottes Lohn, sondern nur um harte Thaler überführen. Maria theilt das Meer und zieht trockenen Fußes hin; das Haus des Fischers aber fängt Feuer. Da schreit er ihr nach, dass er ihren Auftrag erfüllen wolle, sie möge sich seiner oder doch seines Kindes im Hause erbarmen. Da erbarmt sich Maria des schlummernden Kindes und löscht das Feuer. Im Gottscheer Lied ist der Müller vielleicht später erst aus Verwechslung von *milar* und *mêrar*

(Schiffer) eingetreten oder absichtlich gewählt, weil das Volkslied gerne frevelhafte Handlungen auf Müller (vgl. unten zu Nr. 68) überträgt.

Die oben erwähnten deutschen Legenden berichten übereinstimmend: „Und als Maria in die Mitte des Meeres kam, da fiengen die Glocken zu läuten an.“ Diese Wendung fehlt hier in Nr. 13, steht aber oben in Nr. 11.

14. Maria und die verkrüppelten Kinder.

Maria herbergt in einem armseligen Hause. Hier sind zwölf blinde, zwölf lahme und zwölf unmenschlich hässliche Kinder. Nachdem man ihr Milch und Wasser gereicht hat, besprengt sie die Stube und alle Kinder werden heil. — Entfernte Ähnlichkeit zeigt eine tschechische Legende (Waldau, 1, Nr. 229). Das Motiv im allgemeinen, dass Gott, Maria oder die Heiligen auf Erden wandern und den Kindern, Armen und Bescheidenen Gutes erweisen, ist ja in allen Volks-Literaturen mannigfach verbreitet. Man denke nur an die uralte Sage von Philemon und Baucis (Ovid, Metamorphosen, 8, 617) und an das Märchen „Der Arme und der Reiche“ (Grimm, Nr. 87 und die Anmerkungen hiezu mit zahlreichen Parallelen).

15. Die Gesellen.

Junge Leute laden die vorüberziehende Maria zu ihrem Tanze unter der Linde ein. Sie erwidert: „Wenn Ihr mich känntet, dann fielt Ihr auf die Knie, um zu beten.“ Da erkennt sie der Jüngste, sie fallen nieder, um ihre Verzeihung zu erflehen. Maria will es ihnen vergeben, doch nimmer vergessen (vgl. S. 136 und S. 121).

16. Maria und der sterbende Oberst.
16a. Der Schneeberger.

In Nr. 16 erblickt ein sterbender Husarenoberst zu seinen Füßen einen Grünrock, den Teufel, zur linken Seite seines Sterbebettes zwei graue Wölfe. Sie warten auf seine Seele. Da ruft er aus: „Verzehr' meinen Leib, wer immer will, verlasse Gott nur meine Seele nicht.“ Darauf erblickt er zur rechten Seite zwei weiße Engel, zu Häupten Maria. Nachdem er gestorben ist, will der böse Feind seine Seele erfassen; doch Maria rettet sie.

In Nr. 16a zieht der Schneeberger hinauf zum grünen Schneeberg. Er wird plötzlich sterbenskrank und legt sich auf seinen Mantel. Da erblickt er zu Häupten drei Raben, bei den Füßen drei Wölfe, auf der linken Seite böse Geister; jene warten auf seinen Leib, diese auf seine Seele. Darüber wird er gar traurig, doch der Anblick der auf seine Seele wartenden Mutter Gottes zur rechten Seite tröstet

ihn wieder. Er stirbt. Maria nimmt seine Seele in die Schürze und trägt sie klingend und singend in den Himmel. — Der Schneeberg liegt in der Sprachinsel, unweit Göttenitz. (Der in Nr. 16 erwähnte Edelsberg ist mir nicht bekannt.)

Maria mit den Engeln am Sterbebette einer Dienstmagd zeigt uns ein steirisches Lied (Schlossar, Nr. 310). Dass Maria dem bösen Feind Seelen Verstorbener streitig macht, wird auch in deutschen Dichtungen des Mittelalters (vgl. Pfeiffer, Marien-Legenden X) und in einer modernen schlesischen Prosa-Legende (Peter, 2, 42) erzählt. Der Streit zwischen guten und bösen Geistern um eine Menschenseele ist ein sehr altes Motiv (vgl. Kelle, Literaturgeschichte, 145 und 360 f.).

17. Maria und der Bräutigam.

(Vgl. oben S. 136.)

18. St. Martin.

Der Gedenktag des heiligen Martin wird, wie in ganz Deutschland, so auch in Gottschee gefeiert. Er gehört ja zu den volksthümlichsten Heiligen überhaupt. Als Schimmelreiter wurde er in den Anschauungen des Volkes vielfach mit dunklen Erinnerungen an Wodan und mit alten Opferbräuchen in Zusammenhang gebracht. St. Martin gilt als Patron der Pferde, der Rinderherden, des Geflügels und, da sein Gedenktag auf den 11. November fällt, auch als Ernte-Heiliger: in ganz Europa werden ihm zu Ehren Ernte-Festlichkeiten veranstaltet (vgl. Pfannenschmid, Germanische Erntefeste, Hannover 1878, S. 193—243, 464—523). In Krain gibt es zahlreiche Kirchen und Dörfer, die nach ihm benannt sind, auch in Gottschee sind ihm mehrere Kirchen und Kapellen geweiht. — In der Sprachinsel werden zwei Lieder vom heiligen Martin gesungen. Nr. 18 preist ihn als Wohlthäter in Erinnerung an das bekannteste Ereignis seines Lebens. Martin lag als junger römischer Reiter zu Amiens im Winterquartier. An einem überaus kalten Januarabend (354) traf er vor dem Stadtthor einen nackten Bettler, zerschnitt seinen Mantel und gab ihm die Hälfte davon. In der Nacht erschien ihm Christus mit dieser Mantelhälfte und dankte ihm für die Gabe; denn der Bettler sei er selbst gewesen. Martin ließ sich taufen, wurde Priester und starb (401) als wunderthätiger Bischof von Tours. — Auf den Bildern wird er überall gleich dargestellt: auf einem Schimmel reitend, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Hälfte des Mantels, die er einem Bettler reicht. Die spätere Legende hat die Einzelheiten dieses Ereignisses mannigfach abgeändert. Nr. 18 erzählt, der halbe Mantel Martins sei wieder ganz geworden, während in 18^{b} der Bettler gleich kundthut, dass er nicht ein Bettler, sondern Gott selbst sei.

Ein frommes St. Martinlied befindet sich auch in Corners Gesangbuch vom Jahre 1631 (Nr. 323 vgl. Erk, Nr. 2101). Die übrigen volksthümlichen Martinslieder weichen im Inhalt ganz ab: sie sind im wesentlichen Schlemmerlieder.

19. Vom heiligen Martin.

Dieses Lied hat einen durchweg märchenhaften, aus bekannten Zügen zusammengesetzten Inhalt, der wahrscheinlich spät und nur äußerlich mit dem heiligen Martin in Verbindung gebracht wurde. Das Lied erzählt: Der heilige Martin hütete im Dienste einer strengen Herrschaft sieben Jahre lang schwarze Kühe. Zum Dank dafür warfen sie ihm ein Paar rother Kälber mit goldenen Hörnern und silbernen Klauen. Da verlangt die Herrschaft von ihm, dass er diese Kälber hergebe oder bis zum nächsten Morgen ein neues Schloss baue. Die schwarzen Kühe trösten den heiligen Martin: „Was Gott will haben, ist leicht gethan“, und mit einem Male ist das neue Schloss fertig. Die Herrschaft aber verlangt am nächsten Morgen wieder die Kälber oder eine neue Kirche. Mit Hilfe Gottes und der schwarzen Kühe ist auch die Kirche rechtzeitig fertig. Zum drittenmale verlangt die Herrschaft die Kälber oder dass sie Martin zum *Eliapark* (Eliasberg, ein Wallfahrtsort bei Unterlag in Gottschee) führe. Dort versinkt die Herrschaft in die Hölle, und der Heilige bleibt im Besitze seiner wunderbaren Thiere. — Dieses Märchen selbst ist sonst nirgends belegt, doch Einzelheiten daraus kommen hundertfältig in unseren Märchen und Sagen vor: dass grausame Gebieter unmögliche Arbeiten in kürzester Frist verlangen, dass große Bauten plötzlich fertiggestellt werden und dass gutherzige Thiere dabei behilflich sind. So verlangt z. B. im Märchen von der wahren Braut (Grimm, Nr. 186) die böse Stiefmutter, dass das Mädchen in einem Tage ein schönes Schloss aufbaue. Groß ist die Zahl germanischer Sagen, wonach Kirchen, Mühlen, Schlösser, Mauern, Brücken von Riesen oder vom Teufel in einer Nacht errichtet werden, meist infolge einer Wette mit christlichen Menschen, wobei jene um ihren Lohn betrogen werden. (Grimm, Mythologie, S. 442, 852—855, Grimm, Sagen, Nr. 184, 189 u. a.) Dem Aschenputtel helfen Tauben bei der schwierigen Aufgabe, dem Jüngling im Märchen „Von der weißen Schlange“ (Grimm, Nr. 17) Fische, Ameisen und Raben, dem Jüngling eines südslawischen Märchens (Krauß, 1, Nr. 80) ein Zauberpferd. — Der bösen Herrschaft in Nr. 19 gereicht der letzte Wunsch selbst zum Verderben, so ergeht es auch dem bösen König in einer Erzählung der „Gesta Romanorum“ (Grimm, Märchen, Anmerkungen, 298). Dieser verlangt von einem seiner Ritter ein schwarzes Pferd, einen schwarzen Falken u. s. w., der Ritter bringt ihm die gewünschten Dinge. Der König setzt sich aufs Pferd und wird von diesem in den Abgrund geschleudert.

Auf den heiligen Martin konnte das in Nr. 19 erzählte Märchen von dem Kuhhirten leicht übertragen werden, da eben Martin als Patron der Hirten und Rinderherden gilt. Die goldenen Hörner der Kälber bieten auch keine Schwierigkeit dar. Den Thieren, die Wodan (für den theilweise Martin im Volksbewusstsein trat) geopfert wurden, vergoldeten die alten Germanen die Hörner (Grimm, Mythologie, 14 f.; Simrock, Mythologie, § 134), und dieser Vorgang hat sich bei Volksbräuchen noch bis heute erhalten (Pfannenschmid a. a. O. 216 ff.; Nork. Festkalender, 192; Krauß, Sitte und Brauch bei den Südslawen, 451). In Erinnerung an jene Opferthiere werden ja noch heute am 10. November „Martinshörndl" in verschiedenen deutschen Landschaften gebacken. In Märchen und Liedern kehren öfter ähnliche wunderbare Thiere wieder: ein weißer Ochs mit goldenen Hörnern, der einer bedrängten Stieftochter beisteht, im siebenbürgisch-sächsischen Märchen: „Das Zauberhorn" (Haltrich, 232 f.); ein weißer Rehbock mit goldenen Hörnern in der von Baumbach bearbeiteten oberkrainischen Sage: „Zlatorog"; ein Hirsch mit goldenem Geweih in einem serbischen Volkslied (Talvj, 2, 79); eine weiße Kuh mit goldenen Hörnern in den „Gesta Romanorum". Cap. 111, u. v. a.

20. St. Gregor.

Der heilige Gregor unterbricht seine Feldarbeit, lässt Ochsen und Kühe, Egge und Pflug auf dem Acker zurück und geht mit vorüberziehenden Wallfahrern auf den Gregorsberg, um einer neuen Messe (Primiz) beizuwohnen. Danach kehrt er wieder aufs Feld zurück, um seine Arbeit fortzusetzen. Da sieht er, wie die Engel bereits für ihn pflügen, wie Gott der Herr Weizen säet und Maria die hinter dem Säemann alsbald aufschießenden Weizenhalme schneidet. „Was Gott will haben, ist leicht gethan."

Ähnliche Wunder werden in Legenden wiederholt erzählt. Nach einer mittelalterlichen Marienlegende (Pfeiffer. Nr. IV) wohnte ein junger Ritter in einem Frauenmünster Maria zu Ehren einer Messe bei und versäumte dadurch ein Turnier. Maria kämpfte unterdessen in seiner Gestalt mit großer Tapferkeit. — Während der castilische Ritter Pascal Vivas in einer Georgs-Kapelle in Andacht versunken den Lärm der Schlacht überhört, kämpft St. Georg für ihn und vernichtet die Sarazenen (Uhland. St. Georgsritter).

21. Herr Ambrosius.

Verwandt mit Nr. 20. Herr Ambrosius unternimmt alles in Gottes und Jesu Namen. Er weckt seine Leute und trifft alle Vorkehrungen, um zu pflügen und Weizen zu säen. Als sie aufs Feld kommen, ist alle Arbeit bereits verrichtet. „Es ist gut, alles in Gottes Namen zu thun", mit diesen Worten beschließt Ambrosius das Lied.

22. St. Leonhard.

Der heilige Leonhard trifft eine Linde, die vor Freude darüber singt, dass ihr Holz für einen Altartisch und einen Predigtstuhl bestimmt sei. Da werden bei ihr viel Messen gelesen und heilige Worte geredet werden. Eine Buche singt, weil sie als Pflugsohle verwendet werden soll. Mit ihr werde man in Gottes Namen an die Arbeit gehen. Der Ahorn aber trauert, weil man einen Wirtshaustisch aus ihm machen soll, wo viel Schelten und Fluchen zu hören sein wird.

Diese Hölzer werden in Gottschee und in Krain überhaupt wirklich in der angegebenen Weise verwendet. Die Beseelung der Bäume ist in Deutschland sehr volksthümlich. Bäume sprechen und weinen und bluten, sie beherbergen Menschenseelen; ja förmliche Baumseelen werden angenommen (Mannhardt, Baumcultus, 6, 9 f., 34 f., 40 ff., 603 f.). Dass diese sinnige Fabel mit dem heil. Leonhard in Verbindung gebracht wurde, ist sehr begreiflich. St. Leonhard von Limoges lebte der Legende nach im Walde, errichtete sich daselbst ein Bethaus und nährte sich von Kräutern und Waldfrüchten. Seine Kapellen sind gewöhnlich im Walde erbaut. Er ist auch ein Patron des Waldes und des Holzes. Am Leonhardstage führen sich die Oberbayern gegenseitig Holzklötze zu, und die später aufgefundenen alten heidnischen Malzeichen im Walde, plumpe Holzstücke, wurden in Leonhards-Kapellen aufgestellt und Leonhardsklötze zubenannt (Perger, Pflanzensagen, 282; Lippert, Deutsche Festbräuche, 105). In Gottschee selbst ist Leonhard ein angesehener Heiliger, dem im ganzen Gebiete vier Kirchen, mehrere Kapellen und Nebenaltäre geweiht wurden. Der Leonhardsberg bei Rieg ist der beliebteste Wallfahrtsort in der Sprachinsel. — Eine Parallele zu Nr. 22 ist mir nicht bekannt.

23. St. Paulus.

St. Paulus, der Einsiedler, ist in diesem Liede gemeint. Der Volkssänger fragt theilnahmsvoll, wie der Heilige im Walde leben könne. Dieser erwiedert: Meine Speise sind die Wurzeln, mein Trank der Regen. Zum Waschen hab ich den warmen Regen, zum Trocknen die warme Sonne. Mein Ruhebett sind Felsen und Steine. Mein Sterben wird bei Jesus und Maria sein.

24. Der heilige Stephan.

Der Bericht von der Steinigung des Erzmärtyrers wird hier verknüpft mit dem sehr verbreiteten volksthümlichen Motiv von der verschiedenartigen Theilnahme der Angehörigen (vgl. darüber Nr. 65). Zu dem schwer verwundeten Stephan kommen dessen Eltern und dessen Bruder und fragen ihn, wem er seine Güter vermachen werde. Den Eltern will er sie nicht geben, weil sie zu alt sind, dem Bruder nicht, weil er zu jung ist. Nun kommt seine Braut und erkundigt

sich, welche Wunden ihn mehr schmerzen, die gehackten oder die gestochenen. Wegen dieser Theilnahme vermacht Stephan ihr die Hälfte seines Besitzes, die andere Hälfte bestimmt er zur Erbauung einer Marienstiege aus Gold und Marmor. Wer auf die Stiege treten wird, der wird seiner gedenken. Gott möge ihm barmherzig sein.

Der Erzmärtyrer ist hier augenscheinlich vermengt mit dem ungarischen König Stephan, dem Heiligen, der viele Jahre an einer schweren Krankheit litt, viele Güter zu vergeben hatte, Maria zu Ehren prachtvolle Kirchen erbaute und am Tage Mariä Himmelfahrt mit dem Namen Mariä auf den Lippen (1038) verschied (vgl. Stadler, 5, 373 f.).

25. Der Freier.

Ein Bräutigam geht nach der Trauung während des Hochzeitsmahles in den Garten, fällt auf die Knie und erbittet sich vom Himmel Auskunft, was er thun solle. Eine Stimme aus den Wolken gibt ihm den Befehl, in fremde Lande zu ziehen. Er gehorcht und kehrt erst nach sieben (in der Legende nach siebzehn) Jahren heim.

Der Name des Heiligen ist in dem fragmentarisch überlieferten Liede nicht genannt. Doch ist es Alexius, dessen Leben in verschiedenen Literaturen des Mittelalters wiederholt behandelt wurde (vgl. Maßmann, Sanct Alexius' Leben, Quedlinburg 1843). In Krain sieht man häufig in Kirchen und Kapellen das Bild dieses Heiligen, wie er unter der Treppe seines väterlichen Hauses, unerkannt einem Bettler gleich auf schlechtem Lager liegt. Der Inhalt von Nr. 25 berührt sich mit unseren Balladen Nr. 56—58.

26. Der große Sünder.

Ein Sünder beichtet dem lieben Gott, dass er seine Eltern erschlagen und hinter der Hausthür vergraben habe: seine Geschwister seien ihm kaum entgangen. Gott legt ihm als Buße auf, dass er auf einem Berge unter einem Ölbaum dreiunddreißig Jahre knien müsse. Der Sünder kniet nun, bis seine Zehen Wurzel gefasst, seine Finger Schösslein getrieben, sein Herz mit Sand und sein Haupt mit Moos bedeckt ist. Da verzeiht ihm Gott alle Sünden und führt ihn an der Hand in den Himmel.

Den gleichen Inhalt finden wir in dem slowenischen Volkslied „Grešnik“ (der Sünder, bei Janežič, Nr. 27) mit einzelnen Abweichungen. Hier fährt Jesus mit seinen Jüngern übers Meer, da ruft ihn der Sünder an; aber erst beim dritten Rufe nimmt ihm Jesus die Beichte ab. Der Sünder muss unter einem dürren Baume knien. Bis der Baum neu ergrünt, sind seine Sünden verziehen. Nach sechs Jahren tritt dieses Wunder ein, der Sünder aber ist bereits mit dem Boden verwachsen. Da berührt ihn Jesus, der Büßer entschläft, eine weiße Taube entfliegt seinem Munde und setzt sich auf Jesu Schultern.

Der Ritter Julianus (in den „Gesta Romanorum", Cap. 18) erschlug seine Eltern unwissend und zog, um es zu büßen, ins Elend. Die Buße in Nr. 26 gleicht jener des heiligen Gregorius, der siebzehn Jahre mit gefesselten Füßen auf einem Felsen im See zubrachte, um die Blutschande zu sühnen. Eine im Mittelalter wiederholt bearbeitete Legende (vgl. Goedeke, Grundriss, 1, 91). In einem serbischen Volkslied büßt ein Jüngling, weil er seine Wahlschwestern verführt hat. Er liegt neun Jahre krank und unbeweglich, so dass Schlangen unter ihm brüten, dass ihm Gras durchs Gebein wächst, und Fliegen durchs Haupt fliegen (Rajkovič, Srpske narodne pesme, 25). Und Franz schreibt an Karl Moor (Schiller, Räuber, I, 2), der Vater wolle ihn so lange gefangen halten: „bis deine Haare wachsen wie Adlersfedern und deine Nägel wie Vogelsklauen werden".

27. Regina und Jesus.

Ein weit verbreitetes deutsches Volkslied. Regina pflückt Rosen in einem verschlossenen Garten. Plötzlich steht ein Jüngling vor ihr. „Wie bist du hereingekommen über die hohen Mauern?" „Keine Mauern sind mir zu hoch, mein Name ist Jesus." „Und ist dein Name Jesus, so bist du Gottes Sohn." Damit bricht das Gottscheerlied ab. Die ihm am nächsten stehenden Fassungen aus Steiermark (Schnorrs Archiv, 9, 370 f.), aus Hessen (Böckel, Nr. 1 und S. 107), aus der Schweiz in der Mundart (Tobler, 1. 88), aus Schwaben (Meier, Nr. 208, auch mit dem Namen Rosina, vgl. auch Nr. 129) und aus dem Elsass (Mündel, Nr. 22, „Christina") erzählen außerdem noch, Regina sei mit dem Heiland in den Himmel gezogen und bitte Jesum, er möge ihre Eltern in einem Briefe davon benachrichtigen.

Diese Liedergruppe stellt uns wahrscheinlich nur die gekürzte Form eines älteren Liedes vor, das Uhland (Nr. 331) nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts mittheilt. In 17 achtzeiligen Strophen wird hier berichtet, wie Jesus, „der Blümelmacher" einer edlen Jungfrau (der Name ist nicht genannt) in einem Garten erscheint und sie dann in ein Nonnenkloster führt. Bolte hat jetzt (Zeitschrift für deutsches Alterthum, 34, 18—31) eine ältere und noch breitere Fassung aus dem 15. Jahrhundert veröffentlicht. Ebenda gibt Bolte genauen Bericht über die verschiedenen Fassungen dieses weit verbreiteten Liedes. Neben der besprochenen Gruppe gibt es noch eine zweite, in der die Heldin als Sultanstochter und eine dritte im Bänkelsängerton, worin sie als Tochter des Commandanten zu Großwardein erscheint. Das Lied drang auch nach Holland, Dänemark und Skandinavien und zu den Wenden. Zu Boltes Nachweisen füge ich noch eine der zweiten Gruppe angehörende kürzere slowenische Fassung Ajdovska deklica (Die Heidentochter, bei Janežič, Nr. 24). Entstellt und zum

Theil weltlich gewendet wird das Lied von der Regina in Steiermark gesungen (Schlossar, Nr. 308); ein Liebeslied wurde daraus bei den Siebenbürger Sachsen (Schuster, 15 f.). Mehrere bereits bekannte Fassungen des Regina-Liedes sind jetzt nebeneinander abgedruckt bei Erk, Nr. 2121—2129.

Die ganze Situation des Regina-Liedes, Christi plötzliches Erscheinen vor dem Mädchen im Garten erinnert zunächst an das im Evangelium Johannis, 20, 14—17, erzählte Erscheinen des auferstandenen Heilands als Gärtner vor Maria Magdalena. Dieses Ereignis, das in alten deutschen Volksliedern des 15. Jahrhunderts (Uhland, Nr. 322 f.) besungen wurde, mag wohl die Entstehung des Regina-Liedes beeinflusst haben. Es ist mir nicht bekannt, warum sich unter den verschiedenen Frauennamen dieses Liedes gerade der Name Regina festgesetzt hat.

28. und 28a. Regine.

Zwei Fassungen, die nur in Einzelheiten von einander abweichen. — Regine singt ein Lied von der Untreue ihres Gatten. Er kommt herzu, führt sie zu einem Beinhaus (auf dem Gottesacker) oder einem Heizofen und verbrennt sie. (Eine weiße Taube fliegt zum Himmel.) Zu Hause angelangt, hört der Mann seinen kleinen Sohn weinen. Es ergreift ihn Mitleid, er führt ihn zur Mutter und ruft: „Erbarme dich und nähre deinen Sohn.“ Regine erwidert: „Wie soll ich ihn nähren, meine Brüste sind mir verbrannt.“ — Aus der Legende der Märtyrerin Regine, die Jungfrau und Hirtin war, passt nur das Eine für unser Lied, dass sie in siedendem Wasser verbrannt wurde.

Die Schlusswendung: Wer ihn will haben, der wird ihn versorgen, kehrt häufig wieder (vgl. oben S. 152).

29. Vom Türkenkriege.

Ein Soldat, der in den Türkenkrieg zieht, geht bei einer St. Barbarakapelle vorüber. Die Heilige ruft ihm zu, er solle ihrer gedenken, denn sie sei bei allen Kranken und Sterbenden. Der Soldat weiß, dass er sterben muss, er beklagt nur, dass er kein christliches Begräbnis werde haben können. Statt der Kerzen türkische Flinten (oder Säbel), statt der Glocken das Bellen türkischer Hunde, statt der Todtengräber Türkenpferde, die ihn in die Erde stampfen werden. — Der Oguliner Boden liegt in Kroatien und ist von Reifnitz (das auch im Liede erwähnt wird) gerade durch das ganze Gottscheer Gebiet getrennt. Die Äste der Bäume in diesen zwei Thälern können also nie zueinanderreichen (vgl. darüber S. 170). Eine ganz ähnliche Situation findet sich in dem Liebesliede Nr. 86. — Die heilige Barbara gilt in der katholischen Kirche als Patronin der Sterbenden. Wer sie in der Todesgefahr anruft, scheidet nicht ohne Sterbesacramente von

hinnen. Ihr Name steht auch in der Litanei der Sterbenden; darum spendet sie hier dem Soldaten Trost. Sie wird auch in anderen Volksliedern angerufen, um den Leidenden, Kranken und Sterbenden beizustehen. So z. B. bei Ditfurth, 1, 137, „Und all' Kranke thu erquicken | Wann der Tod herbei wird schleichen, | Ach nicht wollest von uns weichen | Spring herbei in aller Eil." Ähnlich in Kärnten (Carinthia, 1, 81, 26) und in Tirol (Zingerle, 234, Nr. 33 f.). In dem slowenischen Volksliede Sveta Barbara (Janežič, Nr. 18) trifft ein Soldat die heilige Barbara, die eben mit Kelch und Hostie zu Sterbenden eilt. Er verhöhnt sie und ihr Thun. Niemals werde er sie herbeirufen. Tags darauf erkrankt er und liegt sieben Jahre lang, so dass das Fleisch von den Knochen sich loslöst. Erst nachdem er die Heilige angerufen hat und von ihr versehen wird, kann er sterben.

30. St. Barbara.

Dieses Lied erzählt uns die bekannte Legende der Heiligen. Barbara weigert sich zu heiraten: Christus sei ihr Bräutigam, Maria ihre Führerin. Da sperrt sie der Vater in einen Thurm, wo sich die Heilige drei Fenster bauen lässt, eines gegen Morgen, eines gegen Mittag, eines „wo die Sonne Gott folgen geht", also zu Gott untergeht.[1] Die Erwähnung des Märtyrertodes ist ausgefallen, denn unvermittelt erscheint der Schluss: Hinaufgeflogen ist eine weiße Taube. (Über die weiße Taube als Bild für die unschuldige Seele vgl. die reichen Nachweise bei Zingerle, Sagen, 632.)

Die Barbaralegende ist in mehreren deutschen Volksliedern (vgl. Pröhle, Nr. 121 und S. 310), in deutschen Volksschauspielen (vgl. Schlossar, Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt, 2, Nr. 3) und in einem slowenischen Liede (Janežič, Nr. 19; Scheinigg, Nr. 107) behandelt.

31. Das schöne Töchterlein. (31a. Die Klosterfrau.)

Ein Mädchen (dessen Name nicht genannt wird) flieht vor den Werbern aus dem Elternhause. Die Mutter fragt den Wächter, ob er niemand durchgelassen habe, den Schiffmann, ob er niemand übergeführt habe. Der Schiffmann gesteht, dass er ein schönes Mädchen ans andere Ufer gebracht habe. Die Mutter ruft ihr nach, sie möge heimkommen zu den Werbern; das Mädchen aber erwidert wie die heilige Barbara: „Jesus ist mein Bräutigam, Maria meine Führerin." Dem Inhalt nach nähert sich dieses Lied der Ballade Nr. 62.

---

[1] In der entsprechenden slowenischen Legende (Janežič, Nr. 19) lautet dieser Vers: Kjer solnce k božjej gnadi gre, das ist das deutsche: „zu Gnaden gehen."

32. Katharina.

Während Katharina der Messe beiwohnt, melden ihr Boten, ihr Haus werde ausgeraubt und brenne, ihr Mann liege im Sterben. Sie aber will die Messe zu Ende hören; dann geht sie heim, findet alles heil und sieht, dass nur böse Geister ihre Andacht stören wollten. — Einen Gegensatz hiezu bildet das Lied Nr. 125, wo die Frau vom Tanz nicht heimgehen will zum sterbenden Mann. Mit der bekannten Katharina-Legende und den Volksliedern dieses Inhalts (z. B. Erk, Nr. 2116—2119; Hruschka und Toischer, 1, Nr. 98 a und b) hat Nr. 32 keine Berührungspunkte.

33. Die sündige Seele.

Eine sündige Seele, die in den Himmel ziehen will, wird von einem feuerschnaubenden Racheengel in die Hölle geführt, nachdem der Erzengel Michael ihre Schuld gewogen und zu schwer befunden hat. — Da der Erzengel Michael nach dem alten Testament die Seelen in den Himmel geleitet, so taucht früh die Vorstellung auf, dass er die Seelen wäge und der Satan dabei zusehe (vgl. Stadler, 4, 441; Nork, Festkalender, 563). — Dieses Lied steht für sich allein da; doch gibt es genug deutsche Volkslieder, die arme Seelen vor dem Himmelsthore auftreten lassen: so Nr. 11 nebst Parallelen. Eine zweite Gruppe berichtet von einer sündigen Seele vor dem Himmelsthore, die doch aufgenommen wird, weil sie ihre Sünden bereut (Mittler, Nr. 443—451; Erk, Nr. 2031—2038 u. a.). Eine dritte Gruppe berichtet von drei Schwestern, von denen nur der jüngsten der Himmel ihrer Sünden wegen verschlossen bleibt (Reifferscheid, 110; Müllenhoff, 496; Simrock, Nr. 68, wo die Höllenstrafen der dritten Schwester ausgemalt werden; Baumgarten, 148, wo dieses Lied mit dem Inhalte von Nr. 11 verbunden wird: Maria erbarmt sich der zurückgewiesenen Schwester und führt sie in den Himmel, da sie ihr alle Samstag nachts ein Licht gebrannt hatte).

34. Der Sonntag.

Der Sonntag, als Person gedacht, beschwert sich darüber, dass ihm die Menschen zu wenig Ehrerbietung entgegenbringen. — Auch dieses Lied hat keine unmittelbaren Parallelen; ein verwandtes Motiv enthält Nr. 65. Ein Volkslied aus dem Kuhländchen (Meinert, 213) berichtet, wie schwer die Entweihung des Sonntags bestraft wird.

35. Die Sonnwendzeit.

(Vgl. oben S. 74.)

36. und 37. Sterbelieder.

(Vgl. oben S. 86.)

38. Von den armen Seelen. 39. und 40. Lieder der Verstorbenen.

(Vgl. oben S. 84 f.)

41. Der reiche Schultheiß.

Der Tod kommt um den reichen Schultheiß. Dieser weigert sich mitzugehen: „Wer wird meine Pferde und Ochsen, mein Getreide übernehmen, wer wird meine schöne Frau, meine kleinen Kinder versorgen?“ Der Tod gibt die in Gottscheer Liedern typische Antwort: „Wer sie will haben, wird sie versorgen“ (S. 152). — Am nächsten kommt diesem Lied ein tschechisches (Waldau, 2. Nr. 268). Ein reicher Landmann geht aufs Feld und freut sich seiner wogenden Saaten, da erscheint der Tod. Der Landmann fleht um Aufschub, er habe noch kleine Kinder, noch eine junge Gattin zu versorgen, er habe seine Sünden noch nicht gebeichtet. Der Tod aber kehrt sich nicht daran. — Dieses Motiv ist ja weit verbreitet, in den Todtentanzdichtungen und Bildern des Mittelalters viel verwertet worden, aber es ertönt auch heute noch häufig in Volksliedern. Die Situation wirkt umso ergreifender, wenn der Tod einen Menschen hinwegrafft, der durch eine glänzende Machtstellung, durch große Geistesgaben, durch Reichthum hervorragt, oder wegen seiner blühenden Jugend noch innig am Leben hängt. Immer sucht der Gerufene einen Ausweg: er nennt dringende Pflichten, die seiner harren; er weist auf arme, kranke, alte Leute hin, die lieber sterben würden; er bittet um eine Gnadenfrist, aber der Tod bleibt unerbittlich. Im 16. Jahrhundert wurde zu Augsburg ein Lied gedruckt von dem Tod und einem jungen Manne (vgl. Vierteljahrsschrift, 4, 152 f.); im 17. Jahrhundert entstand das Lied vom Tod und dem Mädchen im Blumengarten (Erk, Nr. 2153) In Schlesien wird ein Lied gesungen von des Königs Töchterlein und dem Tode (Erk, Nr. 2154); in Steiermark vom Tod und dem Jüngling, vom Tod und dem Mädchen (Schlossar, Nr. 12; Rosegger, Nr. 21; vgl. auch Claudius, „Der Tod und das Mädchen“); in Österreich sind Gesprächslieder bekannt zwischen dem Tod und Prinz Eugen, Kaiser Karl VI., Maria Theresia (vgl. Hauffen, 25), bei den Slowenen: der Tod und der Müller, der Tod und der Jüngling (Koritko. 4, 53 u. 105; 5, 68). — Auch in der bildenden Kunst alter und neuer Zeit finden wir das Motiv überaus häufig.

42. Die heiligen drei Könige.

(Vgl. oben S. 70.)

43. Das Osterlied.

Das Lied wurde spät eingeführt und nicht völlig in die Gottscheer Mundart umgesetzt. Es ist der allgemein bekannte alte Ostergesang: „Christ ist erstanden“, der in seiner ersten Gestalt wahr-

scheinlich schon aus der Mitte des 12. Jahrhundertes stammt, in die Osterspiele und in die Liturgie der kirchlichen Osterfeier früh Aufnahme gefunden hat und heute in den katholischen und protestantischen Ländern gleich bekannt und beliebt ist (vgl. Böhme, Nr. 552; Erk. Nr. 1970; Simrock, Nr. 374; Uhland, 313 A u. B u. a.). Die Gottscheer Fassung kommt der längeren bei Uhland am nächsten. Bei den Cimbern in Oberitalien ist dieses Lied seit 1519 nachweisbar (Schmeller, Cimbrisches Wörterbuch, 66).

II.

Balladen und Liebeslieder.

44, 46—49, 51. Von der schönen Meererin. 45. Von der schönen Maria. 50. Vom schönen Mädchen. 52. Katharina.

Es sind neun Balladen von verschiedener Abstammung, seltsam durcheinander gemengt, zum Theil mit fremden Motiven äußerlich verknüpft. Aus einem Vergleich der verschiedenen Fassungen untereinander und besonders aus Nr. 45, dem Fund, den ich in Obermösel gethan, ergibt es sich, dass die Ballade von der schönen Meererin und die Ballade von der schönen Maria ursprünglich nur getrennt nebeneinander bestanden haben, dass sie ganz verschiedenen Liedergruppen angehören, jene deutscher, diese slawischer Abkunft, dass sie aber dann miteinander verknüpft wurden, weil die Hauptscene in beiden Balladen, äußerlich betrachtet, die gleiche ist. In beiden weilt ein Weib am Meeresufer und wäscht, da kommt ein Schiff heran mit einem oder mehreren Männern, die die Wäscherin übers Meer entführen. Doch dieser äußeren Ähnlichkeit entspricht nicht die wirkliche Lage der Wäscherin. In der ersten Ballade (Nr. 44, von der Meererin) ist sie ein Mädchen, das am Meeresufer in der Fremde wäscht und von zwei bekannten Männern, dem Bruder und dem Geliebten, in die Heimat entführt wird. In der zweiten (Nr. 45, Maria) ist die Wäscherin eine Frau, die am Meeresufer der Heimat wäscht und von einem unbekannten Manne in die Fremde entführt wird. Also lauter Gegensätze. Durch eine Vermengung dieser beiden Stoffe musste natürlich der Inhalt in sinnverwirrender Weise entstellt werden.

Die erste Fabel in ihrer Reinheit betrachtet, erinnert ohneweiters, das wird wohl jedermann zugeben, an die Kudrun. Sie be-

deutet uns zwar nicht ein Fortleben der alten Kudrun-Sage, doch sicher einen Nachklang des mittelhochdeutschen Kudrun-Epos. Diese Dichtung ist ja um 1210 in Österreich entstanden; auch die späteren Bearbeitungen und Zusätze weisen auf Österreich hin. War also die Dichtung im dreizehnten Jahrhundert in den österreichischen Alpenländern heimisch, so konnten die Vorfahren der Gottscheer, die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von dort auswanderten, leicht Kenntnis von den Gestalten und Geschehnissen des Kudrun-Epos haben und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, dass sie sich in ihren Liedern Erinnerungen daran bewahrt haben. Der Name ist vergessen worden: die Heldin heißt in den Gottscheer Liedern *Də mêrarin*, mit geschlossenem ê, wie in *mêr* (Meer), also: „die am Meere wohnt". Der Name ist in dieser Bedeutung heute noch allgemein in Gottschee bekannt. Das Meer, nämlich der Golf von Quarnero, ist ja der Sprachinsel sehr nahe und die Gottscheer unterhalten lebhaften Verkehr mit der Hafenstadt Fiume. Die kroatischen Bewohner dieser Meeresküste nennen sich selbst Primorci (d. h. die am Meere) und die Gottscheer des Unterlandes nennen diese ihre unmittelbaren Nachbarn *də mêrarə* (im Sing. *dər mêrar* und *də mêrarin*). Der Name ist also ganz klar und darum kann auch Heinzels Vermuthung, „Meererin" bezeichne vielleicht eine Bewohnerin des alten Landes Meran (Über die ostgothische Heldensage, 21), nicht zu Recht bestehen. (Prof. Heinzel selbst hat nun, wie er mir freundlichst mittheilt, diese Vermuthung aufgegeben.)

Die Ballade 44 Von der Meererin erzählt in überaus schlichter und knapper Form den Kern der Sage. Die schöne, junge Meererin geht am frühen Morgen zum Meeresstrande und wäscht weiße Wäsche. Da kommt ein Schifflein heran mit zwei jungen Herren. Sie rufen ihr zu: „Guten Morgen, du schöne Meererin." Sie erwidert: „Schönen Dank, gute Morgen hab' ich nicht." Einer der Herren überreicht ihr einen Ring: „Nimm hin, du schöne Meererin." (Er muss also zu ihr in näheren Beziehungen stehen, was in dieser Fassung verwischt ist, während in Nr. 50 und 51 ausdrücklich gesagt wird, dass die beiden Ankömmlinge Bruder und Geliebter der Meererin sind; vgl. S. 411.) Sie erwidert: „Ich bin nicht die schöne Meererin, ich bin nur eine Wäscherin." Das heißt: Sie schämt sich ihrer Lage und will sich nicht zu erkennen geben. Sie setzen sie ins Schifflein und sagen: „Du bist gleichwohl die schöne Meererin." Das heißt: Wir erkennen dich trotzdem. Sie nimmt ein Tüchlein in die Hand. (Das zeigt uns an, dass sie reisefertig ist; denn die Gottscheerinnen, wie die Krainerinnen pflegen ein Taschentuch in die Hand zu nehmen, wenn sie sich zu einem längeren Ausgang rüsten. Schröers Conjectur, dass sie das Tüchlein ins Meer warf, ist unhaltbar.) Dann fährt sie übers Meer. Und wie sie endlich hinkommt, da grüßen sie und halsen sie und küssen sie die Meererin. Dieser Schluss zeigt deutlich: Sie ist den

Ihrigen wiedergegeben, sie wurde aus der Fremde heimgebracht. — Zug um Zug stimmt somit diese Ballade mit der Erzählung im Kudrun-Epos, besonders mit der 25. Aventiure. Auch Kudrun geht mit ihrer Freundin am Tage des Wiedersehens schon am frühen Morgen zum Meeresufer waschen (Strophe 1200—1204). Da sehen sie auf dem Meer herankommen 'zwêne in einer barken' (1207); Herwig 'in guoten morgen bôt', aber auch hier passt der Gruß nicht für die traurige Lage der Angerufenen: 'guoten morgen und guoten âbent was den minniclîchen meiden tiure' (1220). Auch Kudrun schämt sich, so vor den Helden zu stehen, und gibt sich nicht zu erkennen, 'ir suochet Kûdrûnen, diu ist in arbeiten tôt (1242); vgl. auch 'ich bin ein armiu wesche' (1294, 3). Herwig aber reicht ihr seinen Ring und sie erkennt nun den Geliebten und den Bruder (1247 ff.). Die beiden bringen sie auch in die Heimat, wo Kudrun von der Mutter geküsst wird (1576).

Nach den Fassungen 46—48 und 51 bleibt die Meererin sieben Jahre von den Ihren getrennt: Kudrun zweimal sieben Jahre. Nach Fassung 47 muss die Meererin im fremden Schloss die Stiege kehren und andere niedere Arbeiten mit ihren weißen Händen verrichten. Auch Kudrun muss in Gerlindens Stube eigenhändig den Boden auskehren und den Ofen heizen und mit ihrem Haar den Staub abwischen (996, 1019 f.). Doch dies nur ganz nebenbei. Aber die oben erwähnten engen Beziehungen erweisen die Ballade gerade als einen Nachklang des mittelhochdeutschen Kudrun-Epos; sie ist nicht aus der lebendigen Volkssage hervorgegangen.[1]

Ganz abweichend davon ist der Inhalt der Ballade 45 „Von der schönen Maria“. Die Heldin heißt hier nicht Meererin, sondern Mare, das ist Maria, ein in Gottschee überaus häufiger Taufname. Auch die Melodie dieses Liedes weicht völlig von der Melodie der Ballade von der Meererin ab. Ein überzeugender Beweis, dass es von Haus aus anderer Herkunft ist: denn Wort und Weise sind ja im Volkslied untrennbar miteinander verbunden. Es kann wohl ein neueres Volkslied nach einer beliebten Melodie gedichtet werden, es können also zwei und mehr Lieder nach einer Melodie gesungen werden, niemals aber wird, soviel mir bekannt ist, ein echtes Volkslied in

[1] Schröer hat in der „Germania“, 14, 327—336, die drei Fassungen 44, 48 und 51 veröffentlicht und bereits die Beziehungen der Ballade zum Kudrun-Epos und zum slowenischen Volkslied von der schönen Vida untersucht. Martin hat in seiner Kudrun-Ausgabe, S. I f., und in der „Germania“, 17, 425 ff., jede Verwandtschaft zwischen der Gottscheer Ballade und der Kudrun-Dichtung geleugnet. Er meint, alle diese Lieder seien verschiedene Fassungen eines Liedes, nicht Vermengungen verschiedener Stoffe und Nr. 44 sei nur „eine abgekürzte und verwirrte Version“ von 48. Ich glaube durch mein neues Material, besonders durch die selbständigen Lieder 45 und 52 erweisen zu können, dass wir hier doch eine Verquickung verschiedener Stoffe vor uns haben und dass die reine Meererin-Ballade aus der Kudrun stamme, und hoffe, dass dieses Ergebnis neuer Untersuchungen Zustimmung finden wird.

der gleichen Gegend ad libitum nach zwei verschiedenen Melodien gesungen. — Nr. 45 ist einfach die freie Übersetzung des verbreiteten slowenischen Volksliedes: Von der schönen Vida (Koritko, 1, 116; 2, 19; Stanko Vraz, 149, übersetzt von A. Grün, 47 ff.). Dieses Lied hat folgenden Inhalt: Die schöne Vida steht am Meeresufer und wäscht, da kommt über das Meer gefahren ein schwarzer Mohr (čern zamurec). Der Mohr hält den Nachen an und fragt Vida, warum sie nicht mehr blühend aussehe. Sie erwidert:

„Kak' bi bila rudeča in cveteča	„Wie sollt' ich roth und blühend sein,
Ker zadela mene je nesreča — —	Da mich schweres Unglück getroffen hat?
Doma imam stariga moža in bolno dete,	Zu Hause habe ich einen alten Mann und ein krankes Kind:
Bolno dete cel dan prejokuje	Das kranke Kind weint den ganzen Tag,
Celo dolgo noč moš prekašljuje.“	Die ganze lange Nacht hindurch hustet der Mann.“
Tako je rekel čern zamurec:	Also sprach der schwarze Mohr:
„Le z mano, le z mano, lepa Vida.“	„Nur mit mir, nur mit mir, schöne Vida.“

Du sollst Amme des spanischen Königssohnes werden, da wird es dir immer gut ergehen.

V barko lepa Vida je stopila,	In das Schiff trat die schöne Vida,
Al' ko sta od kraja odtegnila,	Aber als sie vom Ufer abstieß,
Ko je barka že po morju tekla,	Als das Schiff schon übers Meer lief,
Se zjokala Vida je in rekla:	Fieng Vida an zu weinen und sprach:
„Komu sim pustila starega moža,	„Wem hab' ich meinen alten Mann,
In bolno dete?“	Und mein krankes Kind anvertraut?“

Nach drei Wochen kommen sie in Spanien an. Am frühen Morgen steht schon Vida auf,

Tam pri oknu solnca je čakala	Am Fenster wartet sie auf die Sonne,
Potolašit žalost nesrečeno.	Um sich über ihr Unglück zu trösten.

Sie fragt die Sonne nach ihrem Kinde. In der Nacht fragt sie den Mond. Beide geben zur Antwort: Dein Kind ist gestorben und dein Mann zieht in großem Gram vom Haus, um dich zu suchen. Der Königin gibt Vida als Grund ihres Jammers an, sie hätte einen schweren Goldbecher ins Meer fallen lassen. Die Königin spricht ihr Trost zu und kauft einen neuen Becher;

Vsak dan vender je pri oknu stala,	Trotzdem stand sie (Vida) täglich am Fenster,
Še po sinku, oču, moš jokala.	Und weinte um Sohn, Vater und Mann.

Wie groß ist nun die Ähnlichkeit zwischen diesem slowenischen Liede und der Gottscheer Ballade von der schönen Maria! Vieles stimmt in allen Einzelheiten. Der Name Mare ist in Leben und Liedern der Gottscheer ebenso häufig wie Vida bei den Slowenen und ist darum dafür eingetreten, denn Vida ist in Gottschee nicht gebräuchlich. Maria geht am frühen Morgen zum Meeresstrande. Sie wäscht und weint dabei. In einem Schiff kommt ein schwarzer Mohr herbei und fragt Maria, warum sie so weine. Sie erwidert: „Ich hab' daheim einen jungen Sohn und einen alten Mann. Der Sohn lässt

mich bei Tag nicht arbeiten, der Mann bei der Nacht nicht schlafen.“ Der Mohr fordert sie auf, in sein Schiff zu treten. Dort finde sie Kräuter, um Mann und Sohn zu heilen. Kaum aber ist sie ins Schiff getreten, als er sie entführt. Sie weint und klagt: „Wer wird meinen Sohn versorgen? Wohin werde ich geführt?“ Der Mohr entführt sie zu einem weißen Schloss, wo sie Beschließerin wird. Sie bleibt daselbst sieben Jahre und drei Tage, und vom hohen Fenster aus klagt sie um ihren Sohn. Hiemit bricht das Lied nach dem Obermöseler Text (Nr. 45) ab, um in anderen Fassungen eine neue Fortsetzung zu erhalten. Die Unterschiede zwischen der slowenischen und der Gottscheer Ballade sind gering. Hier verlässt die Heldin nicht freiwillig Mann und Kind, sondern wird entführt. Was auch viel natürlicher ist, da sie sich hernach zu beiden zurücksehnt. Hier wird sie nicht Amme, sondern Beschließerin. In Gottschee war es eben nie üblich, dass sich junge Mütter als Ammen in die Fremde verdingten. Der Name Spanien und das Gespräch Vidas mit Sonne, Mond und der Königin ist weggefallen. Bedenkt man, dass uns nur sehr wenige von den wirklich vorhandenen slowenischen Volksballaden aufgezeichnet sind, dass von der Gottscheer Ballade vorläufig auch nur diese eine Fassung ans Licht getreten ist, so dürfen wir wohl annehmen, dass in unbekannten Fassungen die beiden Lieder sich noch mehr nähern. Sicher ist die Ballade slawischen Ursprungs und die Gottscheer Fassung eine Bearbeitung. Mohren sind, wenn ich mich recht erinnere, im deutschen Volksliede sehr seltene, im südslawischen Volksliede hingegen sehr häufige Gäste. Die Entführung junger Frauen und Mädchen durch Andersgläubige war bei den Südslawen an der türkischen Grenze jahrhundertelang an der Tagesordnung und bildet daher auch den Gegenstand vieler Balladen (vgl. unten die Anmerkungen zu Nr. 73—75).

Die slowenische Ballade schließt unbefriedigend, sie bricht ab. Es ist begreiflich, dass die Volksphantasie hier weiter arbeitete und einem erfreulichen Schlusse zudrängte. Und so erzählen die anderen Gottscheer Fassungen, dass die schöne Wäscherin wieder Gelegenheit findet, zu ihrem Sohn heimzukehren. Ob die Ausmalung dieser Rückkehr von den Gottscheern geschaffen wurde, oder ob sie aus einer verloren gegangenen slowenischen Variante der Vida-Ballade geschöpft ist, lässt sich vorläufig nicht entscheiden. Wir finden sie in den Nummern 46—49, wo die schöne Maria bereits mit der *mêrarin* in eine Person verschmolzen ist. Ein Vorgang, der nicht im geringsten auffällig oder unerklärlich ist. Die Balladen von der Mare und von der Meererin haben, wie oben gezeigt wurde, äußerlich ganz die gleiche Situation und den gleichen Eingang, sie konnten also leicht vermengt werden. Ferner ist die Meererin-Ballade das bekannteste und beliebteste Gottscheer Volkslied. Sie wird noch heute in allen

Theilen der Sprachinsel, auch in der Stadt gesungen, was bei den übrigen Volksliedern durchaus nicht der Fall ist. Beliebte volksthümliche Stoffe aber ziehen verwandte Motive mit gleichsam magnetischer Kraft an, sie eignen sich fremde Lieder völlig zu oder zersprengen sie, um sich das daraus zu nehmen, was ihrer Eigenart zusagt. So wurden also auf die Meererin Erlebnisse der Mare übertragen. Die Erscheinung der Meererin blieb als die kräftigere bestehen und verdrängte den Namen Mare und allmählich auch deren besondere Schicksale, die zur ursprünglichen Lage der Meererin nicht passten. Schritt für Schritt können wir über Nr. 46, 49 und 47 diese Umwandlung verfolgen. Gewiss wurde in die Mare-Ballade zuerst nur der Name der Meererin aufgenommen. Durch den Namen aber wurde sie zur Heldin, und die Motive der deutschen Meererin-Ballade beeinflussten das ganze ursprünglich slowenische Marelied. So entstand die merkwürdige Verwirrung der Begebenheiten.

Nr. 46 hat also noch einen Inhalt, der mit 45 fast ganz übereinstimmt. Doch mit dem Namen Meererin kam auch schon der Kehrreim „Die schöne, die junge Meererin" ins Lied. Name der Heldin, Titel, Eingangsvers und Kehrreim sind also jetzt in Nr. 46 gleich der unvermengten Meererin-Ballade Nr. 44, darum wird auch dieses Lied mit der Meererin-Melodie gesungen. Die Mare-Melodie haftet nur an 45. Alle anderen Fassungen 44, 46, 47—49, 51 gelten nach dem Namen der Heldin, nach Eingang und Kehrreim als Meererin-Balladen und haben die gleiche Melodie. In 46 ist der Mohr schon fallen gelassen, es tritt dafür der schöne Iwan ein. Iwan ist die in Gottschee nicht übliche slawische Bezeichnung für Johann. Der Entführer ist also noch immer ein Fremdling, wenn auch nicht mehr andersfarbig und andersgläubig. In 49 ist der Entführer „ein junger Herr", der also nicht mehr als Fremdling bezeichnet wird; in 47 sind es bereits die zwei jungen Herren der eigentlichen Meererin-Ballade. Der schöne Zug aus Nr. 45, dass die Wäscherin im Schiff Kräuter finden soll, ihren Sohn zu heilen, ist in 48 erhalten, in 46 verwischt und in 47 ganz vergessen; hier treten Pfeiflein als Spielzeug für den Sohn ein. Der alte Mann und der junge Sohn, über die die Wäscherin klagt, sind in 47, 48 und 49 geblieben, vereinzelt tritt in 46 für den alten Mann die böse Schwiegermutter ein. Die betreffende Sängerin mag da wohl aus ihrem eigenen Leben geschöpft haben. In 46 ist schon, wie auch in 47 und 48 die Rückkehr der Wäscherin angefügt. Sie findet ihren Sohn in der Heimat als Hirtenknaben wieder.

Nr. 47 hat außer den schon erwähnten Motiven aus Nr. 45 auch noch den Zug übernommen, dass die Wäscherin am jenseitigen Meeresufer angelangt (von der neuen Herrschaft?) umarmt und geküsst wird. 47 hat die breitesten Ausführungen, besonders über die Rückkehr. Der Schiffmann sagt zur Wäscherin, was sie alles im weißen Schloss

werde thun müssen: mit ihren weißen Händen die Fasshähne öffnen, mit ihrem Rock die Stiegen kehren. Nach sieben Jahren blickt die Wäscherin zum Fenster hinaus, nach ihrem Sohn sich sehnend: das Wiedererblühen eines dürren Kirschbaums (vgl. darüber oben S. 172) ist ihr ein Zeichen, dass sie heimkehren werde. Am heimatlichen Strand angelangt, findet sie drei Hirten. Einer davon ist traurig. Sie fragt nach dem Grund. Weil seine Mutter seit sieben Jahren weg ist, erwidert er. Da nimmt sie ihn zu sich ins Schiff und gibt sich zu erkennen.

Nr. 48 ist eine etwas kürzere Variante zu 47. Hier landen im Kahn gar drei Herren, was wohl eine spätere Änderung ist. Die Vorliebe des Volksliedes für die Dreizahl mag sie verursacht haben. In der Meererin-Ballade, die Radics (226) in Göttenitz hörte, landen auch drei junge Herren. Es ist aber im Verlaufe des Liedes nur von dem einen jungen Herrn die Rede. Er verspricht der Wäscherin, sie zur Frau zu machen. Sie glaubt es nicht und fürchtet, dass sie als Schweinemagd werde dienen müssen.[1] Nach ihrer Rückkehr findet sie unter sechs Hirtenknaben ihren Sohn. In 48 wird nicht wie in 46 und 47 ausdrücklich gesagt, dass der Knabe zur Mutter ins Schiff tritt, doch aus ihren Worten: „Komm her, liebes Kind“, lässt es sich schließen. In keiner Fassung steigt die Wäscherin nach der Rückkehr ans Land der Heimat. Hat sie sich nur den Sohn geholt, um zu ihrem Entführer, der vielleicht ihr Mann geworden ist, wieder zurückzufahren? Die uns vorliegenden Lieder geben keinen Aufschluss darüber.

Nr. 49 ist eine stark gekürzte Fassung der mit dem Mare-Motiv vermengten Meererin-Ballade. Es ist nicht immer richtig, in der Volkspoesie die kürzesten Formen für die ältesten zu halten. Wohl sind häufig ursprünglich einfache und kurze Lieder durch fremde Zusätze umgestaltet und erweitert worden. Doch es kann auch ein längeres Lied auf dem Wege der mündlichen Überlieferung bei mangelndem Gedächtnis verderbt und gekürzt werden. Ein Beispiel dafür ist eben 49, das ich im Jahre 1886 in Rieg nach dem Gesang eines jungen Mädchens aufgezeichnet habe.

---

[1] In Nr. 49 sagt der Entführer zur Meererin: Du wirst sein meine Kellerin, meine Schlüsselträgerin. Und sie erwidert: Ach, wollte Gott, nur eure Saudirn. Diese beiden Stellen stammen wohl auch aus slowenischen Liedern. In der slowenischen Ballade „Ribniška Alenčiča“ (Stanko Vraz, 33) ruft ein Mädchen, das der Türke entführt, einen Grafen um Hilfe an:

Ste hotli meti me gospo	Ihr wolltet mich zur Gattin haben,
Naj bom za vašo kuharco — —	Nehmet mich doch als Köchin — —
Za hišno dajte mene vzet — —	Nehmet mich doch als Hausmädchen. —
Ste hotli me gospo imet	Ihr wolltet mich zur Gattin haben,
Za svinjarico prosim vzet.	Bitte, nehmt mich als Schweinemagd.

Vgl. auch Nr. 71 b.

Nr. 50 Das schöne Mädchen ist nun wieder ein ganz für sich stehendes Lied mit einem besonderen Erlebnis, einem besonderen Titel und einer besonderen Melodie.[1] Die Heldin heißt hier nur das schöne Mädchen. Sie wäscht am Meeresufer, da kommen in einem Kahn der Bruder und der Geliebte. Der Bruder fragt, welche Hosen wäschest du weißer? (Die Gottscheer trugen ja früher weiße Leinenhosen.) Das Mädchen erwidert: „Die des Bruders.“ Das heißt: sie bevorzugt überhaupt den Bruder. Denn einen Bruder kann sie nicht mehr bekommen (wenn sie den einen verlöre), einen Geliebten noch leicht. Der Geliebte erzürnt und will sie tödten. der Bruder hindert ihn daran: „Wir wollen Schwäger bleiben.“ Den Ausspruch der Schwester entschuldigt er mit dem Gemeinplatz: Die Weiber haben langes Haar und kurzen Sinn. — Dieses Motiv von der Gegenüberstellung des Bruders und des Geliebten ist uralt. Es findet sich schon bei Herodot (3, 119). Im südslawischen Volksleben und in der südslawischen Volkspoesie wird (im Gegensatz zu der germanischen Anschauung) immer der Bruder dem Geliebten vorgezogen.[2] Und zweifellos ist auch Nr. 50 slawischen Ursprungs.[3]

Wie die Mare-Ballade, so wurde auch „Das schöne Mädchen“ wegen der äußerlich ähnlichen Situation mit der Meererin-Ballade verknüpft. Schon Nr. 50 zeigt Wendungen, die wörtlich mit der „Meererin“ übereinstimmen und ihr sicher entnommen wurden. In Nr. 51 aber sehen wir die Begebenheit von 50 ganz auf die Meererin übertragen.[4] Auch das Lied 52 Katharina[5] erzählt das gleiche Ereignis, das sich aber hier nicht am Meeresufer abspielt. Katharina arbeitet auf dem Acker, da kommen nach siebenjähriger Abwesenheit ihr Bruder und ihr Geliebter heran. Hier kann natürlich nicht nach dem Waschen der Hosen gefragt werden, sondern der Geliebte fragt: „Um wen war's dir (während der Trennung) mehr leid, um den Bruder oder um den Geliebten?“ Die Antwort und der Schluss sind wie in 50. Aus der viel poetischeren und passenderen Frage in 52 ergibt sich, dass dieses Lied wahrscheinlich das ältere ist und 50 schon unter dem Einfluss der Meererin an das Meeresufer verlegt wurde. Hat das Mädchen einmal den Namen Katharina verloren und wurde sie zur Wäscherin, so konnte sie auch leicht mit der Meererin verschmolzen werden. Jedenfalls aber hätte

[1] Die Melodie habe ich leider nicht feststellen können, da die Frau, die Herrn Perz Nr. 50 vorgesungen hat, bald danach nach Amerika ausgewandert ist. Doch versichert mir Herr Perz, dass die Melodie des Liedes von der Meererin-Melodie vollständig abweicht.

[2] Vgl. auch Krauß, Sitte und Brauch, 221 f.

[3] Leider gelang es mir nicht, eine Parallele zu finden.

[4] Mit dem Seeräuberlied (Uhland, Nr. 117 und Vilmar, Handbüchlein, 209), das Schröer in der „Germania“, 14, 328 und 331 heranzieht, hat es gar keine Ähnlichkeit.

[5] Nr. 52 hat auch eine eigene Melodie, ob sie gleich ist der verlorengegangenen Melodie in Nr. 50, weiß ich nicht.

das ganze Motiv nicht auf die Meererin übertragen werden können, wenn nicht die beiden Männer im Kahn auch in der Meererin schon von Haus aus als Bruder und Geliebter betrachtet worden wären. Es hätte ja sonst jeder Berührungspunkt gefehlt.

Aus der Vergleichung aller dieser Nummern ersehen wir also, dass Nr. 44, das mit der Kudrun-Dichtung die größte Ähnlichkeit hat, die älteste Fassung aller Gottscheer Balladen von der Meererin ist. Aus einer Vermengung von 44 mit 45 (Mare-Ballade) entstanden 46—49; aus einer Vermengung von 44 mit 52 (Katharina-Ballade) über 51 entstand 50. Die Mare- und Katharina-Ballade sind zwei besondere Lieder mit eigenen Heldinnen, Ereignissen und Melodien, beide (45 bestimmt) slawischen Ursprungs, beide hatten ursprünglich mit der Meererin-Ballade keine Gemeinschaft.

Von ganz anderem Inhalt ist die nachfolgende Gottscheer Ballade, die uns auch Mädchen am Meeresufer waschend darstellt.[1]

53. Von zwei Königstöchtern.

Ein König hatte zwei Töchter. Um die ältere bewerben sich geringere Freier, als um die jüngere: darum bewegt jene die Schwester, mit ihr ans Meeresufer waschen zu gehen, wo sie sie ins Meer stößt. Die ertrunkene Schwester aber ruft aus dem Meeresgrund vorüberziehenden Geigern zu, sie mögen ihre Haare als Saiten, ihre Finger als Wirbel verwenden und vor des Königs Thür ihr Schicksal verkünden. So kommt die Unthat ans Licht. — Aus Schweden, Norwegen, Dänemark, Island, den Faröer-Inseln, England und Schottland kennen wir Volksballaden, die fast den gleichen Inhalt haben. Nur ist es hier überall eine Harfe, die aus den Körpertheilen der ertränkten Schwester gemacht wird. Am nächsten kommt die Gottscheer Fassung der auch von Uhland übersetzten schwedischen Ballade. (Nachweise und Texte bei Reinhold Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder, 79—99.) In Deutschland ist die Ballade nicht bekannt. Das alemannische Lied bei Erlach, 4. 397, ist nur eine spätere Übersetzung. Das Märchen vom singenden Knochen (Grimm, Nr. 28 und die Anmerkungen) weicht in wesentlichen Punkten ab: hier tödtet ein Bruder den andern; aus den Körpertheilen des Ertränkten macht ein Hirte ein Hornmundstück. Umso auffälliger ist die Übereinstimmung zwischen Nr. 53 und den nordgermanischen Fassungen. Diese sind alle erst in jüngerer Zeit aufgezeichnet worden, das Gottscheer Lied aber muss schon sehr lange im Lande sein. Es hat in Stil, Metrum, Mundart alle die Gottscheer Eigenthümlichkeiten und viele besondere Züge: mehrere Werber, mehrere Spielleute, eine Geige statt der Harfe u. s. w.

[1] In einem rein lyrischen neugriechischen Volksliede (Gustav Meyer, 49) wäscht auch ein Mädchen am Meeresufer. Ein Wind hebt den Saum ihres Kleides empor und von dem Widerschein erglänzt Ufer und Land und die ganze Welt.

Das Räthsel kann wohl nicht anders gelöst werden, als indem man annimmt, dass auch in Deutschland vor Jahrhunderten eine Volksballade gleichen Inhalts bekannt war und später verloren gegangen ist.

54. Der todte Freier.

Diese Ballade gehört dem über ganz Europa verbreiteten Märchenkreise an, der von Bürgers „Lenore" (1773) den Namen Lenorenstoff erhalten hat. Es ist das Märchen vom todten Bräutigam, der sich nachts sein Liebchen holt und sie dem Grabe zuführt. Häufig ist der Stoff in deutschen Volksliedern behandelt worden. Wir haben Lieder vom todten Freier aus Baden, Franken, Thüringen, Schlesien, dem Kuhländchen, Böhmen, Tirol, Steiermark, Kärnten (vgl. Erk, Nr. 197a—197g). Doch alle diese Lieder weichen von Bürgers „Lenore" und von der Gottscheer Ballade bedeutend ab. Sie erzählen nichts von dem gespenstischen Ritt und nichts vom Kriegsdienst des Bräutigams. Der Jüngling kommt in der Nacht zu seinem Liebchen. Er riecht nach Erde, weil er schon achthalb Jahre im Grabe lag. Seiner Aufforderung folgend, rüstet sich die Braut zur Trauung. Während der Vorbereitung stirbt sie. So ist beider Sehnsucht gestillt, friedlich vereinigt sie der Tod.

Viel näher steht die Gottscheer Ballade den in Norddeutschland (im Münsterland, in Schleswig-Holstein und Ostpreußen) und noch näher den in Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Mähren, Tirol und Kärnten[1] verbreiteten Lenorenmärchen. In allen diesen Fassungen heißt es während des Rittes: Wie hell scheint der Mond, wie schnell reiten die Todten. Ferner die Frage des Reiters: „Fürchtest du dich, Geliebte?" und ihre Antwort: „Warum soll ich mich fürchten, ich bin ja bei dir." Also wörtlich wie in Gottschee (Nr. 54b, nur wenig abweichend 54 und 54a). Aber auch alle andern Züge unserer Ballade finden sich in den oberösterreichischen Märchen. Auch dort ist der Jüngling in den Krieg gezogen und kommt zurück, weil er der Geliebten versprochen hat, ob todt oder lebendig Kunde von sich zu geben. Er kommt in der Nacht, sie schwingt sich zu ihm aufs Pferd und nun reiten sie in Eile dem Friedhof zu. Er nur versinkt ins Grab (die Friedhofscene ist in Oberösterreich breiter ausgemalt als in Gottschee), sie rettet sich, findet aber am Morgen, dass sie in einem fremden Lande ist und braucht Jahre lang, um in die Heimat zu gelangen.

Diese österreichischen Fassungen sind sicherlich von den zahlreichen, mannigfaltig ausgeführten, aber immer grausigen Lenoren-Märchen der verschiedenen slawischen Stämme beeinflusst. Die Gottscheer Ballade insbesonders zeigt nähere Verwandtschaft mit

[1] Zu den Angaben bei Erich Schmidt, Charakteristiken, 225 f., 241 f. füge ich hinzu: Hauser, Sagen aus dem Paznaun, Nr. 74; „Carinthia", 63, 24 ff.; Zeitschrift „Riesengebirge", 10, 19.

einem slowenischen Märchen (Ljubljanski Zvon, 1892, 402 f.) und mit einer slowenischen Ballade, ohne davon abhängig sein zu müssen. Die slowenische Ballade (mitgetheilt von Valjavec, Narodne Pripovjesti[2], Agram 1890, S. IV ff.) erzählt: Sie macht im Garten aus Rosmarin und Nelken einen Strauß. Mit Thränen befeuchtet sie ihn, mit einem schwarzen Faden bindet sie ihn: „Ob du todt bist oder lebendig, Anzelj, um das Sträußchen wirst du kommen.“ Und nachts um 11 Uhr klopft Anzelj ans Fenster: „Ob todt oder lebendig, ich komme um den Strauß.“ Sie macht sich bereit, er nimmt sie auf das Pferd und nun reiten sie rasch dahin. Als sie schon weit auf das Feld gekommen sind, fragt er:

„Poglej, poglej deklesce ti ‖: In pa povej, al strah te ni. :‖	„Schau, schau, du Mädchen, ‖: Und sag', fürchtest du dich nicht? :‖
Luna in zvezde svetijo ‖: Mrliči hitro jezdijo“ :‖	Der Mond und die Sterne leuchten, ‖: Die Todten reiten schnell.“ :‖
„Kaj bo me strah, kaj bo me strah? Sej s'ti pri men, moj Anzelj mlad, Al pusti v miru mrtve spat.	„Wie werd' ich mich fürchten? Du bist ja bei mir, mein junger Anzelj, Doch lass die Todten im Frieden schlafen.
Luna in zvezde svetijo ‖: Da nama kraj čas delajo.“ :‖	Der Mond und die Sterne leuchten, Damit sie uns die Zeit verkürzen.“

Dieses Gespräch wiederholt sich dreimal. Sie kommen auf einen „geweihten“ Friedhof. Ein Grab steht offen, Anzelj legt sich hinein, sie haucht am Grabe ihre Seele aus.

Die Gottscheer Ballade ist also das einzige erhaltene deutsche Volkslied, das den gleichen Inhalt hat wie Bürgers verlorne volksthümliche Vorlage. Alle übrigen damit übereinstimmenden norddeutschen oder österreichischen Volksüberlieferungen werden in Prosa erzählt. Über Strophe 5 f. unseres Liedes vgl. oben S. 151 und Nr. 85.

Über die Bedeutung und weite Verzweigung des Lenorenstoffes bei Germanen, Slawen und anderen Stämmen will ich mich hier nicht weiter ergehen, um nicht oft Gesagtes zu wiederholen. Die beste und eingehendste Übersicht hat Erich Schmidt, Charakteristiken, 219 bis 244 (mit einem Excurs von Alois Brandl), geliefert.

55 und 55a. Treue Liebe.

Eines der ältesten und verbreitetsten deutschen Volkslieder. Der älteste bekannte Text ist bei Uhland Nr. 116 nach einem Liederbuch von 1592 gedruckt; doch muss das Lied schon aus dem 14. Jahrhundert stammen, weil im 15. Jahrhundert eine geistliche Umdichtung nebst Melodie erhalten ist (vgl. Erk, 1, 237). Die bei Uhland abgedruckte ältere Fassung ist heute im Volksmunde nicht mehr lebendig. Doch eine davon theilweise abweichende Fassung (Simrock, Nr. 84; Erk, Nr. 67b) wird noch in allen deutschen Landschaften gesungen,

nur in den Alpen ist das Lied unbekannt (Nachweis bei Erk, 1. 243). Alle diese untereinander fast gleichlautenden Lieder haben den Anfang:

Es steht (stand) eine Lind im tiefen Thal,
Ist oben breit und unten schmal.

Die Liebenden trennen sich unter der Linde. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrt er zurück. Sie erkennt ihn nicht, und als er ihr mittheilt, ihr Liebster habe sich verheiratet, wünscht sie ihm trotzdem so viel Glück als Sand im Meere ist. Da reicht er ihr sein weißes Tuch: „Trockne deine Thränen; ich bin dein Geliebter. Hättest du einen Fluch gethan, so wäre ich wieder davon geritten.“ Den gleichen Inhalt, vielfach die gleichen Wendungen zeigt die Gottscheer Fassung Nr. 55a. Nur ist sie knapper und hat einzelne Züge vergessen: die Frage des Reiters, ob das Mädchen ihrer Eltern wegen traurig ist, die Überreichung des Ringes, einzelne Vergleiche im Glückwunsch des Mädchens u. s. w. Neu ist im Gottscheer Lied die Erwähnung des runden Tisches unter der Linde (vgl. darüber S. 61).

Dieses Motiv der Liebesprobe wird außerdem noch in mehreren deutschen Volksliedern erzählt, die von den zwei oben erwähnten Fassungen mannigfach abweichen. Bald ist der Eingang anders, bald weicht die äußere Erscheinung des Reiters, bald das Gespräch zwischen den Liebenden oder die Schluss-Strophe davon ab (Erk, Nr. 67b—67f). Auch bei den Romanen, Wenden, Czechen (Reifferscheid, 154—158, Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 1. 418 ff.), bei den Slowenen (Stanko Vraz, 60, 61 f., 94) finden sich vielfach variierte Lieder desselben Stoffes.

Unsere Gottscheer Ballade Nr. 55 hat im wesentlichen den gleichen Inhalt wie 55a, nur breiter ausgeführt: sie stimmt also im allgemeinen mit der verbreitetsten deutschen Form (Erk, Nr. 67c) überein. Im Beginne die Erwähnung der Linde (auch hier mit dem runden Tisch). Der Jüngling muss in den Krieg ziehen. Die Trennung wird auf sieben Jahre angesetzt, wie in den meisten Liedern; nach Ablauf der Frist erwartet das Mädchen den Geliebten in einem Garten. Dann erfolgt das Gespräch und die Erkennungsscene wie überall. Diese Gottscheer Ballade 55 aber hat einen von allen übrigen Parallelen abweichenden Schluss:

Es kann und mag nicht anders sein,
Wir beide müssen beinander sein.

und außerdem ein uraltes Sagenmotiv, das all den vielen deutschen, romanischen und slawischen Liedern von der Liebesprobe fehlt. Der scheidende Soldat sagt hier zur Geliebten: „Wenn die Zeit um ist, dann steig ins Giebelfenster[1] und schau hin in die Reifnitzer Gegend.

[1] V. 11 und 19 heißt es richtig *linle*, diminutiv zu *lina*, das kleine Giebelfenster, und nicht *lindle*, wie Schröer schreibt. Sie wird doch nicht in die Linde

Siehst du dann eine rothe Fahne, so bin ich noch am Leben, siehst du eine schwarze Fahne, so bin ich todt.“ Nach sieben Jahren und drei Tagen schaut sie zum Giebelfenster hinaus, sieht eine rothe Fahne, glaubt aber, es sei eine schwarze Fahne. Sie zieht in den Garten und weint, bis der ihr fremde Reiter heransprengt. Dieses Motiv: die Vereinbarung mit den verschiedenen Farben und der Irrthum des Wartenden, finden wir wiederholt in der antiken und in der mittelalterlichen Sage. Theseus hatte bei der Rückkehr von Theben vergessen, das verabredete weiße Segel aufzuhissen, sein Vater Ägeus, der ein schwarzes zu sehen glaubte, stürzte sich ins Meer. Der schwerkranke Tristan harrt lange auf die heilkundige Isolde. Endlich naht sie, der Verabredung gemäß mit einem weißen Segel. Tristans eifernde Gattin aber sagt fälschlich, es sei ein schwarzes, und der Kranke stirbt vor Kummer. In einem sonderburgischen Märchen (Müllenhoff, 49) soll der Jüngling gemäß der Verabredung seiner Geliebten durch ein rothes Tuch seine Begnadigung anzeigen. Er irrt sich und nimmt das weiße Tuch, worauf sie sich ersticht. Näher der Gottscheer Ballade ist der Gegenstand im deutschen Märchen von den zwölf Brüdern (Grimm, Nr. 9). Die Königin sagt zu den ausziehenden Söhnen: „Gebär ich ein Söhnlein, so will ich (auf dem Schlossthurm) eine weiße Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen; gebär ich ein Töchterlein, so will ich eine rothe Fahne aufstecken, und dann flieht fort und der liebe Gott behüte euch.“

Dieser Zug ist also sehr alt und es ist möglich, dass er vom Anfang an in dem Liede von der treuen Liebe vorhanden war, dass ihn aber die jüngeren deutschen Fassungen verloren haben. Die heute in Deutschland gesungene Fassung (Erk, 67 c) hat ja auch andere alte Züge, die noch in dem Liede aus dem 16. Jahrhundert (Erk, 67 a) sich finden, fallen lassen. Unsere Ballade 55 ist in Worten und Wendungen ganz gottscheerisch gehalten. Da nun das Lied von der treuen Liebe in Deutschland schon im 14. Jahrhundert bekannt war, so haben die Gottscheer Nr. 55 sicherlich schon bei der Einwanderung mitgebracht. Doch die zweite Gottscheer Fassung 55 ¹ steht den deutschen Parallelen im Inhalt und Wortlaut viel näher und wird nach einer auch in Deutschland bekannten Melodie gesungen, ist also gewiss erst später in die Sprachinsel gebracht worden.

56. Der Bettler. 57. Auf der zweiten Hochzeit. 58. Der Herr Leze (Alexius).

Drei Balladen von der Heimkehr des todtgeglaubten Gatten. In Nr. 56 kommt der Gatte als Bettler heim. Er findet seine Frau als Braut beim Hochzeitsmahl sitzend. Die Braut hat Erbarmen mit dem

hinauf klettern. Außerdem heißt es V. 24: sie zieht „hinaus“ in den Garten. Also aus dem Haus hinaus, nicht von der Linde hinaus, was sinnlos wäre.

Bettler und reicht ihm ein Glas Wein. Da gibt sich der Gatte zu erkennen und der Bräutigam, der dies hört, springt zum Hause hinaus. — In diesem knappen Bericht ist alles poetische Beiwerk, doch auch mancher wichtige alte Zug der Sage fallen gelassen, so die Angabe der Trennungszeit und die Wiedererkennung durch den Ring. Diese beiden Motive sind in Nr. 57 bewahrt: Der nach sieben Jahren heimkehrende Soldat erfährt durch einen alten Mann (seinen Vater), dass seine Frau eben Hochzeit hält. Er begibt sich ins Hochzeitshaus zur Tafel. Die Gäste trinken der Braut zu. Sobald die Reihe an den Soldaten kommt, trinkt er auch und lässt dann seinen Ehering (in das Glas?) fallen. Da erkennt ihn die Braut und will den zweiten Bräutigam verabschieden. Der Soldat aber will nicht Unfrieden machen und verlässt sie für immer: „Ich sehe dich heut und nimmermehr!" — Verwandt damit ist Nr. 58. Als aber hier der Gatte nach der ausbedungenen Frist von sieben Jahren und sieben Tagen heimkehrt, ist die Frau bereits lange wieder verheiratet und zwar gerade mit dem jungen Goldschmied, den er ihr verboten hat, und seine Kinder sind Dienstboten. Sobald er dies erfährt, zieht er traurig wieder zurück ins Heer. Der Name Leze ist eine Abkürzung von Alexius. Da die verwandte Legende dieses Heiligen auch in Gottschee gesungen wird (vgl. Nr. 25), so ist die Übertragung des Namens auf den vorliegenden weltlichen Stoff leicht möglich gewesen. Die Übertragung ist nur äußerlich und Nr. 58 kann durchaus nicht als Legende betrachtet werden.

Die Heimkehr-Sage wird erzählt in der bekannten deutschen Ballade vom edlen Moringer (Uhland, Nr. 298). Auch hier kehrt der Gatte nach siebenjähriger Trennung heim und fleht als Pilger unerkannt in seiner Burg um eine Gabe. Sein Weib, das eben beim Hochzeitsmahl sitzt, reicht ihm, von Mitleid gerührt, einen Becher Wein. Der Moringer wirft seinen Ehering hinein und wird daran von der Frau erkannt. Die Frau fällt auf die Knie, der Moringer verzeiht ihr und dem Bräutigam. Die Grundzüge sind also die gleichen wie in der Gottscheer Ballade 57 (und 56). Beide Lieder sind gleichen Ursprungs, haben sich aber von einander entfernt, indem die Moringer-Ballade den Stoff in einer unvolksthümlichen Versart und Behandlung bis zu vierzig Strophen erweitert und ausgeschmückt zeigt, während die Gottscheer Balladen nur einen dürftigen, schmucklosen Auszug des Ereignisses geben und aus dem ritterlichen Abenteurer einen modernen Soldaten gemacht haben. Die Moringer-Ballade ist schon für das 14. Jahrhundert belegt (vgl. Böhme, 36). Der Stoff ist also sehr alt. Die Gottscheer müssen ihn schon bei ihrer Einwanderung mitgebracht haben, denn in späteren Jahrhunderten wird er, soviel uns bekannt ist, nirgends vom Volke gesungen und fehlt auch unter den heute lebenden Volksliedern. Die Gottscheer Balladen 56 und 57

erscheinen uns also umso wertvoller als die einzigen erhaltenen Reste des alten Volksliedes vom heimkehrenden Gatten, das dem kunstmäßig dichtenden Bearbeiter der unvolksthümlichen Moringer-Ballade als Vorlage diente. In Gottschee hat sich aber der Gegenstand um so leichter erhalten, als hier bei der Wanderlust der Männer ähnliche Ereignisse (Wiedervermählung oder Untreue der jahrelang verlassenen Gattin) im wirklichen Leben thatsächlich vorgekommen sind.

Die Heimkehr-Sage im allgemeinen ohne nähere Beziehung zu unseren Balladen ist bei den Germanen und anderen Stämmen überaus häufig poetisch behandelt worden (Nachweise bei Uhland, Schriften, 4, 295 ff. und Böhme, 31), vor allem aber kehrt der schöne Zug aus Nr. 57, dass der unerkannte Gatte seinen Ring in den Wein wirft, den ihm die Frau credenzt, immer wieder. So im jüngeren Hildebrands-Liede (Böhme, 3), im Liede und in der Sage von Heinrich dem Löwen (Böhme, 31; Grimm, Sagen, Nr. 526), im Märchen vom Bärenhäuter (Grimm, Märchen, Nr. 101), in der Sage vom Grafen Hubert von Calw (Grimm, Sagen, Nr. 530), die dem Moringer-Stoffe am nächsten kommt, in der Frithjofs-Sage u. s. w. Dass Liebende oder Gatten sich nach langer Trennung am Ringe erkennen, ist begreiflicherweise eines der häufigsten Sagenmotive und findet sich unter anderem auch in der Kudrun und der eben behandelten Liedergruppe von der treuen Liebe.

Unsere Ballade 58, die ja von 56 und 57 in wesentlichen Punkten abweicht, hat mehrere Parallelen im heutigen deutschen Volksliederschatze. In Hessen, Schlesien, Deutsch-Böhmen werden Balladen von des Soldaten Heimkehr gesungen. Der Soldat, der lange in der Fremde war, findet seine Frau mit einem anderen Manne und mit kleinen Kindern wieder. Er nimmt sich den ältesten Sohn und zieht in den Krieg zurück (Mittler, Nr. 262; Hoffmann, Nr. 228; Hruschka und Toischer, 228; Simrock, Nr. 310 u. a.). Bei den Südslawen der Balkan-Halbinsel darf das Weib sich wieder verheiraten, wenn der Mann neun Jahre lang ausbleibt. Kehrt er dann zurück, so hat er nur in dem Falle ein Anrecht auf sie, wenn die Frau mit dem zweiten Mann keine Kinder erzielt hat. Das ist altes Gewohnheitsrecht und manche volksthümliche Erzählungen berichten davon (vgl. Krauß, Sitte und Brauch, 229—232). Auch von modernen Dichtern wurde die Heimkehr des todtgeglaubten Gatten zu dem wieder verheirateten Weibe wiederholt erzählt, so in Tennysons „Enoch Arden“, in Maupassants „Le retour“ u. s. w.

Nr. 59. Der junge Bub. Nr. 60. Ein Schneiderliedchen.

Nr. 59 berichtet: Ein Jüngling erhält die Botschaft, sein Liebchen sei sterbenskrank. Er eilt zu ihr, findet sie aber bereits todt. Da stirbt auch er vor Schmerz. Man begräbt die beiden neben einander.

Diesen Inhalt zeigen auch eine größere Reihe deutscher, unter einander nahverwandter Volkslieder vom treuen Knaben, von der sterbenden Geliebten, vom treuen Husaren u. a. (Erk, Nr. 93a—93h; Mündel, Nr. 27). Der Gottscheer Ballade am nächsten kommt darunter das Lied vom Edelknaben (Erk, Nr. 93e), das außer dem gleichen Stoffe auch einen ähnlichen Schluss hat: aus dem Grabe der beiden erblühen Lilien, die die Liebe des Paares verkünden. Noch näher aber steht unserer Nr. 59 das slowenische Lied Dva groba, Zwei Gräber (Stanko Vraz, 123). Ein Vogel verkündet dem Ivan, dass seine Geliebte schwer krank sei; er eilt zu ihr, findet sie todt und stirbt vor Schmerz. Man begräbt sie zu beiden Seiten der Kirche; eine Rose und eine Lilie wachsen aus ihren Gräbern. Der Schluss von Nr. 59 kehrt wörtlich wieder in Nr. 60 und 62 f. Vgl. über dieses alte Motiv oben S. 178 ff. Ein zweites slowenisches Lied (Koritko, 3, 67) ist auch verwandt. Das sterbende Mädchen spricht hier den Wunsch aus, der Geliebte möge sich eine andere erwählen. In Nr. 60 begegnet das gleiche Schicksal einem Schneider. Der Stoff von 59 ist hier dahin variiert, dass der Schneider gerade an einem Faltenhemd und einem Häubchen für die Geliebte näht, als ihm ein Vöglein deren Tod meldet. Das Faltenhemd war offenbar für den Brautanzug bestimmt, das Häubchen aber in älteren Zeiten die Kopfbedeckung, durch die sich die Gottscheer Frauen von den Mädchen unterschieden, und die sie gleich am Tage nach der Trauung aufsetzten (vgl. S. 52). Der Schneider nimmt seiner todten Braut den jungfräulichen Kranz von der Stirne und setzt ihr das Häubchen auf, um sinnbildlich anzudeuten, dass er sich ihr im Tode vermähle. Der Vogel als Bote, vgl. Uhland, Schriften, 3, 109 ff.; Erk, Nr. 412a—417, 492, 562 u. a.

61. Vor dem Schlafkämmerlein.

Ein Knabe träumt, seine Geliebte sei erkrankt; er weckt die Knechte, dass sie ihm das Pferd satteln und eilt zu ihrem Hause. Die Mutter, eine Wirtin, gibt ihm die Schlüssel zur Kammer der Tochter. Dreimal klopft er dort vergeblich an, bis sie ihm zuruft: „Wer in den Himmel will eingehen, muss auf Erden aufrichtig sein.“ Der Tod des Mädchens wird nicht ausdrücklich berichtet. — Der Inhalt stimmt im allgemeinen überein mit dem zweiten Theil der in vielen Fassungen verbreiteten und noch heute in mehreren deutschen Landschaften gesungenen Ballade vom Ritter und der Magd (Erk, Nr. 110a—110g; Uhland, Nr. 97, Schriften, 4, 99—108). Auch hier träumt es dem Ritter schwer, seine Geliebte sei gestorben. Er lässt die Pferde satteln, reitet zu ihr und findet sie todt. Uhland hat schon darauf hingewiesen (a. a. O. 99), dass dieser zweite Theil der Ballade älter sei, weil er in vielen Liedern und Sagen mit verschiedener Vorgeschichte erscheint, aber auch öfters (wie in Nr. 61) für sich allein

steht. Meist, wie in der erwähnten deutschen Ballade, hatte der Ritter das Mädchen verführt und dann verlassen. Auch in unserer Gottscheer Ballade dürfte den Geliebten eine ähnliche Schuld treffen; denn das Mädchen wirft ihm durch die Schlussworte Unaufrichtigkeit, also wohl einen Wort- oder Treubruch vor.

62. Die schöne Gertrud.

Diese Ballade hat einen ähnlichen Inhalt wie die vorhergehenden Nr. 59—61, doch ist die Tragik hier dadurch erhöht, dass die Geliebte gerade am Hochzeitstage stirbt. Gertrud sieht vom weiten die Hochzeitsleute herankommen. Sie erklärt der Mutter, sie wolle lieber sterben, als den ihr bestimmten Freier heiraten. Darauf schließt sie sich in ihre Kammer ein. Der Bräutigam mit seinen Freunden kommt heran und sie verlangen nun mit typischen Worten (vgl. oben S. 80) die Braut. Der Freier muss sie suchen gehen. Das fällt ihm weiter nicht auf; denn es gehört zu den Gottscheer Hochzeitsbräuchen, dass sich die Braut versteckt (vgl. oben S. 79). Er sucht sie beim Brunnen, im Garten, immer vergeblich. Nun gibt ihm die Mutter die Schlüssel zur Schlafkammer; er geht dahin und findet die Braut als Leiche. „Bist du meinetwegen todt, so will ich deinetwegen todt sein“ ruft er nun und stirbt. — Der Grund, warum die Braut nicht heiraten will, wird nicht angegeben. Man könnte an einen religiösen Grund denken, wie in den Gottscheer Balladen von der heiligen Barbara (Nr. 31); aber wahrscheinlicher ist es, dass die Braut gerade den von den Eltern gewählten Freier nicht liebt und aus Kummer stirbt. Vielleicht ist er ein Türke (des Sultans Sohn), wie in einem verwandten slowenischen Liede (Stanko Vraz, 50), wo auch die Braut am Hochzeitstage stirbt. In der deutschen Volkspoesie ist der Tod der Braut am Hochzeitstage ein überaus häufiges Motiv. Die Veranlassung kann verschieden sein. In einem deutsch-böhmischen Liede verkündet ein schwarzer Mann der Braut, dass sie werde sterben müssen (in einem anderen vergiftet sie sich zufällig am Hochzeitsmorgen). Wie die Hochzeitsgäste herankommen, ist sie bereits todt. Dem fragenden Bräutigam gibt die Mutter zuerst eine ausweichende Antwort. Er sucht sie in ihrer Kammer und findet sie als Leiche (Hruschka und Toischer, 96 f.). Oder das Mädchen weigert sich zu heiraten, wird aber vom Bräutigam trotzdem in dessen Haus geführt, wo sie alsbald erkrankt und stirbt (Tobler, 115 ff.). In anderen Liedern ertrinkt die Braut am Hochzeitstage, oder fällt dem Zauber einer bösen Schwiegermutter zum Opfer (Hoffmann, Nr. 2 und die Anmerkungen; Peter, 1, 216). Am verbreitetsten sind die vielfach variierenden Balladen vom Grafen Friedrich, der seine Braut zufällig am Hochzeitstage durch sein Schwert zu Tode verwundet. Er ersticht sich darauf selbst, oder wird vom Schwiegervater erstochen. Aus seinem Grabe wächst eine Lilie, die

seine Unschuld bezeugt (Erk, Nr. 107a—107e; Uhland, Nr. 122; Uhland, Schriften, 4, 134 ff.).

Ein siebenbürgisch-sächsisches Lied, das jedoch nicht am Hochzeitstage spielt, kommt unserer Ballade nahe. Ein junger Mann fragt die Mutter seiner Braut: „Wo ist meine zarte Rose?“ Die Mutter erwidert: „Ich habe sie ins Backhaus geschickt.“ Der Jüngling sucht sie dort vergebens. Ebenso im Keller. Endlich gesteht die Mutter: „Ich habe sie auf den Friedhof geschickt, dort thut sie einen tiefen Schlaf“ (Schuster, 48—51). In der serbischen Ballade „Wie Mare den Herzog Stefan los wird“ (Kapper, 2, 289) stellt sich die Braut am Hochzeitstage todt, um sich von dem ungeliebten Werber zu befreien. Die List gelingt. Verwandt mit Nr. 62 ist auch das Lied 80a.

Die Worte, die der Jüngling in der Gottscheer Ballade spricht (V. 44 f.), finden wir ebenso in Nr. 63, dann am Schlusse der Tristan-Sage, unter anderen auch in einer wendischen Ballade vom Herrn und der Maid (Haupt und Schmaler, 1, 159—162) und in slowenischen Balladen fremden Inhalts (Koritko, 4, 73; Janežič, Nr. 1). Über den Schluss unseres Liedes vgl. oben S. 178 f.

63. Jung Hänschen.

Diese Ballade fehlt sonst im deutschen Volksliederschatze. Sie ist slawischen Ursprungs. Die Slowenen besitzen sie in zwei Versionen: Čudna bolezen, Die merkwürdige Krankheit (Stanko Vraz, 93 f.; übersetzt in verkürzter Form von Anastasius Grün, 36 f.), und Zaljubljen grofič, Der verliebte Grafensohn (Koritko, 4, 43 f.). Die erste erzählt: Der Jüngling hat auf dem Jahrmarkt ein schönes Mädchen gesehen und kann sie nachher nicht mehr finden. Die Mutter baut ihm nun eine neue Kirche auf, damit das Mädchen mit den übrigen Betern zur Messe komme. Alles kommt, nur die Geliebte nicht. Da baut die Mutter einen Brunnen. Alles kommt Wasser holen, nur die Geliebte nicht. Da stellt sich der Jüngling todt. Alles kommt zur Bahre beten und auch die Geliebte. „Was ist das für ein Todter?“ fragt sie. „Mit den Augen blinzelt er, die Füße hat er bereit zum Tanzen, die Hände zum Umarmen, den Mund zum Küssen!“ In dem zweiten Liede wird dieses Ereignis in erweiterter Gestalt von einem Grafensohne und einem Edelfräulein erzählt. Es schließt mit der Vermählung. Die Ungarn haben von den Slawen dieses sowie viele andere volksthümliche Motive übernommen. Das Lied vom schönen Anatol (Carneri, Ungarische Volkslieder und Balladen, 24) stimmt mit dem ersten slowenischen Liede überein. Nur wird hier statt der Kirche und dem Brunnen eine Mühle und eine eiserne Brücke erbaut. — Auch unsere Gottscheer Ballade folgt dem slowenischen Liede. Hier wird eine Mühle, dann eine Kirche erbaut und zuletzt die falsche Leiche aufgebahrt. Das gibt eine gute Steigerung. Außerdem gehören

der Eingangsvers und mehrere Wendungen in Nr. 63 dem eigenartigen Gottscheer Formelschatze an, und endlich ist der Ballade ein tragischer Schluss angefügt, der wahrscheinlich den früher besprochenen Gottscheer Liedern (namentlich 62) entnommen ist. Der Jüngling springt von der Bahre auf und umarmt das Mädchen:

Ja, du bist mein und ich bin dein,
Es kann und mag nicht anders sein.

Das war wohl der alte Schluss, denn diese Verse sind eine häufige Schlussformel (vgl. Nr. 65 und oben S. 175 f.). Später wurde hinzugefügt: Das Mädchen starb vor Schreck. Der Jüngling ruft: „Starbst du meinethalben, so sterbe ich deinethalben“, und stirbt ihr aus Schmerz nach (also wie in Nr. 62). Danach werden beide begraben und aus den Gräbern wachsen Weinrebe und Gartrose (vgl. Nr. 62 und oben S. 178 ff.), also der Schluss der Tristan und Isolde - Sage.

64. Der schöne Hans.

Der schöne Hans weckt am frühen Morgen seine Mutter auf, dass sie ihm ein Frühstück koche, und seine Knechte, dass sie ihm Pferd und Maulthier satteln. Er will nach Karlstadt, Weizen und Hirse zu kaufen. Auf dem Wege dahin hält ihn die Mautnerin auf: nicht Geld verlangt sie von ihm, sondern Liebe. Er aber verweigert ihren Wunsch, weil er seiner Gattin treu bleiben will. Da erzürnt die Mautnerin und lässt den schönen Hans umbringen. Allein kommen Pferd und Maulthier heim. Die Knechte gehen den Herrn suchen und bringen die Leiche heim; da stirbt die Frau vor Schmerz.

Also Mord aus Rache für verschmähte Liebe. Ein Motiv, das namentlich in den Elfensagen häufig genug ist. In der dänischen Ballade „Erlkönigstochter“, die Herder in seine Volksliedersammlung aufgenommen hat, weigert sich Oluf, mit der Elfe zu tanzen, weil er am nächstfolgenden Morgen Hochzeit hält. Da versetzt ihm die Fee einen tödtlichen Schlag aufs Herz. Bleich reitet er heim. Am Hochzeitsmorgen findet ihn die Braut todt. Die Nixe Fénette im Rhonethale erhebt sich aus einer Wasserlilie, um einen vorüberziehenden Jüngling zu umarmen. Er reißt sich aus ihren Armen los, kommt zu seiner Braut, ruft: „Fénette“ und stirbt (Salvi-Lopez, Alpensagen, 162 f.). In einem bretagnischen Volkslied verdammt eine Fee den Junker Nann zum Tode, weil er seiner jungen Frau treu bleibt. (Keller und Seckendorff, Volkslieder aus der Bretagne, Nr. 2.) Auch die rauhe Else verfolgt Wolfdietrich mit ihren Liebesanträgen und straft ihn arg für die Zurückweisung (Wolfdietrich B, Strophe 305—342) u. v. a. — Die Gottscheer Ballade aber ist so verwachsen mit örtlichen Zuständen, dass sie in der Sprachinsel selbst entstanden sein und einem heimischen Ereignis ihre Entstehung verdanken dürfte. Eine Parallele unter den deutschen Volksballaden kenne ich nicht.

Dass der schöne Hans, der verheiratet ist, seine Mutter und nicht seine Frau wegen des Frühstücks weckt, erklärt sich daraus, dass die Eingangsverse formelhaft sind.

65. Hans und die Schlange.

Der Anfang wie in Nr. 64. Die Mutter will den Sohn nicht zur Arbeit ausziehen lassen, weil es heute ein heiliger Tag: Quatembersonntag ist. Er geht trotzdem in das Gereute und zündet Reisigbündel an. Da windet sich ihm die „lange Schlange“ um den Hals. Er ruft Vater und Mutter um Hilfe. Beide verweigern es. Da ruft er sein Liebchen. Sie lockt durch Milch die Schlange weg und rettet den Liebsten.

Hier ist etwas ausgefallen, denn die Bedeutung der Schlange ist nicht mehr erkennbar. Wir erschließen sie aber aus einem slawonischen Liede desselben Inhaltes (vgl. Ethnologische Mittheilungen, 1, 214). Hier geht der Held am Sonntag jagen und entweiht so den heiligen Tag. Plötzlich windet sich ihm eine Schlange um den Hals. Weder die Mutter noch die Schwester wollen ihn davon befreien; nur die Ehefrau beschwört die Schlange. Da spricht diese: „Ich bin keine gewöhnliche Schlange, ich bin die heilige Nedjelica (kroatisch nedjela = Sonntag) und habe den Frevler, der den Tag des Herrn entweiht hat, gestraft.“ Darauf verschwindet sie. — Sicher hat auch die Schlange im Gottscheer Liede die gleiche Bedeutung. Eine Personification des Sonntags, der sich über seine Nichtachtung grämt, finden wir ja auch in Nr. 34.

Das Motiv, dass die nächsten Verwandten die Hilfe verweigern, hingegen der oder die Geliebte kein Opfer scheut, Geld und Gut dransetzt, ja sein Leben wagt, um das Liebchen zu retten, ist in deutschen (z. B. die Ballade vom Schiffmann, Uhland, Nr. 117) und in fremden Volksliedern sehr häufig. (Vgl. eine reiche Zusammenstellung in den „Ethnologischen Mittheilungen“, 1, 34—49 und 213—215 von Herrmann.) Auch ein slowenisches Lied Rodbina, Die Verwandtschaft (Stanko Vraz, 141), oder ein tschechisches (Waldau, 2, 81) gehören hieher und unsere Stephans-Legende (oben Nr. 24). Umgekehrt ist es bei den Serben, denen ja Blutsverwandtschaft höher steht als Wahlverwandtschaft. Um die Wunden eines Helden zu heilen, gibt die Mutter gerne ihre rechte Hand, die Schwester ihr Seidenhaar; die Gattin aber setzt nicht einmal ihren Perlenhalsschmuck daran (Talvj, 1, 65).

66. Von der Geliebten (Gelöster Fluch).

Ein Mädchen verflucht ihren untreuen Geliebten, dass er in schwere Krankheit verfalle, ohne sterben zu können. Der Fluch erfüllt sich und in der Pflege der zweiten Geliebten kann der Kranke weder genesen noch sterben. Dreimal schickt er nach der ersten Ge-

liebten. Endlich kommt sie (löst den Fluch) und er stirbt. — Das Lied erinnert, wohl nur zufällig, an den Schluss der Tristan-Sage. Der schwer verwundete Tristan, dem die zweite Geliebte nicht zu helfen weiß, sendet nach Isolden. Bei ihrem endlichen Nahen stirbt er (Vgl. Schröer im Heimgarten, 749). Eine Parallele zu diesem Liede kenne ich nicht. Doch dürfte es südslawischen Ursprungs sein. In kroatischen und serbischen Volksliedern leisten die Mädchen Erstaunliches im Verfluchen treuloser Liebster (Krauß, Sitte und Brauch, 190).

67. Die zwei einzigen Söhne.

Eine Mutter kommt von der Kirche heim und verwünscht ihre zwei Söhne wahrscheinlich aus Zorn darüber, dass sie noch im Bette liegen und die Messe versäumt haben. Sie fliegen als Raben weg auf Nimmerwiedersehen. — Hier liegt uns nur der Rest eines Märchenstoffes in der Art der sieben Raben (Grimm, Märchen, Nr. 25) vor. In einem schlesischen Märchen (Peter, 2, 169) verwünscht eine Mutter ihre drei Söhne, dass sie zu Raben werden. Vielleicht ist es eine Stiefmutter, die, wie so häufig in deutschen Märchen, die Stiefkinder durch bösen Zauber in Thiere verwandelt (Uhland, Schriften, 3, 279 ff.).

68 und 68[a]. Die verkaufte Müllerin.

Zwei Fassungen eines sehr bekannten deutschen Volksliedes. Ein armer Müller verkauft Räubern sein gesegnetes Weib um einen Hut voll Geld. Trotz seines Leugnens merkt die Frau, dass er das Geld nicht in Ehren erworben habe. Der Müller schickt das Weib fort zu ihren angeblich sterbenskranken Eltern. Im Walde erfassen sie die Räuber. Sie bittet, drei Schreie thun zu dürfen. Und nun schreit sie zum Schutzengel, zu Jesus und zu Maria (in 68[a], das sonst fast wörtlich mit 68 übereinstimmt, zu Vater, Mutter und zu Maria). In beiden Fällen rettet Maria die Müllerin und übergibt den Müller der Hölle (dem Herrn Grünrock, vgl. oben S. 93 f.).

Das Lied ist noch heute in ganz Deutschland in verschiedenen Versionen verbreitet. Alle erzählen, dass der Müller das Weib dreien Räubern verkauft hat, nachdem diese die angebotene Summe mehrfach erhöht haben. Alle (mit einer einzigen Ausnahme), dass der Müller die Frau zu den kranken Eltern schickt und dass sie aus den Händen der Räuber wieder errettet wird. In den meisten Fassungen (aus Sachsen, Altmark, Taunus, Niederhessen, vgl. Erk, Nr. 58[a]—58[e]; Lewalter, 2, 62) ruft die Müllerin ihren Bruder, einen Jägersmann, um Hilfe und wird von ihm gerettet. In dem oberhessischen Liede rettet sie der Vater (Böckel, Nr. 67), im fränkischen (Ditfurth, 2, Nr. 40) „ein großer Herr". Der Retter erschießt auch in der Regel den bösen Müller. Im Liede aus dem Kuhländchen (Meinert, 111) soll

die Müllerin dem Gatten drei Schweine eintreiben.[1] Sie wird von den Räubern getödtet. Der Mord kommt an das Licht und der Müller wird auf das Rad geflochten. Näher als die bezeichneten Lieder stehen die deutschböhmische (Hruschka und Toischer, 127) und die schwäbische Fassung (Meier, 403) unserer Ballade. In beiden thut die Müllerin drei Schreie: zu Mutter, Vater und Bruder. Der Bruder rettet sie.

Die Gottscheer Ballade weicht also von allen übrigen Versionen durch ihren legendenhaften Schluss ab. Nur hier rettet Maria die Müllerin. Durch diesen Ausgang nähert sich die Ballade der mittelalterlichen Marien-Legende: „Der Ritter und sein Weib“ (Pfeiffer, Marien-Legende, XX), worin ein Ritter dem Teufel um reichen Sold sein Weib verkauft. Maria aber rettet ihre fromme Verehrerin aus den Krallen des Bösen. Die deutschen Volkslieder von der verkauften Müllerin sind erst für das 18. Jahrhundert belegt; doch ist ein Bänkelsängerlied ähnlichen Inhalts schon im Jahre 1596 gedruckt worden, auch sind mehrere ähnliche Ereignisse aus dem 16. Jahrhundert bekannt (Nachweise bei Erk, 1, 199 ff.). Es müssen also schon im 16. Jahrhundert Lieder dieses Inhaltes gesungen und vielleicht früh mit der alten Marien-Legende verknüpft worden sein. Der jetzt übliche Schluss mit der Rettung durch den Bruder dürfte wohl von der älteren Blaubartballade (vgl. unser Nr. 69) entlehnt worden sein. Die Gottscheer haben die Ballade sicher schon im 16. oder 17. Jahrhundert aufgenommen, weil sie ganz von echten Gottscheer Formeln erfüllt ist.

In keinem der erwähnten Lieder wird der Grund angegeben, weswegen die Räuber gerade ein gesegnetes Weib kaufen. Es wurde eben als bekannt vorausgesetzt. Vom 15. Jahrhundert (soweit uns bekannt ist) bis in unsere Zeit herein war in einem großen Theil Europas der Aberglaube verbreitet, man könne mit den Händen noch ungetaufter, oder besser noch ungeborner, aus dem Mutterschoß geschnittener Kinder Zaubereien verrichten. Die Finger galten als Dietriche, sie sollten auch den Besitzer unsichtbar machen und, nächtlicherweile angezündet, die Bewohner des zu beraubenden Hauses in tiefen Schlaf versenken. Darum gab es bis in dieses Jahrhundert Räuber, die hochschwangere Frauen tödteten und ihrer Leibesfrucht die Hände abhieben. Nicht nur Märchen und Volkserzählungen, auch Gerichtsacten und Chroniken erzählen davon. Leichenschändungen an Kindern zu ähnlichem Zwecke sind noch im Jahre 1887 in Meiningen vorgekommen. Den zahlreichen Nachweisen, die Erk, 1, 199 ff, Lewalter, 2, 62 ff. (zum Theil auf älteren Arbeiten von Mannhardt und Köhler fußend) und besonders Böckel, XXVII—XXXIII, vorbringen, füge

[1] Eine ähnliche Forderung finden wir in einem Liede von unmöglichen Dingen (Mittler, Nr. 1332): Musst du mir die wilden Schweine in den Wald n'aus treiben.

ich hinzu, dass auch Räuber in ganz Krain bis in die Vierziger-Jahre unseres Jahrhunderts ihr Unwesen mit Kinderhänden trieben und ihres Aberglaubens wegen Rokovnjači (von „roka“ = Hand), auch Rokovniki und Rokovmahi genannt wurden (vgl. Lubljanski Zvon, 1, 8).

Bemerkenswert ist es endlich, dass der schmähliche Verkauf des Weibes in allen den Volksliedern gerade einem Müller zugeschrieben wird. Nach der mittelalterlichen Volksanschauung, von der sich heute wohl kein Rest mehr erhalten hat, galt das Müllerhandwerk als unehrlich. Vielfach wurde den Müllern der Eintritt in die Zünfte verweigert (Nachweise bei Böckel, XXVI). Der Volkssage nach ist der Kuckuck ein zur Strafe für seinen Mehlwucher verwandelter Müller (Grimm, Mythologie, 564). Noch im 16. Jahrhundert werden in Schwänken und Fastnachtspielen die Müller als Diebe, Betrüger und Wucherer, die Müllerinnen als Kupplerinnen oder Ehebrecherinnen hingestellt. Die Einödemüller galten gar als Straßenräuber. Allgemein verbreitet sind auch die Sagen von Teufelsmühlen. Und wie viel Böses wissen gerade die Volkslieder von Müllern und Müllerinnen zu erzählen (z. B. Simrock, Nr. 283—285; Böhme, Nr. 43 f.; Mittler, Nr. 1539—1541). Auch in unserer Legende Nr. 13 wird der Frevel gegen Maria einem Müller zugeschrieben.

69. Vom jungen Töchterlein.

Ein junges Mädchen erhält von drei bekannten Jünglingen Kirchtagsgeschenke. Von dem einen ein goldenes Ringlein, vom zweiten einen Silbergürtel, vom dritten ein Seidenkleid. Jeder knüpft Rechte daran und kündigt seinen Besuch für Mittwoch Nacht an. Zu gleicher Zeit treffen sie bei ihrem Hause ein. Das Mädchen flieht in die Stube; aber die Männer fangen sie, tragen sie zum Fenster hinaus und zerreißen sie: da sie keiner für sich behalten kann, so wird sie zertheilt.

Verwandt mit dieser Ballade ist die große Gruppe der deutschen Volkslieder von der Wirtin Töchterlein, die noch heute in allen deutschen Landschaften gesungen werden (Erk, Nr. 57[a]—57[e] und besonders S. 193). Diese Lieder weichen nur im Wortlaut von einander ab, haben aber den gleichen Inhalt: Drei Reiter, die sich als vornehme Herren ausgeben, kehren bei einer Wirtin ein. Sie geben ihr einen Schlaftrunk und bleiben mit der Tochter auf. Der eine sagt: „Sie ist mein, ich gab ihr einen Ring.“ Der zweite sagt: „Ich gab ihr einen Edelstein.“ Der dritte meint, sie sei wert, mit dem Schwerte zertheilt zu werden. Dieser Vorschlag wird ausgeführt. Alle diese Lieder sind nur für unser Jahrhundert belegt. Schade („Weimar. Jahrbuch“, 3, 276) meint, es sei ein uralter, aber bereits umgedichteter Stoff. In keiner Fassung wird der Grund des entsetzlichen Mordes angegeben. Doch ergibt sich aus den Worten der Mörder, dass sie das Mädchen schon früher gekannt haben. Wahrscheinlich hat sie es mit allen dreien

gehalten, also alle drei betrogen, und der Mord war eine That der Rache. Auch hier scheint mir die Gottscheer Ballade eine ältere Version darzustellen; denn nur sie bringt die Vorgeschichte von den Geschenken, aus denen bestimmte Rechte abgeleitet werden. Aus dem Stil ergibt sich, dass Nr. 69 lange schon in Gottschee heimisch ist, es muss also auch das deutsche Volkslied, mit dem es sicher zusammenhängt, älter sein, als bisher erwiesen werden konnte. Bekannt ist auch, dass Uhland für seine schöne Ballade „Der Wirtin Töchterlein“ Eingang und Versform der besprochenen Mord-Ballade benutzt hat (vgl. Bolte, in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte, 5, 493 f.).

Ein ähnliches Lied mit friedlicher Lösung findet sich im Serbischen (Talvj, 2, 90). Von drei jungen Wanderern gibt der erste einem Mädchen einen Apfel, der zweite einen Strauß Basilicum, der dritte einen Goldring. Nun streiten sie sich um den Besitz des Mädchens. Der Richter aber entscheidet: Wer den Ring gab, dem gehört das Mädchen.

70, 70a und 70b. Der Brautmörder.

Drei Fassungen vom Brautmörder, einer der verbreitetsten deutschen Volksballaden. Die erste Fassung, Nr. 70, ist die ausführlichste, 70a und 70b sind gekürzt, haben aber einige alte Züge bewahrt, die in 70 fehlen. In 70a trat für den Ritter der *richtarschmon*, der Richter, ein, weil man sich in Gottschee von jenem Stande keine klare Vorstellung mehr machen konnte.

Nr. 70 erzählt: Ein Ritter singt ein Lied mit dreierlei Stimmen (in 70b mit zwei- und dreierlei Stimmen). Ein Mädchen hört es und wünscht den Sänger zum Geliebten (sie wünscht, dass er sie das Lied lehre, 70a und 70b, dann gäbe sie ihm ihre Ehre, 70b). Der Ritter schwingt sie auf sein Ross und entführt sie in den Wald. Elf Turteltauben auf einer Haselstaude (eine Turteltaube auf einer Tanne, 70a) warnen das vorüberreitende Mädchen. Der Ritter bringt eine Ausrede vor (er will die Taube niederschießen, 70a). Sie reiten bei einem Brunnen vorüber, woraus Blut und Wasser rinnen. Wieder Frage des Mädchens. Ausrede des Ritters. Sie kommen in den Wald, der Ritter breitet seinen Mantel aus und setzt die Jungfrau darauf (auf graue Steine, 70b. Nun verlangt er, dass sie ihm die goldenen Haare kämme 70a und 70b). Sie weint. Der Ritter fragt, ob sie um des Vaters Gut, um die Mutter oder um ihre Ehre weine (diese Frage fehlt in 70a und 70b). Sie weine um die Tanne, auf der elf Jungfrauen hangen. „Die zwölfte wirst du werden.“ Sie bittet um drei Schreie und ruft nach Vater, Mutter und Bruder. Der Bruder, ein Jägersmann, kommt herbei und rettet die Schwester. (Er spannt den Hahn und erschießt den Ritter, 70a und 70b.)

Den gleichen Inhalt zeigen die vielen Balladen vom Braut-

mörder, die unter verschiedenen Titeln vom sechzehnten Jahrhundert bis heute in allen Theilen Deutschlands nachgewiesen wurden (Erk kannte 80 Versionen, vgl. Erk, 1, 120; Mittler, Nr. 76 bis 87 u. a.). Auch die Situation im einzelnen, die Gespräche, die formelhaften Schilderungen in diesen Liedern stimmen meist wörtlich mit den Gottscheer Balladen überein. In unwesentlichen Dingen weichen alle diese Lieder natürlich von einander ab.

Der Ritter singt ein Lied von (mit, durch, auf) dreierlei Stimmen. Dafür steht auch zweierlei Stimmen (Schlossar, Nr. 309), oder „drei Liedlein auf einer Stimme", d. i. nach einer Melodie (Erk, Nr. 41b), oder „Vogelsang" (Erk, Nr. 42b), oder nur: er sang schön, hell, mit heller Stimme u. a. Man hat den Ausdruck dreierlei Stimmen früh nicht mehr verstanden. Jedenfalls lag in dem Gesang des Ritters eine ganz besondere, wunderbare Kunstfertigkeit. Denn das Mädchen ist bereit, mit ihm zu ziehen, wenn er sie diese Kunst lehre. Entweder sang er ein Lied nach drei verschiedenen Melodien oder ein Lied, in dem drei Personen sich unterreden, und sang es die Stimmen nachahmend, tief, mittelhoch und mit Kopfstimme, also mit dreierlei Stimmen (zweierlei Stimmen würden ein Gesprächslied zwischen einem Jüngling und einem Mädchen bezeichnen), oder sollte man annehmen, dass er allein ein dreistimmiges Volkslied (die ältesten Volkslieder waren ja dreistimmig) gesungen habe? Das wäre allerdings eine märchenhafte Fertigkeit; eine solche aber ist hier augenscheinlich gemeint. In einer Version (Erk, Nr. 42b) werden drei Reiter erwähnt, „die ein Liedlein mit dreierlei Stimmen" sangen, also dreistimmig. Im weiteren Verlauf ist nur von einem Ritter die Rede.

Die Jungfrau ist meist eine Königstochter oder ein Edelfräulein, in Gottschee ein einfaches Landmädchen, auch in der steirischen Fassung schon „eine Jungfrau vom Dorf". Der weitere Bericht ist im allgemeinen überall gleich. Im Walde angelangt breitet der Ritter seinen Mantel aufs Gras aus und setzt sich mit dem Mädchen darauf. Eine Situation, die ebenso auch in anderen Entführungs-Balladen immer wiederkehrt (vgl. oben S. 152). Dann muss sie ihm die Haare lausen. Hier hat sich in 70 ¹ sogar der alte Reim erhalten: „So thut mich ein wenig lausen, Die goldfarben Haar aufkrausen." Ebenso in der steirischen und kärntischen Fassung des Liedes (Erk, Nr. 41g).[1] Die ersten Schreie that das Mädchen in den älteren Versionen zu Jesus

[1] Auch diese Situation findet sich häufig. Im Volksbuch vom Siegfried hält Kriemhild den Kopf des Drachen in ihrem Schoß und laust ihn. Im Märchen „Der König vom goldenen Berg" (Grimm, Nr. 92) laust die Königin den König, bis er einschläft. Der Teufel lässt sich von seiner Großmutter den Kopf lausen (Grimm, Märchen, Nr. 29). Ein geraubtes Mädchen muss einem großen Bären den Kopf lausen (Müllenhoff, 384. Ebenso Räubern, Kuhn, 160; Birlinger, 1, 368). Das „Lausen" darf man nicht immer wörtlich nehmen. Auch ein liebkosendes Spielen mit den Haaren wird darunter verstanden.

und Maria (Erk, Nr. 41a—41c, vgl. oben Nr. 68), in den jüngeren Versionen zu den Eltern: den dritten immer zum Bruder. Der Bruder kommt herbei, entweder rechtzeitig: als Retter, oder zu spät: als Rächer.

In den Einzelheiten der Darstellung steht die Gottscheer Ballade den modernen deutschen Fassungen näher als den längeren, aus dem 16. Jahrhunderte überlieferten Aufzeichnungen. Sehr nahe kommt sie der steirischen Ballade vom falschen Rittersmann (Erk, Nr. 41g; Schlossar Nr. 309), wo auch die Kleider der Jungfrau nicht mehr erwähnt werden, am nächsten aber der kärntischen vom Ritter im Walde (Pogatschnigg, Salonausgabe, 33). Nr. 70 hat einen Zug, der sich in keiner der vielen Parallelen findet: Auf einer Haselstaude sitzen elf Turteltauben, die das Mädchen warnen: „Lass dich nicht verführen, wir sind schon unser elf, die zwölfte wirst du werden.“ Die Tauben sprechen also hier als Vertreterinnen der elf ermordeten Jungfrauen, gleichsam als würden diese als Tauben weiterleben. Diese sinnreiche Auffassung ist sicherlich nicht alt, sondern erst später, vielleicht zufällig entstanden. In den meisten deutschen Parallelen ist es eine warnende Taube oder Turteltaube — das warnende Vöglein ist ja ein alter märchenhafter Zug — in einigen spätern Liedern zwei oder drei Tauben. Nur in der kärntischen Ballade sind es auch elf Turteltauben, die das Mädchen warnen, ohne im eigenen Namen zu sprechen. Stand aber einmal die Zahl elf an dieser Stelle, die der Zahl der ermordeten Jungfrauen entspricht, so konnten die Tauben leicht als die verwandelten Mädchen oder als deren Seelen betrachtet werden. Diese Anschauung konnte gerade in Gottschee leicht sich herausbilden, weil in Gottscheer Liedern beim Tode heiliger und unheiliger Menschen die Bemerkung typisch wiederkehrt: „Und herausgeflogen ist eine Taube“ (vgl. Nr. 28, 66), also die Seele des Verstorbenen. Auch im übrigen stimmt die kärntner Ballade überraschend mit den Gottscheer Versionen überein. Aus Kärnten haben also die Gottscheer ihre Brautmörder-Ballade erhalten. Ob schon bei ihrer Auswanderung (was in Anbetracht der alten Motive dieses Liedes ganz gut möglich wäre) oder erst im 16. Jahrhundert, das lässt sich nicht mit Sicherheit erweisen.

In 70b sind die Tauben ganz vergessen. Eine Haselstaude steht am Wege und „biegt“ sich (so wie es im kärntner Liede von den Tauben auf der Haselstaude heißt: „Die thäten sich biegen“). Die Jungfrau fragt, was das bedeute, und der Ritter erwiedert: „Das bedeutet deine Ehre.“ Auch dieser Zug steht nur hier und ist wohl nur durch das Ausfallen der Tauben entstanden. Es mag aber darauf hingewiesen werden, dass auch in dem bekannten Volkslied vom Mädchen und der Haselstaude dieser Strauch vor dem Verluste der jungfräulichen Ehre warnt. Erwähnt wird die Haselstaude in allen deutschen Parallelen: sie ist ja der Baum der Weissagung.

Über Inhalt und Bedeutung der Brautmörder-Ballade ist oft ausführlich gehandelt worden; sie steht mit vielen volksthümlichen Stoffen und auch mit alten Mythen in näherer oder weiterer Beziehung. Die Volkspoesie, die gerne die Macht des Gesanges feiert, lässt auch häufig, wie hier, einen Jüngling durch zaubervollen Gesang ein Mädchen verlocken (schon Horand in der Hildasage, Nachweise bei Böckel, CLXXIV f.). Zahlreiche deutsche und französische Sagen (Blaubart) berichten von aussätzigen Männern, die Jungfrauen raubten, um sich in deren Blut zu baden. Jungfrauenblut galt im Mittelalter als einziges Heilmittel gegen den Aussatz und das ist auch der eigentliche, später vergessene Grund der Greuelthaten und des Blutbrunnens in unserer Ballade (vgl. u. a. Erk, 1, 148 f.; Grimm, Märchen, Nr. 40 und 46 und die Anmerkungen). Verwandt mit unserer Ballade sind zahlreiche deutsche Volkslieder (Erk, Nr. 42^{a}—42^{n}), viele Lieder und Märchen germanischer, slawischer und romanischer Volksstämme (vgl. Reifferscheid, 161—170).

71, 71^{a} und 71^{b}. Margarethe. 72. Ein Tanz.

Margarethe ist auch eine Entführungs-Ballade mit schlimmem Ausgang. Margarethe singt laut, sie wünsche sich einen Geliebten und zwar einen Kaufmann in Laibach, den jungen Elsberger. Dieser hört es, kommt zu ihr, nimmt sie bei der weißen Hand, schwingt sie auf sein Ross und entführt sie. In einem Wirtshaus essen und trinken sie. Dann tanzt der Elsberger mit dem Mädchen bis ihr die Schuhe springen, der Gürtel birst, bis sie todt hinfällt. — 71^{a} ist viel kürzer. Der Anfang ist derselbe. Das Mädchen singt, der Elsberger kommt, fasst sie bei der Hand und spricht:

Und ich bin dein und du bist mein,
Es kann und mag nicht anders sein.

Sicher ist hier die ganze Entführungsgeschichte vergessen worden, und damit das Bruchstück überhaupt einen Schluss habe, sind die letzten Verse von anderen Gottscheer Liebesliedern herübergenommen worden (vgl. S. 177). Denn sicher hat diese Entführungs-Ballade, wie die meisten anderen, von Haus aus einen tragischen Ausgang gehabt. — Nr. 71^{b} ist auch eine kürzere Fassung. Zum Schlusse wird angedeutet, dass der Verführer das Mädchen immer schlechter hält, erst als Frau, dann als Kellerin, endlich als Saudirne. Also ähnlich wie in den Meererin-Balladen Nr. 48 f. Der Entführer kommt von Laibach (wo er Handel treibt, oder nach 70^{b} nur Einkäufe macht), also vom Norden. Es heißt aber darauf im Liede: Er reitet mit dem Mädchen „zurück“ in die Türkei, die doch im Süden liegt. Hier steckt natürlich ein Fehler. Die Entführung in die Türkei ist eben ein späterer Zusatz nach Analogie anderer Lieder, in denen gerade Türken die Entführer

sind (vgl. Nr. 73, wo auch eine Margarethe in die Türkei entführt wird). Früher berichtete die Ballade (so Nr. 71[b]) nur von einer Entführung in seine Heimat oder in ein Wirtshaus, wie wir es so häufig in deutschen Entführungsliedern finden (Simrock, Nr. 54—56, Uhland, Nr. 256 f.).

Margarethe ruft am Beginne des Liedes laut den Geliebten herbei; das gleiche finden wir in des Malers Töchterlein (Uhland, Nr. 254) und in einem serbischen Volksliede (Talvj, 2, 14). Margarethe geht durch einen wilden Tanz zugrunde. Dieses Motiv bildet den Inhalt von Nr. 72.

In Nr. 72 rühmt sich Lene, dass sie niemand müde tanzen könne. Da erscheint der *Knesha Jure* (slow. knez Jurij), d. i. Fürst Georg, und tanzt mit ihr, bis ihr Kränzlein herabfällt, bis sie ihr Tuch und die Joppe verliert, bis sie erbleicht und stirbt.

Von todbringenden Tänzen hören wir oft in der Volkspoesie. In mehreren Alpensagen (Alpenburg, Deutsche Alpensagen, Nr. 17; Neue Carinthia, 1890, 130) tanzt mit der von sträflicher Tanzlust beseelten Sennerin der als Jäger verkleidete Teufel so toll, bis sie todt hinstürzt. Ähnlich in Schleswig (Müllenhoff, 146 f.). Der grausame Bruder im deutschen Volkslied (Erk, Nr. 186[a]—186[e]) führt seine gefallene Schwester, die er strafen will, in das Gasthaus und tanzt mit ihr, bis ihr die Milch aus den Brüsten rinnt oder bis ihr die Schürze vom Leibe springt, sieben Stunden lang und tödtet sie dann. In der untreuen Braut (Simrock, Nr. 38) tanzt der betrogene Jüngling mit der Braut und tödtet sie nachher. Von der wilden Tanzlust älterer Zeiten haben wir viele Beispiele (Uhland, Schriften 3, 398 ff., vgl. unten S. 434 f.).

73. Von dem türkischen Kaiser.

Ein Bettler rühmt dem türkischen Kaiser die Schönheit des Gottscheer Mädchens Margarethe und sagt ihm an, wo sie zu finden sei. (In Gottschee bedient man sich gerne der Bettler und Bettlerinnen zur ersten Einfädelung von Ehebündnissen, vgl. oben S. 79.) Der Kaiser macht sich auf nach Gottschee, zur alten Kirche, d. h. nach Mitterdorf, und zwar am Groß-Frauentag (15. August), nimmt sie bei der weißen Hand und entführt sie trotz des Einwandes, den ihr Bruder, der Geistliche, dagegen erhebt. Auf dem Wege spricht der Kaiser seinem Pferde freundlich zu; Margarethe aber wünscht, dass es sich den Hals bräche, ehe es in die Türkei komme. — Entführungen von Gottscheer Mädchen durch Türken kamen bei den zahlreichen Einfällen dieses Erbfeindes in Krain oft genug vor (vgl. oben S. 17). Ähnliche Ereignisse fanden ihren Wiederhall auch in zahlreichen slowenischen Balladen, die mit Nr. 73 verwandt sind, ohne dass wir directe Beziehungen annehmen müssten (vgl. Stanko Vraz, 155:

Koritko, 3, 75). Die entführten Mädchen werden zuweilen auch wieder gerettet (Stanko Vraz, 33; Koritko. 2, 75). In einer slowenischen Ballade (Koritko, 3, 54) schickt der türkische Kaiser seine Leute nach einem Laibacher Mädchen, die er sich zur Frau nehmen will. Maria aber hüllt das Mädchen in einen Nebel, die Engel nehmen sie mit, so müssen die Türken leer abziehen.

Die Schönheit der Gottscheer Mädchen wird hier durch den Ausspruch angedeutet, dass man ihnen den Wein im Halse abwärts rinnen sieht. Dieser Zug gehört zum Schönheits-Ideal des deutschen Mittelalters. Die Haut am Halse musste so fein sein, dass man den Wein durchschimmern sah, den die Schöne trank (vgl. Weinhold, Die Deutschen Frauen in dem Mittelalter, 1, 227). Doch findet sich dieser Zug auch im Altfranzösischen (z. B. in dem Epos Jehan et Blonde von Philippe de Remi. V, 360 ff.) und im Serbischen (Kapper, 2, 135).

Die Thatsache, dass christliche Mädchen für den Harem des Sultans geraubt wurden, hat unsere Gottscheer Ballade mit poetischer Einbildungskraft in einen persönlichen Raubritt des Sultans umgewandelt. Das Volk nahm an, dass auch der Sultan nur eine Frau besitze.

74 und 74ª. Zekulo.

Poetische Einbildungskraft hat auch das umgekehrte Motiv geschaffen, dass junge Christen sich eine Tochter des türkischen Kaisers zur Frau holen, also eine Art Vergeltung üben. Wiederholt kam es auch in Wirklichkeit vor, dass Serben und Kroaten Rachezüge in türkisches Gebiet unternahmen und sich türkische Mädchen raubten. Ihre Volkslieder wissen davon zu erzählen. So raubt in einem serbischen Liede (Kapper, 1, 60) der Held Stojan Jankowitsch aus Cattaro die schöne Slatia, die Tochter eines türkischen Agas, lässt sie taufen und vermählt sich mit ihr.

Ähnliche Ereignisse liegen den Gottscheer Balladen Nr. 74 und 75 zugrunde. Die Zekulo-Ballade liegt mir in zwei Bruchstücken vor, die ich zusammengesetzt habe. (In den Anmerkungen habe ich die beiden Theile genauer bezeichnet.) Die Bruchstücke passen im Inhalt völlig zu einander, in der Form nicht ganz, weil das eine (Tomitsch) ganz, das andere (Tschinkel) nur theilweise gereimt ist. Die Ballade erzählt: Ein Edelmannssohn zieht mit großem Gefolge in die Türkei, um die mittlere Tochter des Sultans zu erwerben. Sie hat viele Freier, und nur der erhält sie, der bestimmte Aufgaben löst. Verliert er, so wird er geköpft. Der Edelmannssohn erkennt den richtigen Ring, trifft die goldene Kugel auf einer Stange und gewinnt dadurch das Mädchen. Zekulo aber, der ältere Rechte hat, will sie nicht lassen. Der Edelmannssohn kämpft nun mit Zekulo, besiegt ihn und vermählt sich mit dem Mädchen. — Das Lied ist serbischen Ursprungs. Eine directe

Parallele konnte ich nicht finden. Doch der Name Zekulo und der Zweikampf der beiden Freier um das Mädchen kehrt wieder in dem Liede „Die schöne Dolmetscherin“ in Herders Volkslieder-Sammlung. Herder kannte das Lied aus einer italienischen Übersetzung von Fortis, der es seinerseits von den Morlacken (den Serben der Inseln und Küsten des Quarnero und Dalmatiens) bezogen hatte (vgl. Herders Werke, herausgegeben von Suphan, 25, 449). Miklosich (Wiener Sitzungsberichte, 103, 459 f.) meint, es sei nicht unmittelbar ein serbisches Volkslied, sondern nach volksthümlichen Motiven von Andrija Kačič-Miošič bearbeitet. Im Gottscheer Liede fehlt die Vorgeschichte; neu hinzugekommen ist das bekannte Märchenmotiv von der schwierigen Aufgabe. — Die Variante 74a weicht im zweiten Theile von Nr. 74 bedeutend ab. Hier fehlt auch der Name Zekulo, doch hat sie mit dem Liede bei Herder einen anderen Zug gemein. Bei Herder haut Zekulo der untreuen Braut, während sie ihm die Goldgeschenke zurückgibt, die rechte Hand ab. In 74a reicht der Werber den drei Töchtern des Sultans seinen Silberring hin und droht, wenn die Falsche danach greife, so wolle er ihr die rechte Hand abhauen. Es langt aber die richtige Braut (nämlich die mittlere Tochter, um die er geworben) nach dem Ringe. Vielleicht können wir hier eine Art salomonischer Prüfung annehmen: nur das Mädchen, das ihn wirklich liebt, lässt sich durch die Drohung nicht abschrecken. Bemerkenswert ist der wahrscheinlich später hinzugekommene Schluss von 74a. Die Braut fällt auf dem Heimritt von dem feurigen Ross herab, der Bräutigam will ihr rasch Hilfe leisten, da fällt sein Schwert aus der Scheide, gerade in das Herz der Braut und tödtet sie. Das ist also ganz die gleiche Situation, wie in der weitverbreiteten deutschen Volks-Ballade vom Grafen Friedrich (Erk, Nr. 107).

75. Der kleine Krämer.

Nr. 75 schließt sich an die vorhergehenden Lieder an, scheint aber entstellt zu sein. Der kleine Krämer wünscht sich eine Frau. Der Grafensohn geht unter der Bedingung, dass ihm der Krämer den Wagen roth anstreiche, in die Türkei, wirbt um die mittlere Tochter des Sultans und führt sie dem Krämer zu. Die Schlussworte V. 31—33 spricht der Krämer. Ich meine, dass ursprünglich der Krämer für den Grafensohn, der doch besser zum Gatten einer Sultanstochter passt, werben gieng. Die beiden scheinen ihre Rollen getauscht zu haben.

76. Rath Stephan.

Rath Stephan reitet durch Nesselthal, kündigt den Bauern schlimme Zeiten an, trägt seiner Frau auf, dem zu erwartenden Kinde (falls es ein Sohn wird) seinen Namen zu geben und zieht nach Kroatien gegen Ogulin, wo er im Kampfe mit Türken fällt. Die

Türken bringen seinen Kopf auf einer Stange nach Nesselthal — Ein nicht mehr bekanntes historisches Ereignis dürfte dieser Ballade zugrunde liegen.

77. Von der Königstochter.

Ein alter König muss ins Heer gehen, weil er weder Sohn noch Eidam hat, die ihn vertreten könnten. Da erklärt sich seine Tochter bereit, Soldatenkleider anzuziehen und statt des Vaters im Heere zu dienen. Der Vater gibt ihr eine Reihe von Rathschlägen, wie sie ihr Geschlecht verbergen solle, und lässt sie dann ziehen. Sieben Jahre bleibt sie Soldat. Dann reitet sie heim und verspottet ihr Regiment, weil sie niemand als Weib erkannt hat.

Wiederholt wird, namentlich in südslawischen Liedern, erzählt, dass Mädchen oder Frauen als Soldaten verkleidet gegen den Feind (den Türken) ziehen, entweder um den Bruder zu rächen (Grün, 102; Stanko Vraz, 29; Koritko 2, 5) oder um den Mann zu retten (Kapper, 1, 192; vgl. auch 2, 273). Auch ein schwäbisches Volkslied erzählt von einem Weibe, das im Kriege tapfere Thaten vollbracht hat (Meier, 330; Birlinger, 29). Näher kommen unserer Nr. 77 drei nordslawische Lieder. In einem tschechischen Liede (Waldau, 1, Nr. 352) soll ein Bauer Soldat werden. Er bittet seine Töchter, an seiner statt in den Krieg zu ziehen. Die jüngste ist dazu bereit, reitet gegen die Türken und jagt alle in die Flucht (ähnlich bei Wenzig, 108 f.). In einem slowakischen Liede (Kapper, Slawische Melodien 34) wirbt der König ein Heer gegen die Türken. Alles muss sich stellen. Von einem Greise verlangt er einen Ersatzmann. Da dieser keinen Sohn hat, entsendet er seine jüngste Tochter.

In dem Gottscheerlied ist es auffällig, dass der alte König selbst für sich einen Ersatzmann stellen muss. Vielleicht stand eine ältere Fassung dem slowakischen Liede näher, und der König wurde irrthümlich an die Stelle seines alten Unterthanen gesetzt, oder es dachte der Volkssänger an einen tributpflichtigen Fürsten, etwa an einen der serbischen Herrscher, die ja lange dem Sultan Tribut zahlen und Heeresfolge leisten mussten. Höchst wahrscheinlich ist also Nr. 77 slawischen Ursprunges.

78. Das Mädchen und der Edelmannssohn.

Ein Mädchen, das sich im Walde verirrt hat, verspricht dem, der sie wieder hinausführt, ihre Ehre. Der Edelmannssohn kommt herbei, führt sie aus dem Wald und gemahnt sie dann an ihr Versprechen. Doch am Waldessaum mag sie ihm nicht zu Willen sein, es könnten sie des Vaters Holzhauer sehen. Durch weitere ähnliche Ausreden führt sie ihn allmählich bis zu ihres Vaters Garten, daselbst springt sie über den Zaun und jauchzt: „Ich hab' angeführt den schönen Edelmannssohn!“

Den gleichen Inhalt, wenn auch im einzelnen in anderer Ausführung, hat ein schlesisches Lied: Junkernlust und Mädchenlist (Hoffmann Nr. 132). Der Junker will das Mädchen verführen; durch List weiß sie ihn fern zu halten, schwingt sich auf sein Pferd und reitet heim: „So führt man heutzutage die schlausten Junker an.“ Über ähnliche Volkslieder vgl. man Hoffmann, 157 und Erk, Nr. 74a—74e. In einem tschechischen Liede (Waldau 2, 47) betrügt das Mädchen einen lüsternen Herzog; viel Ähnliches findet sich auch in deutschen Schwänken und Sagen.

Der Anfang erinnert an unsere Brautmörder-Ballade Nr. 70. Die Verse 20 f. „Ein Sprung über den Zaun, ein Juchezer drauf“, stehen ähnlich auch in Schnaderhüpfeln, z. B. „An Sprung übers Gassel, an Juchezer drauf“ (Hörmann, 199; Mittler, Nr. 1106; Neckheim, Kärtnerlieder, Nr. 66).

79. Die Kindesmörderin.

Am Hochzeitstage wird die Braut, die bereits zwei Kinder ermordet und eines ausgesetzt hat, vom Teufel geholt. — Das Lied ist überall verbreitet und in fast allen österreichischen Kronländern nahezu gleichlautend belegt (Schlossar, Nr. 306; Peter, 1, 210; Meinert, 164; Baumgartner, 140; Hruschka und Toischer, 129 f.; Tobler, 2, 182 f. u. a.). Die Gottscheer Ballade weicht nur wenig davon ab. Immer sind es drei Kinder, von denen sie zwei ins Wasser geworfen, eines in einen hohlen Baum versteckt hat. Dieses Kind hört in allen Versionen ein Hirt schreien, in Steiermark: an olta Holda (Halter = Hirt), in Gottschee ein alter Mann (vgl. darüber S. 138). Immer heißt es zum Schlusse, dass der Teufel mit der Braut tanzt und sie (zum Fenster hinaus) in die Hölle trägt. In dem Gottscheer Lied wird der Tanz nicht erwähnt. In einigen Liedern fragt der Hirt das ausgesetzte Kind: „Wer hat dich ernährt?“ Es antwortet: Der heilige Geist, oder Christus, oder Mutter Maria hat mich gewindelt und gebadet (Baumgartner, 141). Diese Frage und Antwort fehlt in Nr. 79. Sie steht aber ähnlich in dem Liede Nr. 98, wo auch von einem in eine hohle Buche weggelegten Kinde die Rede ist: die Waldreben haben es gefatscht, der Wind hat es gewiegt. Im übrigen stimmt Nr. 79 so genau, namentlich mit den österreichischen Fassungen überein, dass sogar einige Reime sich erhalten haben. Auch die Melodie des Liedes gleicht der ersten Hälfte der in Schlesien und Brandenburg zu diesem Liede belegten Weise. Nr. 79 muss also erst spät nach Gottschee gekommen sein.

Eine slowenische Ballade Kozarčik, Der Ziegenhirt (Koritko, 3, 35, kürzer Scheinigg, Nr. 59), erzählt die gleiche Begebenheit. In Einzelheiten weicht sie von der Gottscheer Ballade ab, steht aber ganz nahe zu der alten Version des Kuhländchens. Sie ist gewiss

schon früh nach einem deutschen Liede entstanden, ja sie hat sogar einen alten Zug bewahrt, der im Kuhländchen nur zum Theil erhalten, in den übrigen deutschen Fassungen aber verloren gegangen ist. Das kuhländische Lied sagt: Der Teufel tanzt mit der Braut.

Ar tanzt mit ihr den ersten Tanz,
Ar dreikt (drückt) ihrs Blut zun Nagle raus.

Das muss natürlich eine Fortsetzung finden. Bei Meinert fehlt sie. Im slowenischen Liede aber ist sie erhalten.

Ko se prvič zabrni,	Da sie sich das erstemal (im Tanz mit dem Teufel) dreht,
Ji je iz zanohta kri kapala,	Ist ihr aus den Nägeln Blut getropft;
Ko se drugič zabrni,	Da sie sich zum zweitenmal dreht,
Je prec vsa črna ratala,	Ist sie ganz schwarz geworden;
Ko se tretjič zabrni,	Da sie sich zum drittenmal dreht,
Na tla padla, omedli.	Fällt sie zu Boden und ist todt.

Der todbringende Tanz mit dem Teufel ist ja ein altes Motiv (vgl. oben S. 430). Am ähnlichsten den Liedern von der Kindesmörderin ist es verwendet in einem westfälischen Liede (Reifferscheid, Nr. 3), wo der Teufel mit der Braut am Hochzeitsmorgen tanzt und sie durch das Fenster mit sich nimmt, weil sie dem ersten Liebsten untreu geworden war. Ebenso in einer sächsischen Sage (Grimm, Sagen, Nr. 209). Über ähnliche Berichte in Liedern und Sagen vgl. Böckel, LXIX, Zingerle, Sagen, 383. Es gibt noch viele andere deutsche Balladen von Kindsmörderinnen (so Erk, Nr. 56^{a}—56^{c}); verwandt mit Nr. 79 ist die nachfolgende Ballade.

80. Die schöne Minna. 80^{b}. Von der grünen Linde. 81. Die kohlschwarze Amsel.

Nr. 80 ist gleichfalls eine Kindesmörderin-Ballade. Die schöne Minna gesteht ihrer Mutter, dass sie sich todkrank fühle. Die Mutter will sie heilen durch dreierlei Brot, durch dreierlei Fleisch und dreierlei Wein. Da kein Mittel hilft, merkt die Mutter, dass ihre Tochter gesegneten Leibes ist. Minna gesteht es und klagt sich an, dass sie schon acht Kinder getödtet habe. Die Mutter jagt sie aus dem Hause. Im Walde, in Gegenwart ihres Geliebten, gebiert sie einen Sohn und stirbt.

Eine unmittelbare Parallele zu diesem Liede kenne ich nicht. Es ist wohl eine selbständige Weiterbildung entfernt verwandter deutscher Volkslieder, in denen die Mutter den bedenklichen Zustand der Tochter erkennt (Erk, Nr. 110 u. a.).

Merkwürdig ist der Schluss. Der junge Sohn bittet, ihm eine Amme zu geben und ihn später in die Schule zu schicken, damit er Priester werde. Die erste Messe wolle er dann für den Vater lesen, die zweite für die Mutter, die dritte für die ganze Verwandtschaft (ausgenommen die Großmutter, die seine Mutter verstoßen hat). Das

Kind soll durch diesen Schritt wohl die Sünden seiner Eltern sühnen. Den gleichen Schluss finden wir in dem Gottscheer Liede Nr. 81: Auf einer Haselstaude sitzt eine Amsel und singt. Ein vorüberziehender alter Mann fragt, warum sie so schön singe. Die Amsel erwidert, sie habe in drei Ländern je ein Liebchen und mit jedem Liebchen einen Sohn. Bis daher folgt es einem slowenischen Liede (Stanko Vraz, 195), nur dass es den typischen alten Mann statt des überlieferten jungen Jägers einsetzt. Mit den Worten „Jeder Sohn hat drei Röcke" schließt das slowenische Lied, während Nr. 81 den gleichen Schluss wie 80 zeigt: Die Söhne werden Priester und lesen die ersten Messen für die Eltern und die Verwandten. Im Gegensatz zu diesem frommen Schlusse endigt eine zweite Version des slowenischen Amselliedes ganz leichtsinnig heiter mit der Hervorhebung des besten Liebeslagers (Stanko Vraz, 129 f.; A. Grün, 7 f.). Auch eine dritte Version (Stanko Vraz, 195 f.; A. Grün, 6) ist keck und übermüthig gehalten. Die Gottscheer haben wohl auch hier erst eine Sühne für den Leichtsinn des Jünglings (die Amsel tritt nur sinnbildlich dafür ein) hinzugefügt. In einem elsässischen Liede (Mündel, Nr. 64) tritt die Amsel als Liebchen auf. In den übrigen Parallelen dieses Liedes ist sie nur Zeugin eines Stelldicheins (Simrock, Nr. 131; Ditfurth, 2, Nr. 167).

Nr. 80[a] sieht aus wie eine Zusammensetzung aus zwei Gottscheer Liedern. Der erste Theil stimmt sachlich und zum Theil wörtlich mit Nr. 80, der zweite mit Nr. 62 überein. Der Braut wird es am Hochzeitstage unwohl, die Mittel der Mutter helfen nicht, sie stirbt. Der Bräutigam sucht sie lange und stirbt dann auch aus Schmerz. Der Grund ihres tödtlichen Unwohlseins wird nicht angegeben. Das Lied ist offenbar lückenhaft überliefert.

82. Ein Jägerliedchen.

Nr. 82 ist ein bekanntes deutsches Volkslied, das augenscheinlich spät nach Gottschee gekommen ist: denn es enthält ganz hochdeutsche Worte und Wendungen, hat noch die meisten Reime bewahrt und inhaltlich keinen neuen Zug. Unter den vielen deutschen Fassungen (Hoffmann, Nr. 176 f.; Peter, 1, 285; Meinert, 203; Mittler, Nr. 204; Tobler, 2, 185 u. v. a.) kommt es dem deutsch-böhmischen Liede (Hruschka und Toischer, 116, Nr. 23[b]) am nächsten.

Der Spott des Mädchens, dass sie die Nacht über Jungfrau geblieben sei, findet sich auch in Volksliedern anderen Inhalts (z. B. Meier, 394 f.), ebenso die Zeitbestimmung im Eingang: dreiviertel Stund vor Tag (in den Liedern von der Brombeerpflückerin, Erk, Nr. 121[a] f.).

83. O mein Schatzl.

Es ist eine stark gekürzte Fassung eines bekannten deutschen Liebesliedes (Mittler, Nr. 911; verwandt sind Erk, Nr. 559[a], 560[a]

und [b]). Die Hauptzüge finden sich alle hier: Wenn ich morgens früh aufsteh, seh ich dich schön angethan. Verlass mich nicht, wenn auch die Leute, wie du selbst weißt, viel Schlimmes von uns reden.

84.—87. Liebesliedchen.

Alle diese Liedchen sind spät eingeführt. In 84, 85 und 87 ist der Reim erhalten. 85 weicht noch wenig ab von dem deutschen Liede gleichen Inhalts (vgl. Simrock, Nr. 134; Mittler, Nr. 812 f.; Erk, Nr. 728[a]—728[c] u. a.). Nr. 86 ist das älteste darunter und zeigt engere Beziehungen zu anderen Gottscheer Liedern (vgl. oben S. 170).

88. Jungbrunnen.

Nr. 88 ist nahe verwandt mit einem aus dem sechzehnten Jahrhundert in mehreren Fassungen belegten Liede (Uhland, Nr. 30 und 29; Böhme, Nr. 135; Erk, Nr. 428 und 738). Es hat aber eine andere Anordnung und ist auch vollständiger. Denn wir finden hier auch die Erwähnung des Weinkellers, wie in einem theilweise verwandten deutschböhmischen Liede (Hruschka und Toischer, 165 f.) und einen schönen volksthümlichen Schluss, der ähnlich in anderen alten Liedern oft wiederkehrt. Der kühle Wind weht zueinander zwei Liebe, die bei einander sein wollen (vgl. Uhland, 31 A und B, „Schein uns, du liebe Sonne. . . schein uns zwei Lieb zusammen, ei, die gerne bei einander wollen sein!" ähnlich Schuster, 41). In abweichender und kürzerer Form wird das Lied vom Jungbrunnen heute auch noch in anderen Landschaften gesungen, z. B. in Schlesien (Hoffmann, Nr 151).

Da in Nr. 88 die Save erwähnt wird, die den Gottscheern doch etwas fern liegt, so dürfte das Lied wohl früher in Laibach oder in den ehemals so starken deutschen Colonien Oberkrains gesungen worden und von da nach Gottschee gekommen sein.

89. Recrutenlied.

Dieses in Gottschee spät eingeführte, nur theilweise in die Mundart übertragene Recrutenlied ist sehr verbreitet (Simrock, Nr. 81 f. In Deutsch-Böhmen allein gibt es neun Fassungen, Hruschka und Toischer, 133 ff., 42[a]—42[i] und vgl. die Parallelen ebenda S. 507 f.). Das Gottscheer Lied stimmt fast wörtlich mit einer deutschböhmischen Fassung (Nr. 42[c]) überein.

90. Von dem grünen Majoran.

Ein Recrutenlied slowenischen Ursprungs. Das Mädchen bindet ihrem ins Heer ziehenden Geliebten ein Sträußchen Majoran. Der Wunsch am Schlusse: Der Berg möge sinken, das Thal sich heben, damit sie ihn marschieren sähe, steht auch in einem Gottscheer Hoch-

zeitsliede (Nr. 109). Die slowenischen Lieder des gleichen Inhalts (Koritko, 3, 87; Stanko Vraz, 179 f.) stimmen fast wörtlich mit dem Gottscheer Liede überein. Das zweite hat auch den oben erwähnten Wunsch, doch nicht am Schlusse, denn beide slowenischen Lieder schließen mit dem Ausblick auf ein neues Liebesverhältnis des Mädchens.

91 und 91[a]. Die zwei Lieben im Krainerland.

Der Jüngling soll ins Heer, die Geliebte will nicht „im Krainland“ bleiben, sondern mit ihm ziehen. Sie will an seiner Seite stehen, wenn er ins Feuer geht, mit ihm sterben, wenn ihn die Kugel trifft. Dieses unwandelbar treue Festhalten an dem Geliebten bis über den Tod hinaus kommt in diesem schlichten Liede in rührender Weise zur Geltung. — Um so merkwürdiger ist es, dass in Nr. 91[a] der gleiche Inhalt ins Scherzhafte gewendet erscheint. „Wie kannst du mit mir gehen, wenn ich täglich nur fünf Kreuzer beziehe“, sagt der Soldat. Eine sehr praktische Erwägung, ein ganz modernes Einschiebsel. Und am Schlusse thut das Mädchen die leichtsinnige Äußerung: „Wenn du sterben wirst, wird mir ein anderer gefallen.“ Diese Wendung entspricht dem Schlusse der beiden zu Nr. 90 erwähnten slowenischen Recrutenlieder, denen sie wohl auch entnommen ist. In einem dritten slowenischen Recrutenliede (Koritko, 3, 127) wünscht das Liebchen mit dem Soldaten zu ziehen, um ihm Kleider und Wäsche immer in Ordnung zu halten.

92. Wer wird dich trösten.

Nr. 92 ist die fast wörtliche Übersetzung eines slowenischen Liedes (Koritko, 3, 92 ff.). Nur sagt darin das Mädchen vor der Schlusstrophe: „Mich werden trösten die jungen Burschen, die im Felde pfeifen; die werde ich abfangen.“ Ein seltsamer Trost für die trauernde Geliebte; darum wurde dies von den Gottscheern auch weggelassen. Ein ähnliches slowenisches Lied ohne den frommen Schluss steht bei A. Grün, 34 f.

93. Die schwarze Amsel und der bunte Specht.

Die Amsel hebt sich für den Winter Beeren auf. Der Specht findet diese Nahrung ungenügend: er habe sich Weizen und Hirse in den Getreidekasten der Menschen aufbewahrt. „So wirst du nur dann essen können, wenn die Menschen es zulassen“, erwidert die Amsel. Beim Erwachen des Frühlings findet die Amsel den Specht sterbend infolge des ausgestandenen Hungers. — Eine Parallele zu dieser Fabel ist mir nicht bekannt. Dieses Lied dürfte in Gottschee entstanden sein. Es ist im Hinterlande heute noch sehr beliebt.

94. Der Kuckuck.

Der Kuckuck erfährt, dass sein Liebchen einen andern heiraten wolle, da stirbt er vor Schmerz. — Dieses Lied weicht in Inhalt und Auffassung von den deutschen Kuckucks-Liedern bedeutend ab. In diesen ist der Kuckuck ein Ehebrecher, untreuer Geliebter, oder Besitzer eines Harems. Ohne Trauer verlässt er seine Liebchen. Er gilt als fröhlicher Frühlingsbote, doch auch als Inbegriff mannigfacher Schlechtigkeit (Uhland, Schriften, 3, 24 f., 43 f., 88 f.; Grimm, Mythologie, 563 ff.; Lieder bei Uhland, Nr. 11—13, 259; Mittler, Nr. 563—580; Ditfurth, 1, Nr. 159; Erk, Nr. 667, 880 f. u. a.). Bei den Südslawen wird der Kuckuck nicht als ein kecker, heiterer, sondern als ein klagender Vogel aufgefasst. Man sagt darum in serbischen Liedern: Klagen wie der graue Kuckuck (Talvj, 2, 42, 279, 283; 1, 234). Nach serbischer Auffassung ist der Kuckuck ein Weib, das um Sohn oder Bruder so lange gejammert hat, bis es in einen Kuckuck verwandelt wurde (Krauß in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“, 2, 181 f.).

In einem deutschen Kuckucks-Lied (Mittler, Nr. 576) wird wie in Nr. 94 das Niederland erwähnt. Diese Übereinstimmung ist wohl nur zufällig; denn unter Niederland ist in Nr. 94 wahrscheinlich der südöstliche Theil Gottschees gemeint (vgl. oben S. 4). Über den Anfang unseres Liedes vgl. oben S. 143 f.

95 und 95[a]. Der junge Hans.

Wie es scheint, eine modernisierte (parodistische) Fassung des Liedes Nr. 74 oder eine spätere Verbindung von Nr. 74 mit 95[a]. Der junge Hans zieht mit großem Gefolge nach Laibach; da er hier von seiner Geliebten abgefertigt wird, so zieht er weiter nach Oberkrain zur mittleren Tochter eines Königs. Sie öffnet ihm die Thür und umarmt ihn mit dem typischen Gruß: „Und ich bin dein und du bist mein.“ Der zweite Theil und die kürzere Fassung, 95[a], ähneln einem slowenischen Liede (Koritko, 3, 89).

96. Vom Geigerlein.

Ein Geiger geigt vor der Hölle sieben Jahre und sieben Tage, bis seine Eltern und die Schwester herausgelassen werden. Sie schauen sich aber nach der Hölle um und die Schwester meint, jetzt sei ein großer Platz daselbst leer. Da gibt der Geiger der Schwester einen Stoß, dass sie in die Hölle zurückfällt.

Also die Orpheus-Sage, die in einem slowenischen Liede (Stanko Vraz, 6 f.) auf den König Matthias übertragen wird. Von den Slowenen haben es die Gottscheer. Statt des geigenden Königs setzten sie nur einen Geiger ein, statt der Gattin, Eltern und Schwester. Dass es

sich in Nr. 96 ursprünglich auch nur um eine weibliche Person gehandelt hat, ergibt sich daraus, dass der Geiger nur die Schwester (nicht auch die Eltern) hinabstößt und verflucht.

97. Der junge Priester.

Der junge Priester feiert die Primiz. Seine Geliebte stirbt während der Messe aus Schmerz, da er ihr nun für immer entrissen ist. Der Priester warnt öffentlich alle Mädchen vor den Liebesschwüren der Studenten und wünscht, dass seine Geliebte vor der Kirchenthür begraben werde, damit er täglich ihrer gedenke. — Dieses Lied ist die Übersetzung eines slowenischen Liedes (Koritko, 1, 106 f.). Nur sagt hier der Priester tags vorher zur Liebsten, sie solle als Braut gekleidet in die Kirche zur Trauung kommen. Diese Grausamkeit haben die Gottscheer vermieden. Ein zweites slowenisches Lied gleichen Inhalts (Koritko, 4, 69 ff.) erzählt zum Schluss, dass auch der Priester aus Schmerz gestorben sei. Beide werden neben der Kirche begraben, Blumen wachsen aus den Gräbern (vgl. oben S. 179). Die große Assistenz von zwölf Kaplänen erklärt sich daraus, dass die Begebenheit nach den slowenischen Liedern sich in einer Kapuziner- oder Franciscanerkirche zuträgt, wo zwölf Mönche den Primizianten begleiten. Nur in der Gottscheer Fassung steht der Vergleich: Ein Männerherz ist wie Eisenbänder. Dieser Vergleich ist in der deutschen Volkspoesie häufig. Der treue Heinrich (Grimm, Märchen, Nr. 1) legt sein Herz in eiserne Bande, dass es nicht vor Kummer breche (Parallelen dazu Grimm in den Anmerkungen, 5).

98. Die schöne Maria (und die Schlange).

(Vgl. oben S. 101 f.)

99. Das wandernde Kind.

Ein in der südslawischen Poesie sehr verbreitetes Lied. Die längste Fassung ist das slowenische Lied Desetnica, Die Zehnte (Stanko Vraz, 165 ff., dasselbe bei Koritko, 1, 82 ff.). Es erzählt: Ein Ehepaar hat neun Schlösser und neun Töchter; als zehntes Kind wünschen sie sich einen Knaben, es kommt aber wieder ein Mädchen. Ein Engel bringt diesem Kinde einen goldenen Ring und der Mutter den Auftrag, sie soll dem Kinde auf die Wanderung ein Brot backen. Die Mutter gibt den Ring ins Brot und vertheilt dieses in zehn Theilen an alle Kinder in der Hoffnung, dass der Ring auf ein anderes Kind kommen werde. Doch das Zehnte erhält den Ring, zieht sich ärmlich an und wandert in die Fremde. Nach sieben Jahren kommt es wieder heim und bittet um Unterkunft. Die Eltern, die es nicht erkennen, weisen es ab, weil sie den ganzen Raum brauchen, um ihrer ältesten

Tochter Hochzeit zu feiern. Das Mädchen gibt sich zu erkennen und zieht weg. Die Mutter stirbt, die Geschwister rufen sie zurück; sie aber hört nicht darauf.

Eine zweite Fassung (Koritko, 2, 86) erzählt mehr vom Wanderleben des Kindes. Statt des Engels bringt hier ein Vogel den Ring. In einer dritten Fassung (Koritko, 4, 24) wandert das Kind in Pilgertracht; der Schluss weicht theilweise ab.

Das Gottscheer Lied gibt den gleichen Inhalt gekürzt wieder. Es erzählt nichts von der Wiederkehr der jüngsten und von der Vermählung der ältesten Tochter. Die Mutter stirbt gleich nach dem ersten Auszug des Kindes. Der V. 16 „Vielleicht wird's kommen in Magdalenens Theil" ist ein Wunsch der Mutter. Sie liebt augenscheinlich Magdalena am wenigsten. Magdalena ist sicher die älteste Tochter, denn auch im slowenischen Liede heißt diese Lenchen und wird besonders erwähnt. Das zehnte Kind heißt hier, wie in dem dritten slowenischen Liede: Margarethe. (Diese beiden Namen nebeneinander für zwei Schwestern finden sich auch in der Gottscheer Ballade Nr. 73.) Ein Grund, warum das Kind wandern muss, wird nicht angegeben. Sicher hat die Mutter das Mädchen verwünscht, als es statt des erhofften Knaben zur Welt kam. Und zur Strafe dafür muss die Mutter das Kind so früh verlieren. Vom Himmel kommt ja dieser Auftrag. Und die Mutter stirbt auch im Bewusstsein, dass das Kind durch ihre Schuld ins Elend getrieben wird. Deutlicher ergibt sich dieser Zusammenhang in einem verwandten serbischen Liede (Kapper, 2, 121). Eine Frau wünscht sich als zehntes Kind endlich einen Knaben; da aber wieder ein Mädchen zur Welt kommt, ruft sie: „Hol' der böse Geist sie!" Als nun das Mädchen herangewachsen ist, wird sie von einer Wila (bösen Fee) in den Bergwald entführt. Vergebens ruft sie die jammernde Mutter zurück.

In der Gottscheer Ballade und in zwei slowenischen Liedern verlässt das Mädchen im siebenten Jahr das Elternhaus. Abgesehen von der typischen Siebenzahl ist zu erwägen, dass im siebenten Jahr das kindliche Unschuldsalter aufhört. Auch in einem mecklenburgischen Märchen muss ein Mädchen im siebenten Jahr das Elternhaus verlassen (Grimm, Anmerkungen zu den Märchen, 58; vgl. Haltrich, 307).

100. Söhnchen Marcus.

(Vgl. oben S. 91.)

101. Die Meierin.

Auch diese Ballade ist slowenischen Ursprungs. Das Lied Majerca (bei Stanko Vraz, 160, in kürzeren Versionen 66, 67 und 68) erzählt die gleiche Begebenheit. Eine junge Gräfin lässt durch eine Magd das Kind ihrer Meierin erstechen, weil der Graf dessen Vater ist.

Zur Strafe dafür wirft der Graf sein Weib zum Fenster hinaus oder tödtet sie mit dem Schwert. In dem Gottscheer Liede erschießt er sie und heiratet hernach seine Geliebte, die Meierin. Nr. 101 wurde schon im Jahre 1820 von Rudesch mit der Bemerkung: „Wiegenlied nach dem Volksmund" aufgezeichnet. Es hat ja auch als Kehrreim das Wiegenlied der Gottscheerinnen: prutai ninai, prutai ninai (vgl. S. 130).

III.

Lieder zu Sitte und Brauch. Scherz- und Kinderlieder.

102. Neujahrswunsch.

(Vgl. S. 69 f.)

103 und 104. Sonnwendlieder.

(Vgl. S. 75 f.)

105—110. Hochzeitslieder.

(Vgl. S. 79—85.)

111. Der Werber. 112. Des Vaters Töchterlein. 113. Die Werbung.

Drei Werbelieder. In Nr. 111 wird scherzhaft die Schwierigkeit des Werbens dargestellt. Der Freier wirbt vergebens um die Töchter verschiedener Handwerker, erst die Besenbinderstochter nimmt ihn. Er kommt um sie auf verschiedenen, in Wirklichkeit unmöglichen Pferden, erst auf einem bunten Braun will sie reiten. Scherzhafte Werbelieder gibt es in deutschen Landen in großer Zahl. Nur ist es in diesen umgekehrt: das Mädchen weiß nicht, aus welchem Stande sie sich den Mann wählen soll und geht so im Liede alle Berufe durch. Das sind Necklieder, in welchen alle Vor- und Nachtheile der verschiedenen Handwerker abgewogen werden (Erk, Nr. 841—849; Mittler, Nr. 923—926; Hruschka und Toischer, 204 ff.; Hoffmann, Nr. 185; Tobler, 1, 162; Meier, 148 und 153; Schuster, 112 ff.; Mündel, Nr. 20 u. a.; auch in der serbischen Literatur ganz ähnlich Talvj, 1, 17; und bei den Neugriechen, Gustav Meyer, 51).

Nr. 112 erklärt sich von selbst. In Nr. 113 scheint einzelnes im Text verderbt zu sein. Die in den Liedern genannten Orte Meierle, Rodine, Schemitsch liegen alle in der Sprachinsel. Die Bezeichnung Berg bedeutet Weinberg oder schlechtweg Gegend mit Weinbau.

114. Agnes.

Georg wirbt um Agnes und schildert ihr sein Heim mit den bekannten Schlaraffenherrlichkeiten: Dächer aus Speck, Zäune aus Würsten, Mauern aus Kuchen, einen beinernen Tisch. Agnes glaubt ihm alles, verschenkt an die Nachbarn all ihr Hab und Gut und folgt dem Werber in dessen Heimat. Dort findet sie nichts von dem Versprochenen: ein Bretterdach und kein Speckdach, eine Mauer aus Steinen und nicht aus Kuchen u. s. w. Georg sucht durch Scherze ihre Fragen zu beantworten; als sie nicht nachlässt zu weinen, nimmt er eine Birkenruthe und schlägt sie. — Dass der Freier dem Mädchen glänzende Versprechen gibt, die er dann nicht hält, das kommt in vielen Entführungs-Balladen vor. Am ähnlichsten unserem Liede, dem allgemeinen Inhalt nach, in der Ballade vom stolzen Heinrich (Simrock, Nr. 9; Reifferscheid, Nr. 16 f.), der Margarethen, der Königstochter Wunderdinge von seinem Lande erzählt. Sie glaubt und folgt ihm und findet sich nun betrogen (vgl. auch Grimm, Märchen Nr. 84). Ähnliche Häuser, wie das in Nr. 114 geschilderte, gibt es im Schlaraffenlande (Böhme, Nr. 278a): auch hier sind die Wände Kuchen, die Zäune Würste, das Dach mit Fladen gedeckt. Nach einer siebenbürgischen Sage (Haltrich, 110) gibt es eine wallachische Kirche aus Speck, Fladen, Würsten und Käse. Das Zuckerhäusel im Märchen von Hansel und Grethel (Grimm, Nr. 15) und die vielen Schlösser, Häuser und Mühlen aus Edelsteinen, Gold und Blumen in deutschen Volksliedern (Uhland, Schriften, 3, 239 ff.) seien nur nebenbei erwähnt. Auch in den Schnaderhüpfeln gibt es Häuschen „mit Lebzelt gedeckt“ (Hörmann, 38; Seidl, Almer, 1, 63).

Strophe 3: „Werberlein ins Werberland“ heißt: das Mädchen hat Werber in das Land der Werber hinein, d. h. sie hat die Möglichkeit, in dieses Land zu kommen, wenn sie die Werbung annimmt.

115. Die zwei Gespielen.

Zwei Freundinnen, eine Reiche und eine Arme, haben denselben Geliebten. Dieser fragt seine Mutter um Rath, welche von beiden er nehmen solle. Die Mutter räth ihm zur Armen, denn diese sei gewöhnt zu arbeiten und sparsam zu leben.

Unser Lied hat, wenn auch in anderer Ausführung, den gleichen Inhalt mit dem alten und verbreiteten deutschen Volkslied „Zwei Gespielen“, das schon 1582 gedruckt wurde (Uhland, Nr. 115 A; Erk, Nr. 70b u. a.), aber jedenfalls älter ist. Auch hier haben zwei Freun-

dinnen, eine Reiche und eine Arme, denselben Geliebten. Dieser überlegt, welche von beiden er heiraten solle. „Und wenn die Reiche das Gut verzehrt, so hat die Lieb ein Ende.“ Er will darum die Arme nehmen. Was hier nur als möglicher Fall erwogen wird, berichtet das Gottscheer Lied als Thatsache. Der Jüngling heiratet die Arme; doch nach deren baldigem Tode die Reiche und diese „verprasst alles in einem Jahre“. So ist die Moral des Liedes eindringlicher vor Augen geführt.

Das Lied „Zwei Gespielen“ ist auch heute in verschiedenen Gegenden in der alten Fassung fast gleichlautend verbreitet (Erk, Nr. 70a—70l; Mittler, Nr. 141 f.; Meier, 373). Die Schweizer Fassung (Erk, 70d) hat von den übrigen abweichend die Verse:

Die Richi ist keis Haberbrot
Und geit nit gern an d' Sunne.

Also ähnlich wie im Gottscheer Liede darauf hingewiesen wird, dass nur die Arme an der Sonne jätet und Hirsebrot isst. Die verschiedenen Lebensgewohnheiten der Reichen und Armen, die im Gottscheer Liede wirkungsvoll vorgeführt werden, müssen wohl alt sein und waren früher wahrscheinlich auch in den Versionen anderer Landschaften vorhanden.

Das Motiv von der armen und der reichen Braut wird noch in vielen anderen deutschen Volksliedern behandelt und immer zu Gunsten der Armen erledigt (vgl. darüber meinen Aufsatz in Sauers Euphorion. 2. Band).

116. Ein Heiratliedchen.

Ein Lied über Ehestandsbedenken. Spät in Gottschee eingeführt. Der Reim ist zum Theil bewahrt, und es stimmt fast wörtlich mit den in Deutschland noch heute verbreiteten Fassungen überein, nur dass in Nr. 116 die Verse über die alte, junge und die arme Frau weggefallen sind (vgl. Erk, Nr. 864; Simrock, Nr. 220; Mittler, Nr. 1007; Mündel, Nr. 231 f.; Hoffmann, Nr. 95 und Nr. 184; Zurmühlen, Nr. 86).

117. Um die heilige Faschingszeit.

Ein Bauer hat ein faules Weib. Er bittet zu Gott, dass sie sterbe. Das Weib stirbt, der Bauer lässt einen großen Stein aufs Grab legen, damit sie ja nicht wiederkomme. — Es ist ein altes, sehr verbreitetes Lied, das schon lang in Gottschee sein muss, weil es hier ganz eigenartig ausgeführt ist. Die Zeitbestimmung im Fasching und den Eingang von den drei Bauern hat nur das Gottscheer Lied. Alle deutschen Fassungen sprechen von einem alten Weib, nur in Gottschee und im Kuhländchen (Meinert, 20) ist es ein faules Weib. Nr. 117 kommt am nächsten der alten Version aus dem

16. Jahrhundert (Uhland, Nr. 292; Böhme, Nr. 247) und dem niederrheinischen Liede (Zurmühlen, Nr. 48). Auch hier betet der Mann in der Kirche um den Tod seines Weibes. Er legt auf ihr Grab Steine. Die neue Heirat wird nicht ausdrücklich erwähnt. In den meisten modernen Fassungen (Simrock, Nr. 246; Erk, Nr. 914; Mittler, Nr. 179; Meier, 344 u. a.) heiratet der glückliche Witwer ein junges Weib, das ihn schlägt oder sein Gut verzehrt, so dass er sich die Alte zurückwünscht. Mehrere stimmen in einzelnen Versen mit dem Gottscheer Lied genau überein. So wird auch in der fränkischen (Ditfurth, 2, Nr. 199) und in der steirischen Version (Schlossar, Nr. 299) „ein großer Stein" auf das Grab der verstorbenen Alten gelegt. Andere berichten, wie Nr. 117: „Und als der Mann heim kam, war sein Weib schon todt" (Hruschka und Toischer, 221 f.; Schlossar, Nr. 298 f.; und in einem sonst stark abweichenden, in hebräischen Lettern aufgezeichneten Liede bei Rosenberg, Über eine Sammlung deutscher Volks- und Gesellschaftslieder in hebräischen Lettern, 28).

118. Die Schwiegertochter.

Die Tochter erzählt ihrer Mutter, wie sie mit ihren neuen Angehörigen zufrieden sei. Alle seien brav, nur ihr Ehemann nicht. Denn ihre Ehe gleiche jener „unter der Platte". Darunter versteht man, wie die Sängerin mir erklärte, eine Schlangenehe, denn unter der Steinplatte halten sich die Schlangen auf, also eine unglückliche Ehe. Zu diesem Liede kenne ich keine Parallelen.

119. Schön Andreas.

Der schöne Andreas geht zum Kirchtag (zugleich Jahrmarkt) nach Laibach. Er fragt sein Liebchen, was er ihr dort kaufen solle und nennt die Geschenke: Mehrere Stücke zur Frauentracht, Esswaren u. a. Sie erwidert, dass sie Kleidungsstücke von ihm nicht annehmen dürfe, mit den übrigen Geschenken sei sie einverstanden. Er aber meint zum Schluss: „Wer es haben will, soll es selber holen." Das ganze ist also nur eine Neckerei. — Necklieder zwischen Liebenden sind sehr häufig. In einem oberbayerischen Liede (Mittler, Nr. 1106) fragt auch ein Liebender, was er am Kirchtag dem Mädchen kaufen solle: ein Fürtuch, Schnürriemen oder ein rothes Leibchen? Doch wenn sie ihm nicht aufmachen sollte, dann „zoag i dir d' Feign".

Unter den Geschenken zählt der Bursch in Nr. 119 auch eine Wiege und eine Wiegendecke auf. Eine deutliche Anspielung darauf, wie weit es mit ihrem Verhältnis kommen könne. Den gleichen Zug finden wir in einem verwandten steirischen Liede (Schlossar, Nr. 157), nur wirksamer an den Schluss gesetzt. Der Bursch fragt, was er am Kirchtag kaufen soll. Sie erwidert: Alles, nur keinen Mühlstein,

den könnte sie nicht ertragen. Darauf er: Ich werde dir etwas Leichteres schenken:

A Wiagn wiar i da kaufn und
Dazua an Kinderwagn.

Das Anbieten der Geschenke erinnert auch an unsere Ballade Nr. 69.

120. Streit mit der Lieben.

(Vgl. oben S. 165.)

121. Für die Jünglinge und Mädchen.

Unter einer Linde sitzen Burschen und Mädchen und trinken. Ein Vogel warnt sie: „Ihr werdet euern ledigen Stand (eure Jungferschaft) vertrinken.“ Da drohen sie dem Vogel, ihm die Federn auszureißen; doch dieser erwidert: „Die Rosen werden wieder blühen, meine Federn wieder wachsen, eure Jungferschaft aber kehrt nimmermehr!“

Dieses Lied ist ein schönes Seitenstück zu dem bekannten deutschen Volksliede von dem Mädchen und der Hasel (Böhme, Nr. 65 u. v. a.), wo die Haselstaude warnt: „Ich grüne wieder, doch ein Mädchen findet ihren verlorenen Kranz nicht mehr.“ Auch das obige Motiv von der Warnung des Vogels ist in unserer Volkspoesie häufig. In einem Liede aus dem 16. Jahrhundert, das in mehrfachen Versionen belegt ist, wird einer Nachtigall gedroht. Sie fürchtet sich nicht davor, warnt die Mädchen vor den betrügerischen Knaben und ermahnt sie, ihre jungfräuliche Ehre zu bewahren (Erk, Nr. 410; Uhland, Nr. 17; Böhme, Nr. 161). Auch der Anfang unseres Liedes, der in den Gottscheer Nummern 15 und 55 wiederkehrt, ist häufig in deutschen Volksliedern (vgl. oben S. 144). Die Marien-Legende Nr. 15 hat ganz die gleiche Situation. Maria geht bei einer Linde vorüber, unter der junges Volk tanzt. Sie spricht ermahnende Worte.

Nun findet sich aber unser Lied Nr. 121 fast wörtlich im slowenischen Liede Devičtvo, Die Jungferschaft (Stanko Vraz, 182 f.; Koritko, 2, 80) wieder. Dieses Lied ist nur etwas breiter gehalten und die Ermahnung des Vogels ist hier an die Mädchen allein gerichtet. In Anbetracht der starken Verbreitung dieses Motivs in der deutschen Volkspoesie, meine ich, dass das slowenische Lied aus dem Deutschen stammen dürfte, dann selbständig ausgeführt seinerseits auf die Gottscheer Volkspoesie zurückgewirkt habe.

122. Die Pfarrersköchin.

Die Köchin, die mit dem Pfarrer in einem sträflichen Verhältnisse gelebt hat, wird dafür in der Hölle vom Teufel gezüchtigt. Sie erscheint dem Pfarrer als Geist auf dem Dachboden und erzählt ihm ihre Leiden. Der Pfarrer will für sie Messen lesen, doch sie weist Seelenmessen von seiner Seite zurück. — In einer tirolischen Sage

(Zingerle, Sagen, 396) legt der Teufel, wie hier, einer Dirne Hufeisen an. Bemerkenswert ist es, dass hier der Teufel als krummer, d. h. hinkender Schmied bezeichnet wird, eine alte mit der Wieland- und Hephaistos-Mythe in Verbindung stehende Anschauung (vgl. Grimm, Mythologie, 829). Das Lied ist wahrscheinlich in Gottschee entstanden.

123. Die schöne Marie.

Die schöne Marie schläft während des Rinderhütens ein. Eine Pomeranze fällt vom Baum und weckt sie. Marie verwünscht darum diese Frucht. — Pomeranzenbäume gibt es in Gottschee nicht, das Lied muss also aus dem Süden gekommen sein. In den Liedern der Südslawen, die an den Ufern der Adria und im Süden des Balkans Pomeranzen anpflanzen, wird dieser Baum sehr oft erwähnt. Liebende treffen sich hier (Kapper, 2, 227), man begräbt Angehörige darunter (ebenda, 116), schöne Mädchen pflanzen und pflegen Pomeranzenbäume (ebenda, 246. 257; doch auch in einem elsässischen Liede, Mündel, Nr. 112). In deutschen Volksliedern finden wir öfter die verwandte Situation, dass Mädchen im Garten entschlummern und dass ihnen Rosen in den Schoß fallen (z. B. Mittler, Nr. 979). Am nächsten kommt unserer Nr. 123 ein bulgarisches Lied (Wenzig, 238): Ein Mädchen schläft unter einem Lorbeerbaum, da trifft sie ein vom Wind bewegter Zweig und weckt sie. Sie zürnt darüber, weil sie eben so süß von Liebe geträumt habe. Diesen Schluss mag vielleicht auch unser Lied Nr. 123 früher gehabt haben. Jedenfalls ist es slawischen Ursprungs.

124. Das schöne Gretchen.

Das schöne Gretchen wünscht einmal zu einer Hochzeit geladen zu werden. Kaum hat sie den Wunsch ausgesprochen, so kommt ihr Bruder und ladet sie zur Doppelhochzeit ihrer Geschwister ein. Gretchen will sich gleich dazu rüsten, einen Hochzeitskuchen backen und ihr bestes Sonntagsgewand anlegen. Der Bruder aber meint, das sei alles nicht nöthig und nimmt sie gleich in ihrem Werktagsanzug mit. Zu Hause angelangt, findet sie beide Eltern todt. „Warum hast du's mir nicht früher gesagt?" fragt sie. „Ich habe es dir ja angedeutet", versetzt der Bruder. Da stirbt sie vor Schmerz. — Dieses Lied ist wohl Gottscheer Ursprungs.

125. Das nichtsnutze Weib.

Das Lied ist spät eingeführt worden, es hat hochdeutsche Wörter und Reime und die gleiche Melodie wie das niederösterreichische Lied „Weltlauf" (Tschischka, 60), mit dem es auch im Wortlaut übereinstimmt. Dieses Lied ist sehr verbreitet (Erk, Nr. 910^{a}—910^{d}; Mittler, Nr. 259 f.; Meier, 241; Schuster, 139;

Ditfurth, 2, Nr. 201 u. a.). Die meisten haben den gleichen Kehrreim wie Nr. 125: „Lieber Franz, Noch ein Tanz!" Alle haben noch eine weitere Schluss-Strophe (die in Nr. 125 fehlt), wonach die Freier im Hause sind und das Weib infolge dessen erst heimgeht.

126. Die brave Stiefmutter.

Ein ganz für sich stehendes Lied, weil hier die Stiefmutter, um gütig und menschlich zu handeln, ihre Stiefkinder besser hält als die eigenen. — In Märchen und Volksliedern (z. B. Mittler, Nr. 96 und 99) sind die Stiefmütter sonst immer böse. Das Lied dürfte wohl in Gottschee entstanden sein. In Einzelheiten ist es von slowenischer Volkspoesie beeinflusst. Die Verse 18 ff. finden sich in dem Liede Sirote, Waisen (Stanko Vraz, 135). Die sterbende Witwe empfiehlt ihre Kinder dem Bruder und sagt: „Wenn du deinen Kindern weißes Brot gibst, so gib meinen gemischtes, Wenn du deinen Wein gibst, so gib meinen Wasser."

Bemerkenswert ist der Traum der Magd: Die drei Sonnen, die ihr aufgehen, zeigen wohl das große Glück an, das ihr bevorsteht und die Fahne die baldige Hochzeit. Denn Fahnen werden ja bei Hochzeiten in Krain getragen (vgl. oben S. 81 und 85). In anderen Gottscheer Liedern geht es den Stiefkindern schlecht, z. B. in Nr. 58. Und Schröer (499) erwähnt ein Gottscheer Lied von den zwei Waislein, deren Text auch ich nicht erhalten konnte. Danach kommen die Waisen zu dem Grabe der Mutter klagen, weil sie nicht Holz und Wasser erhalten. Da ruft es aus dem Grabe: *„Geat hoim iər boishlain main, ahoimə brt iər win* (finden) *dos hölz un bosr schean.*

127. Ich will alles haben.

Nun folgen bis Nr. 132 eine Reihe von Kettensprüchen. Die sind alle spät nach Gottschee gekommen: sie haben hochdeutsche Wörter und Reime, bekannte Melodien und stimmen mehr oder weniger wörtlich mit den überall in deutschen Landschaften verbreiteten Parallelen überein. Nr. 127 kommt am nächsten der niederösterreichischen Fassung (Tschischka, 30). Ähnlich sind noch viele andere Versionen (vgl. Ditfurth, 2, Nr. 398ᵇ; Tobler, 1, 152; Rochholz, 166; Grimm, Märchen, Nr. 140 und besonders die Anmerkungen dazu, 223 f.; Zepling im Siebenbürgischen Correspondenzblatt 9, 67).

128. Mein Kittelchen.

Dieser Kettenspruch stimmt fast wörtlich überein mit der schlesischen Fassung (Hoffmann Nr. 51). Nur ist er stärker als Nr. 127 in die Mundart übertragen. Zipf ist der Hautlappen der Henne, unterhalb des Schnabels. Tanz sind die Hinterfüße des Hasen, weil

er auf ihnen, wie zum Tanz bereit, steht (vgl. auch Des Knaben Wunderhorn, 2, 761 und Simrock, Kinderbuch, Nr. 1044).

129. Der Birnbaum.

Dieses Zähllied ist noch sehr verbreitet und nach mündlicher Überlieferung in neuerer Zeit in ganz Mitteldeutschland (Erk, Nr. 1746), im Kuhländchen (Meinert, 221) und in Österreichisch-Schlesien (Peter, 1, 49 ff. 52 ff.) aufgezeichnet worden. Unserer Nr. 129 steht die fränkische Fassung (Ditfurth, 2, Nr. 393) am nächsten. Weitere Parallelen vgl. bei Reifferscheid, 176.

130. Vom Dienen.

Ein ähnliches Lied wird in Kärnten gesungen (Carinthia I. 81, S. 28). Dasselbe Lied nur kürzer, findet sich auch im Slowenischen (Koritko, 2, 98) und im Kroatischen (Valjavec, Narodni pripovjesti, 308 f.). Nr. 130 steht der kärntischen Fassung näher.

131. Die Bewirtung.

Das Lied zählt auf, was die Frau an jedem Tage der Woche kocht, was sie dann für sich behält und was sie dem Mann lässt. Eine genau übereinstimmende Parallele dazu kenne ich nicht. Ähnliche Scherzlieder, in denen die Speisen der einzelnen Wochentage angegeben werden, gibt es genug in deutschen Sammlungen (vgl. Schlossar Nr. 325; Ditfurth, 2, Nr. 207; Meier, 329 f.). Komische Wochenübersichten sind auch: Hoffmann, Niederländische Volkslieder Nr. 158; Des Knaben Wunderhorn, 2, 664.

132. Sehnsucht nach dem Liebchen.

Eine Umarbeitung des bekannten Studentenliedes: „Laurentia, liebe Laurentia mein“ (Erk, Nr. 1742), verbunden mit einem nach jeder Strophe wiederkehrenden Gespräch.

134. Necklied auf die Reifnitzer.

(Vgl. oben S. 113.)

135. Trinkliedchen.

(Vgl. oben S. 136.)

136. Der Rebensaft.

Ähnliche Begrüßungen des Weines sind in der deutschen Volkspoesie sehr häufig (vgl. z. B. Uhland, Nr. 215, 221, 229 u. a.). Fast wörtlich gleich unserem Liedchen ist die Inschrift in einem Keller zu Meschendorf in Siebenbürgen (Haltrich, 480).

137. Wein und Wasser.

Volksmäßige Kampfgespräche zwischen Wasser und Wein, Sommer und Winter, Fasten und Nichtfasten und ähnliches, waren vor alters sehr beliebt (vgl. Uhland, Schriften, 3, 28 ff.; Erk, Nr. 1074—1077). Unser Lied findet sich schon in Flugblättern des 16. Jahrhunderts und noch heute auf dem ganzen deutschen Gebiet. Die nächste Verwandtschaft zeigt das Gottscheer Lied zu den Fassungen in Steiermark (Schlossar, Nr. 317) und Kärnten (Pogatschnigg und Herrmann, 2, Nr. 573). Über die außerordentliche Verbreitung dieses Themas auch bei fremden Völkern vgl. Böckel, 108 f. und XI. Seinen Parallelen füge ich hinzu das Streitgedicht „Wasser und Wein" bei den Deutschen im nordungarischen Bergland (Schröer, WSB. 27, 233—236).

138. Die faule Gretel. 139. Wecklieder.

Das ungemein verbreitete Volkslied vom faulen Gretchen wird in Gottschee hochdeutsch gesungen. Der oben abgedruckte Text weicht fast gar nicht von den in Deutschland allgemein verbreiteten Versionen ab (vgl. Mittler, 1027; sehr gekürzt bei Hruschka und Toischer, 260, Nr. 288, ebenda in den Anmerkungen die Parallelen, S. 514). Die Melodie zu diesem Liede wird im Sommer jeden Morgen von Kuhhirten geblasen. So dient sie wirklich als Wecklied, wie die beiden in Nr. 139 verzeichneten Liedchen.

141. Drei Mädchen.

Dieses deutsch-slowenische Lied ist eine merkwürdige Parallele zu Uhland, Nr. 21, A und B; Mittler, Nr. 769; Simrock, Nr. 154. Namentlich die zweite Strophe stimmt inhaltlich ganz mit den deutschen Fassungen überein. Und wie es hier heißt: Es sind nicht drei Rosen, es sind drei schöne Mädchen, so bei Uhland: So sind es nit drei Vögelein, es sind drei Frewlein fein. Der Eingangsvers: „Es blühen drei Rosen im Garten" gleicht dem Eingang von Nr. 89: „Die Rosen, die blühen im Garten." (Über die slowenischen Verse vgl. oben S. 161 f.). Parallelen zu diesem alten, schon im 16. Jahrhundert belegten Liede führt Uhland an (Schriften 4, 25 ff.). Er weist auch darauf hin, dass es im Minnesang als unschicklich galt, den Namen der Geliebten zu nennen und dass das Nicht-Bezeichnen des Dritten, Trefflichsten, eine alte volksthümliche Form ist. (Neuere Litteratur darüber vgl. bei Böhme, Nr. 184, 436 f; Erk, Nr. 418a u. 418b, 419b—419e; Mündel, Nr. 143; auch vgl. man die vielen Fassungen des Liedes von den drei Schwestern, deren jüngste den Jüngling einlässt.) Verwandt ist auch das vielverbreitete Kinderlied von den drei schönen spinnenden Jungfrauen (Simrock, Kinderbuch, Nr. 180—183; Hruschka und Toischer, 435 f., besonders Nr. 346a). Die drei spinnenden Jungfrauen sind eine Erinnerung an

die Nornen, die Schicksalsfrauen (vgl. Rochholz, 139 ff; Grimm, Mythologie, 345; Tobler, 2, 239 ff.). In den Gottscheer Liedern Nr. 74, 75 und 95 ist auch von drei Mädchen die Rede, aus denen sich der Freier die mittelste, die schönste, auswählt.

Nr. 142—168. Kinderlieder.

Über die Kinderlieder im allgemeinen vgl. oben S. 163. Zu den einzelnen Nummern gibt es viele theils wörtlich übereinstimmende, theils mehr oder weniger abweichende deutsche Parallelen. Zu 142 vgl. Simrock, das deutsche Kinderbuch Nr. 692: Neue Carinthia, 1890, 136: Hruschka und Toischer, 5. Abtheilung, Nr. 283a. — Zu 143 vgl. auch den Schluss des Märchens „Jungfrau Maleen" (Grimm, Nr. 198). — Zu 144 vgl. Hruschka und Toischer a. a. O. Nr. 379 (und in den Anmerkungen dazu viele Parallelen); Rochholz, 350. — Zu 145 vgl. Carinthia I. 82, S. 192; Hruschka, Nr. 388 f.: Erk, Nr. 1885. — Zu 146. Simrock a. a. O., Nr. 850 f.; Neue Carinthia, 1890, 192; Zingerle, 240, Nr. 64 f. — Zu 148 vgl. Rochholz, 191: Erk, Nr. 1843. In Laibach lautet dieser Kinderreim:

Regen, Regen tropfen,
Die Buben muss man klopfen.
Die Mädeln liegen im Federbett,
Die Buben liegen im Hühnerdreck.

Zu 152 vgl. Simrock, Nr. 908 ff.; Erk, Nr. 1870. — Zu 154 vgl. Carinthia I, 82, S. 24 f.; Hruschka, Nr. 261 ff.; Müllenhoff, 509. — Zu 155 vgl. Hruschka, Nr. 259. — Zu 156 vgl. Neue Carinthia 1890, 192; Hruschka, Nr. 348. — Zu 157 f. vgl. Neue Carinthia 1890, 193; Hruschka, Nr. 341a. — Zu 159 vgl. Simrock, Nr. 826 ff.; Hruschka, Nr. 306. — Zu 160 vgl. Zingerle, 242, Nr. 75. — Zu 161 vgl. Hruschka, Nr. 44 f.; Erk, Nr. 1861. — Zu 162 vgl. Neue Carinthia, 1890, 191. — Zu 166 vgl. Hruschka, Nr. 317. — Zu 167 vgl. Erk, Nr. 1834 f.

Berichtigungen und Nachträge.

Die Zahlen S. 3, Z. 12 v. o. und 4 f. v. u. finden ihre Ergänzung und Berichtigung nach den jüngsten Zählungs-Ergebnissen auf S. 466. — S. 34, Z. 7 v. o. lies 8030 Männer, 11.831 Frauen. — S. 37, Z. 13 v. u. Zu der geringen Summe 22·7 *hl* sei bemerkt, dass die eigentlichen Gottscheer-Weingegenden: Maierle, Neuberg, Pöllandel u. s. w., außerhalb des Gerichtsbezirkes Gottschee liegen. — S. 38, Z. 1—5. Eine Hube ist in Gottschee ungefähr, nicht ganz genau, 60 Joch. In anderen deutschen Gegenden meist 30—40 Joch. Eine alte Urbars-Hube gilt als doppelt so groß, wie eine heutige „gewöhnliche Hube". — S. 40, Z. 12 f. v. u. Nach der jüngsten Vermessung beträgt der Waldbesitz der Herrschaft Gottschee 18.881 *ha*; das gesammte Forstpersonal besteht jetzt aus 38 Mann. — S. 41, Z. 6 v. u. Herrschaften des fürstlich Auerspergischen Fideïcomisses befinden sich in Böhmen, Oberösterreich, Istrien und Krain. — S. 44, Z. 3 v. u. Die Gottscheer Pfarren Suchen und Unterwarmberg gehören nicht zum Decanate Gottschee. — S. 45, Z. 19 v. o. Für Maierle kann man diese Thatsache aus dem amtlichen Ortsrepertorium darum nicht ersehen, weil die Zählungs-Ergebnisse von Maierle und dem slowenischen Orte Straßenberg gemeinsam verzeichnet sind. — Zu S. 74 füge ich hinzu, dass am Vorabend des Johannistages die Gottscheer Kinder auf den Wiesen Blumen sammeln, in Körben heimbringen und daselbst auf den Fußboden streuen, damit „der heilige Johannes ein weiches Lage habe". — S. 80 Anmerkung 1, statt Lustigmacher lies Hochzeitsbitter. — S. 82, Anmerkung 1 und S. 85, Anmerkung 3, statt Blasnik lies Koritko. — Zu S. 92: Die weißen Frauen helfen auch braven Landleuten. Während diese Mittagsruhe halten, verrichten sie an ihrer Stelle die Feldarbeit. — S. 92, Anm. 1, S. 100, Anm. 1 und S. 101, Anm. 1 lauten die entsprechenden Seitenzahlen in Zingerles Sagen, 2. Auflage: 644 f., 180, 323 f., 147. — S. 109, Anm. 1, weitere Literaturnachweise vgl. in Schumanns Nachtbüchlein, herausgegeben von Bolte, 410 und Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, herausgegeben von Goetze 1, 485 und 2, S. XVII. — S. 136, Z. 5 v. u. lies statt 18] 19. — Z. 9 v. u. lies statt 23 f.] 22 und 24. — S. 146, Anm. 2, lies statt 98] 80. — S. 161, Z. 13 v. u. lies statt 140] 141. — Zu S. 166 möchte ich erwähnen, dass der in Wien

lebende Gottscheer Georg Ostermann (aus Mooswald) eine Reihe von Liedern in der Gottscheer Mundart verfasst hat, von denen einzelne in der Sprachinsel nach volksthümlichen Melodien viel gesungen werden. Sein beliebtestes Lied ist „Mein Vaterhaus", das ein Gottscheer Bauernhaus schildert. Ich drucke es (nach meiner Schreibung) wegen seines Inhaltes ab und um ein Beispiel eines modernen Dialectliedes im Gegensatz zu den alten Volksliedern zu geben. Es lautet:

Main wuətrha sch.

1.

Ênš (jenes) *haüsch, bu* (wo) *i gəpoarən*
Unt aüfgəbokschən pin,
Bu miər an jêdr moarn (Morgen)
Lai (nur) *lüscht hot prûcht* (gebracht) *in shin,*
Bu i də müətrliəbə
Shô wôl gənosən hon,
An bêts (an welches) *i guər niə triəbə,*
Lai hoitr denkən kon,
Ênš haüsch liəb i pəschtendig,
Kon's guər et (nicht) *shûgən biə* (sagen wie),
|: *Shô inig, shô lebendig,*
Jər glâbət's guər et biə! :|

2.

A trüknai woadrai (trocken, vorder) *schtûbə,*
A schtîble nebən uən,
Drüntr an erdepflgrüəbə,
Dər schtol würt hintən druən,
A kandr (Keller) *güət gəmaüərt,*
A weschtəs prêtrdoch,
Bes (des) *longai jârlain taüərt.*
Unt woar a koschtə nôch:
Unt nüe wor's hai (Heu) *unt grüəmôt*
A schtuədl (Stadel) *hoach biə's haüsch:*
|: *Shô ischt main liəbai hoimôt,*
Shô ischt main wuətrhaüsch. :|

3.

Es gait (gibt) *in koishərsch lantərn* (des Kaisers Ländern)
Guər scheanai haishr wîl (viel),
Wîrschtn (Fürsten) *unt hoachə maudr* (Männer)
Hont' guər gəshlesər wîl (viele Schlösser).
„*Də hetain* (diese) *raichən taitə*

Hent (sind) *gliklich*", *hear i shûgn:*
„*Shai prâchənt nisch af paitə* (auf Borg).
Shai tuənt shi a net plûgn (plagen)."
'*S mûg shain ûnt dòch dos oinə*
Ischt gonz a buərai mâr (wahrer Ausspruch),
|: *As* (dass) *i, ben i ahoimə* (daheim),
Nòch mear zuerîdən bâr (wäre). :|

4.

Jo bârlain (wahrlich)! *i tuən binschən* (wünschen)
Woar olai (vor allem) *miər lai dos,*
Main harzə tüet miər glinschen (glimmen),
Ben i'n gədonken wos (fasse):
I mecht in altən tûgən (alten Tagen)
Ahoimə (daheim) *shain in ruə,*
Af woətrsch haüshə lâbən,
Shò gliklich biə ausch (als) *puə;*
Mecht in Gotscheabar pargən (Bergen)
Nòch wrischai lûft gəniəsn,
|: *Mecht in dər haimòt schtârbən,*
Mecht dòrt main shain (Sein) *pəshliəsn!* :|

Zum Texte der Gottscheer Lieder muss ich bemerken, dass ich trotz dreifacher Correctur in den ersten Bogen einige Fehler und inconsequente Schreibungen habe stehen lassen. Vor allem habe ich im Anfang einige Längezeichen vergessen. Es soll immer heißen: *shûn* (Sohn), *óbm* (oben), *schtûbə, lêgən, pəgêgnən, lînə* (Giebelfenster), *pôdn, êschl, kêlich.* Ferner habe ich einige Male im Conjunctiv Praeteriti in der Nebensilbe *ə*, statt des richtigen *ò* gesetzt; richtig ist also *prachòt* (bräche), *bâròt* (wär), *schteanòt* (stünde) u. s. w.). Conjunctiv-Formen, die allerdings jetzt im Liede indicativische Bedeutung haben (wie „thät"). Im Augment *gə* und in den Diphthongen *iə uə* und *üə* steht an einigen wenigen Stellen fälschlich *e*. Inconsequent ist es, wenn ich statt des immer stimmlos zu sprechenden *s* in den ersten Liedern zuweilen *ß* schreibe, und wenn ich *pischtü* neben *pischt dü* u. a. stehen ließ. Andere Inconsequenzen sind in der Mundart selbst begründet. Formen wie *di, i, shi* kommen neben *dich, ich, schich* vor: ebenso *ûnt*, neben *und* und *ûn*, je nach der Stellung im Satze. Volle Formen und Silben werden in der Senkung abgekürzt oder geschwächt: berechtigt sind also nebeneinander die Formen *trafən* und *trafm*, *schraibən* und *schraibm*, *shainən* und *shain*, *prâcht* und *procht* (gebracht), *mûg* und *mog*, *buəs* und *bos* (was), *ûbr* und *obr*. Endlich kommen namentlich in den von Schröer aufgezeichneten Liedern häufig schriftdeutsche Wörter und Formen vor. An besonderen Fällen sind zu vermerken:

In Nr. 5, V. 2 lies für *iən*] *uən;* in Nr. 13, Strophe 17 und 19 für *iər* / *ir;* Nr. 14, V. 11 für *animə*] *aninə;* Nr. 19, V. 53 für *engen* / *steilen;* Nr. 24. V. 1, für *fa* / *af;* V. 9 und 18, für *mugət* / *mègət;* Nr. 38 Melodie, letzter Takt *e* / *g:* Nr. 40, Überschrift für *Dai* / *Di;* Nr. 46, Strophe 19, Nr. 48, Strophe 36, 2 und Nr. 74, V. 61, für *shi*] *shə;* Nr. 47, V. 42, für *ukearn* / *ukêrn;* Nr. 48, Strophe 31, für *sheks* / *sheksch* und Nr. 55, V. 10 f., für *Demòr* / *Denòr.*

Verzeichnis

der Litteratur über Gottschee in chronologischer Folge.

Valvasor Johann Weikhard, Freiherr von, Die Ehre des Herzogthums Krain. 1689. Vier Theile. (1, 210; 2, 300 f.; 3, 193—205.)

Hacquet B., Abbildung und Beschreibung der Südwest- und östlichen Wenden, Illyrier und Slawen. Leipzig o. J. [1801.] S. 84—91.

Richter und Rudesch, Das Herzogthum Gottschee. (Schottkys Vorzeit und Gegenwart. 1823. I, 257—278.)

Klun V. F., Die Gottscheer. (Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. N. F. I. 1853 cf. Sp. 49 - 54.)

Elze T., Gottschee und die Gottscheewer. (Drittes Jahresheft des krainischen Landesmuseums. Laibach 1862. S. 1—66.)

Radics P. von, Die altdeutsche Colonie Gottschee in Krain. (Österreichische Revue. 1864, III, 210—221. IV, 220—231.)

Schröer K. J., Ein Ausflug nach Gottschee. (Jahrbuch des österreichischen Alpenvereins. IV., 1868. S. 374—379.)

Schröer K. J., Das Fortleben der Kudrun-Sage. (Germania, XIV. 1869. S. 327—336. Vgl. dazu Germania, XVII. 208 ff. 425—431 ff.)

Schröer K. J., Wörterbuch der Mundart von Gottschee. Wien, 1870. (Sonderabdruck aus den Wiener Sitzungsberichten. LX., 1868. S. 165—288 und ebenda LXV., 1870. S. 391—510.)

Titzenthaler F., Über Gottschee und einige ältere literarische Erscheinungen in Gottscheer Mundart. Vortrag 1875. (Jahresberichte des Vereines für Erdkunde zu Dresden. XIII XIV. S. 18—34.)

Schröer K. J., Eine deutsche Sprachinsel. (Heimgarten, I., 1877, S. 744—757.)

Czoernig K., Freiherr von, Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Mit einer ethnographischen Karte. (Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereines. IX., 1878, S. 273—287.)

Mupperg Dr., Das bedrohte Land Gottschee. 1880. (Im neuen Reich I.)

Obergföll J., Die Gottscheer Familiennamen. Gottschee, 1882. (Festschrift des Gymnasiums.)

Lechner C., Die Goten in der Gottschee. (Aus allen Welttheilen, XV., 1883, S. 80—83.)

Gehre M., Die deutschen Sprachinseln in Österreich. 1886. (S. 48 bis 57.) (Nach desselben Verfassers Aufsätzen: „Eine Fahrt nach der deutschen Sprachinsel Gottschee" in der „Nationalzeitung", 1884, Nr. 125, 128 und 140.)

Tomšič in Ivanc Kočevsko okrajno glavarstvo (Die Bezirkshauptmannschaft Gottschee), zemljepisno-zgodovinski opis. Laibach, 1887.

Obergföll J., Über die Herkunft der Gottscheer. (Deutscher Kalender für Krain, 1888. 1—24.)

Wolsegger P., Zur Geschichte der Stadt Gottschee bis zum Jahre 1493. (Ebenda 1889, 53—64.)

Wolsegger P., Das Urbarium der Herrschaft Gottsche vom Jahre 1574. (Mittheilungen des Musealvereins für Krain. 1890 f., 140 ff.)

N. N. Gottschee, eine deutsche Sprachinsel in Krain. (Nation VII., 1890, S. 174—177.)

Obergföll J., Gottscheer Ortsnamen. (Deutscher Kalender für Krain 1890, 10—19.)

Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Kärnten und Krain. Wien 1891. (S. 417—428 ein Aufsatz von Schröer über Gottschee.)

Wolsegger P., Zur Geschichte von Gottschee. (D. Kalender f. K., 1892, 6—22.)

Gratzy O., Die deutsche Sprachinsel Gottschee als neues Reiseziel deutscher Wanderfreunde. Vortrag. Meissen 1892.

Außerdem zahlreiche kleinere Aufsätze im Deutschen Kalender für Krain, Laibacher Wochenblatt, in den Mittheilungen des Vereines der Deutschen aus Gottschee und in der Südösterreichischen Post.

Verzeichnis

der für die Anmerkungen benützten volkskundlichen Schrfiten.

Arnim L. A. v. und Brentano C., Des Knaben Wunderhorn (neu bearbeitet von Birlinger und Crecelius). 2 Bände. Wiesbaden 1874 und 1876.

Baumgarten A., Aus der volksmäßigen Überlieferung der Heimat. (Bericht des Museums in Linz. Nr. 29, 1870.)

Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, herausgegeben von H. Riehl. Vier Bände. München 1860—67.)

Bechstein L., Mythe, Sage, Märchen und Fabel. Drei Theile. Leipzig 1854.

Birlinger A., Aus Schwaben. Sagen, Legenden u. s. w. Zwei Bände. Wiesbaden 1874

Böckel O., Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Marburg 1885.

Böhme Fr., Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen in Wort und Weise aus dem 12. bis 17. Jahrhunderte. Leipzig 1877.

Carinthia I, Mittheilungen des Geschichtsvereines für Kärnten. Klagenfurt.

Carinthia, Neue, Zeitschrift für Geschichte, Volks- und Alterthumskunde Kärntens in Klagenfurt.

Ditfurth F. W., Freiherr v., Fränkische Volkslieder mit ihren zweistimmigen Singweisen. Zwei Theile. Leipzig 1855.

Erk L., Deutscher Liederhort. Neu bearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme. Drei Bände. Leipzig 1893—1894.[1]

Erlach Fr. K., Freiherr v., Die Volkslieder der Deutschen. Fünf Bände. Mannheim 1834—1836.

Gesta Romanorum, Herausgegeben von H. Oesterley. Berlin 1872.

Grimm Jakob und Wilhelm. Kinder- und Hausmärchen. Drei Bände. Berlin 1819—1822.

Grimm Jakob und Wilhelm, Deutsche Sagen. Dritte Auflage. Berlin 1891.

Grimm Jakob, Deutsche Mythologie. Vierte Ausgabe, besorgt von E. H. Meyer. Drei Bände. Berlin 1875—1878.

Grün A. (Graf Anton Auersperg), Volkslieder aus Krain. (Aus dem Slowenischen übersetzt.) Leipzig 1850.

Haltrich. Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleine Schriften, herausgegeben von J. Wolf. Wien 1885.

Hauffen A., Das deutsche Volkslied in Österreich-Ungarn. (Zeitschrift des Vereines für Volkskunde IV. 1894, S. 1—33.)

Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden der Ober- und Niederlausitz. Zwei Bände. Grimma 1841—1843.

Herrmann E. und Pogatschnigg V., Deutsche Volkslieder aus Kärnten, gesammelt und ausgewählt. Salonausgabe. Graz 1884.

Hoffmann v. Fallersleben und E. Richter, Schlesische Volkslieder mit Melodien. Leipzig 1842.

Hörmann v. L., Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Zweite Auflage. Innsbruck 1882.

Hruschka A. und Toischer W., Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Prag 1891.

[1] Nur S. 91, Anmerkung 1, citiere ich nach der ersten Ausgabe.

Jahn U., Volkssagen aus Pommern und Rügen. Stettin 1886.
Janežič A., Cvetje slovanskega naroda I Celovec (Klagenfurt) 1852.
Kapper S., Die Gesänge der Serben. Zwei Bände. Leipzig 1852.
Kapper S., Slawische Melodien. Leipzig 1844.
Knoop O., Volkssagen. Erzählungen. Aberglauben. Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885.
Knoop O., Allerhand Scherz, Neckereien, Reime und Erzählungen über pommersche Orte. Stettin 1891.
(Koritko E.), Slovenske pesmi kranjskiga naroda. Ljubljana (Laibach) 1839–1844.
Krauß F., Sagen und Märchen der Südslawen. Zwei Bände. Leipzig 1883 f.
Krauß F., Sitten und Brauch der Südslawen. Wien 1885.
Krek B., Slovenske narodne pravljice in pripovedke. Marburg o. J.
Kretzschmer A. und Zuccalmaglio v., Deutsche Volkslieder mit ihren Original-Weisen. Zwei Bände. Berlin 1838–1841.
Kuhn A. und Schwarz W., Norddeutsche Sagen. Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg. Pommern, der Mark u. s. w. Leipzig 1848.
Lewalter J., Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. Hamburg 1890 ff.
Lexer M., Kärntisches Wörterbuch. Mit einem Anhang: Weihnachtsspiele und Lieder aus Kärnten. Leipzig 1862.
Lippert J., Deutsche Festbräuche. Prag 1884.
Mannhardt W., Wald- und Feldculte I., Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Berlin 1875.
Meier E., Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Berlin 1855.
Meinert Jos. G., Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. I (einziger Band). Wien und Hamburg 1817.
Mittler Fr. L., Deutsche Volkslieder. Zweite Ausgabe. Frankfurt a. Main 1865.
Montanus (A. v. Zuccalmaglio), Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube in Sagen. Märlein und Volksliedern. Iserlohn o. J.
Müllenhoff K., Sagen. Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.
Müller W., Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Wien und Olmütz 1893.
Mündel C., Elsässische Volkslieder. Straßburg 1884.
Nork F., Der Festkalender. (Das Kloster. siebenter Bd.) Stuttgart 1849.
Perger A. v., Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart 1864.
Peter A., Volksthümliches aus Österreichisch-Schlesien. Zwei Bände. Troppau 1865 ff.

Pfannenschmid H., Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus mit besonderer Beziehung auf Niedersachsen. Hannover 1878.

Pogatschnigg V. und Herrmann E., Deutsche Volkslieder aus Kärnten. I. (Zweite Auflage). Graz 1879, II. 1870.

Pröhle H., Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Zweite Ausgabe. Stuttgart 1863.

Reifferscheid A., Westfälische Volkslieder in Wort und Weise. Heilbronn 1879.

Rochholz E. L., Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857.

Rosegger P. und Heuberger R., Volkslieder aus Steiermark mit Melodien. Pressburg 1872.

Rosenkranz C., Die Pflanzen im Volksaberglauben. Kassel 1893.

Scheinigg J., Narodne pesni koroških Slovencev. Ljubljana (Laibach) 1889.

Schlossar A., Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881.

Schuster F. W., Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Räthsel u. s. w. Hermannstadt 1865.

Seidl J. G., Almer, innerösterreichische Volksweisen. Wien 1850.

Simrock K., Das deutsche Kinderbuch. Dritte Auflage. Frankfurt a. Main 1879.

Simrock K., Die deutschen Volkslieder. Frankfurt a. Main o. J.

Süß M. V., Salzburgische Volkslieder. Salzburg 1865.

Talvj (Therese v. Jakob). Volkslieder der Serben. Zwei Bände. Zweite Auflage. Halle und Leipzig 1835.

Tobler L., Schweizerische Volkslieder. Zwei Bände. Frauenfeld 1882—1884.

Tschischka F. und Schottky J., Österreichische Volkslieder mit Singweisen. Zweite Auflage. Pesth 1844.

Uhland L., Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Zweite Auflage. Stuttgart 1881.

Uhland L., Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. III. und IV. Band. Stuttgart 1866 und 1869.

Valjavec, Narodne pripovjesti u Varaždinu i okolici. Zweite Auflage. Agram 1890.

Vernaleken Th., Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. Wien 1859.

Vraz. Stanko, Narodne pêsni ilirske, koje se pêvaju po Štajerskoj, Krajnskoj i zapadnoj strani Ugerske I (einziger Band). Agram 1839.

Waldau, Böhmische Granaten. Zwei Bände. Prag 1858.

Weinhold K., Weihnacht-Spiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Neue Ausgabe. Wien 1875.

W e i n h o l d, K., Bairische Grammatik. Berlin 1867.
W u t t k e A., Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Zweite Auflage. Berlin 1869.
Z i n g e r l e J. V., Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Zweite Auflage. Innsbruck 1871.
Z i n g e r l e J. V., S a g e n aus Tirol. Zweite Auflage. Innsbruck 1891.
Z u r m ü h l e n H., Niederrheinische Volkslieder. Leipzig 1879.

(Bei den Liedersammlungen mit fortlaufenden Nummern citiere ich die Nummer; bei den übrigen Schriften die Seite. Die gesperrt gedruckten Wörter bedeuten die von mir gebrauchten Abkürzungen.)

Sachregister.[1]

[1] Um dieses Register nicht zu sehr zu belasten, habe ich die größeren sachlichen Gruppen und die Titel der Lieder, die beide im Inhaltsverzeichnis ausführlich vermerkt sind, ferner jene Sachen und Namen, die im Buche nur nebenbei erwähnt werden, nicht aufgenommen.

Zur Kartenskizze.

Die Grenze der Sprachinsel Gottschee zieht (wie die beigegebene Skizze andeutet) von Langenthon und Oberwarmberg, den nördlichsten Punkten, in südöstlicher Richtung über Pöllandel nach Laase. Von da südlich durch die Mosche gegen Gaber zu und durch Rodine nach Maierle. In südwestlicher Richtung strebt sie dann über Unterlag und Pockstein der Kulpa zu und fällt eine kurze Strecke hindurch bis gegen Fliegendorf mit der Landesgrenze gegen Kroatien zusammen. Von da steigt sie in nordwestlicher Richtung auf, in zahlreichen Windungen über Mrauen, Niedertiefenbach, Morobitz, Eben, Ober- und Mittergrass und Suchen nach Gehag. Von da östlich durch Merleinsrauth nach Masern und hernach nordöstlich in Windungen über Oberloschin, Tiefenthal, Kukendorf, Setsch, Neulag nach dem Ausgangspunkte zurück. Die Grenze ist im allgemeinen eine scharfe Linie, da ganz oder fast ganz deutsche Grenzorte slowenischen Nachbarorten gegenüberstehen. Im Westen sind Gehag und Merleinsrauth zur Hälfte, Mittergrass zum dritten Theile, im Osten Rodine der überwiegenden Mehrheit nach slowenisch. In Obergrass wurde für diesen Herbst die Errichtung einer deutschen Schule bestimmt erwartet; diese Hoffnung hat sich vorläufig noch nicht erfüllt. Zur Sprachinsel gehören 24 Ortsgemeinden mit 171 Ansiedlungen, von denen 5 slowenisch sind; hingegen gehören außerdem 6 Gottscheer Ansiedlungen zu slowenischen Gemeinden. Von diesen 177 Ansiedlungen habe ich nur die wichtigeren auf der Karte verzeichnet. Die Zahl der auf dem Gebiete der Sprachinsel lebenden Slowenen beträgt circa 700, die der dauernd ansässigen Deutschen 18.800. Da über 5000 Gottscheer zeitweilig abwesend sind (als Hausierer und in Amerika), so kann ihre Zahl auf 24.000 geschätzt werden. Die Stadt Gottschee hat jetzt (seit dem Kohlenbergbau) gegen 1500 Einwohner.

Die Deutsche Sprachinsel Gottschee

nach der Volkszählung 1890

—·—·— Sprachgrenze

.... Landesgrenze zwischen Krain u. Kroatien

– – – – – Eisenbahnstrecke

In den unterstrichenen Orten befindet sich eine Deutsche Schule.

Rudolfswerth
Kukendorf
Setsch
Langenthon
Ob. Warmberg
Unt. Warmberg
Neulaag
Reifnitz
Ebenthal
Tiefenthal
Alllag
Pogoretz
Pölland
Niederdorf
Obersteinwand
Walden
Malgern
Oberloschin
Laase
Altbacher
Mitterdorf
Gehag
Tschermoschnitz
Masereben
Merleinsrauth
Land
Masern
Mosche
Gottschee
Suchen
Rinshe B.
Gaber
Neuwinkel
Semič
Hohenegg
Stockendorf
Göttenitz
Obergras
Lienfeld
Alben
Kotschen
Schwarzenbach
Hinter-Land
Nesselthal
Cubranka
Obermösel
Unter-Land
Rodine
Schöftein
Rieg
Stalzern
Lichtenbach
Kroatien
Hornberg
Römergrund
Unterdeutschau
Maierle
Tschernembl
Eben
Mrauen
Morobitz
Graflinden
Skrill
Fliegendorf
Ober-Tiefenbach
Nieder
Pockstein
Wosail
Unterlag
Kulpa
Kostel
Kulpa

1 : 300.000

Gezeichnet von A. Hauffen.







